

Johann Fischarts *Dämonomanie*

Übertragungs- und Argumentationsstrategien im dämonologischen
Diskurs des späten 16. Jahrhunderts

Inauguraldissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der
Philosophie am Fachbereich für Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien
Universität Berlin von Jonathan Schüz.

Berlin 2011

Tag der Disputation: 09.04.2010

Erstgutachter: Prof. Dr. Wolfgang Neuber
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Ursula Kocher

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	4
A. Einleitung.....	5
1. Johann Fischarts Dämonomanie.....	6
1.1 Johann Fischart als Dämonologe.....	11
1.2 Dämonologien im 16. Jh.	15
1.2.1 Dämonologien als Archive.....	16
1.2.2 Dämonologien als argumentative Texte	17
1.2.3 Die „Mechanik“ der Dämonologien.....	18
1.3 Zur Textgestalt.....	20
B. Grundlagen.....	22
2. Literatur als Weltbild-Maschine.....	22
2.1 Skeptizismus in der Dämonomanie.....	23
2.2 „Experientia“.....	31
3. Rechtsgeschichtliche Faktoren.....	39
3.1 Das elaborierte Hexereidelikt und die Dämonologien.....	43
C. Topik.....	46
4. Topik und die Systematisierung von Wissen	48
5. Topik als Tiefenstruktur des sozialen Diskurses.....	55
6. Humanistische Dialektik: Topik und Inventio.....	61
6.1 Topik bei Aristoteles und Cicero.....	62
6.2. Humanistische Dialektik.....	64
6.2.1 Lorenzo Valla.....	65
6.2.2 Rudolf Agricola: De inventione dialectica libri tres	69
7. Die invertierte Hexe.....	79
8. Das Ende der dialektischen Invention und das Ende der Wissenschaft von den Hexen. 87	
8.1 Johann Weier als „böser Dialecticus“.....	88
8.2 Francis Bacon.....	91
8.3 Christian Thomasius.....	96
D. Argumentationsstrategien.....	101
9. Die Gliederung der Dämonomanie.....	101
10. Autoritäten.....	106
10.1 Autoritäten in Kapitel I,1 und II,4.....	109
11. Textgliederung und argumentative Strategien.....	112
11.1 Aufbau des Kapitels I, 1.....	112
11.2 Argumentative Gliederung des Kapitels I, 1: Die Methode.....	115
11.3 Aufbau des Kapitels II, 4: Copia	120
12. Exempel.....	123
12.1 Exempel in der Humanistischen Dialektik.....	123
12.2 Exempel und Kombinatorik.....	129
12.3 Exempel in den Kapiteln I, 1 und II, 4	138
13 Fazit	148
14. Absätze.....	153
14.1 Makrostrukturen und Argumentationsführung.....	153
14.2 Der materielle Text	161

E. Übertragungsstrategien.....	166
15 Textperformanz.....	168
15. 1 Textperformanz in der Démonomanie	168
15. 2 Textperformanz im Teuffelsheer.....	169
16. Die Vorwarnung an die Leser.....	171
17. Parenthesen.....	174
17. 1 Der Freie Wille	175
17. 2 Inhaltliche Ergänzungen.....	185
17. 3 Etymologie und Akkomodation.....	193
17. 4 Paradigmatische Strukturen.....	216
18. Marginalien.....	226
19. Register.....	232
F. Nachwort	243
20. Johannes Praetorius und die Dämonomanie von 1698.....	243
21. Resümee.....	251
G. Anhang: Argumentationsstrukturen in den Kapiteln I, 1 und II, 4.	258
a) Argumentationsstruktur I, 1.....	258
b) Argumentationsstruktur II, 4.....	264
H. Literaturverzeichnis.....	274
a) Primärtexte.....	274
b) Sekundärliteratur.....	283

Vorwort

Dieser Text ist die überarbeitete und gekürzte Version meiner Dissertation, die im April 2010 am Fachbereich für Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin verteidigt wurde.

Zu Dank verpflichtet bin ich zuallererst meinem Betreuer, Prof. Dr. Wolfgang Neuber, der die Arbeit angestoßen und mit Geduld, Ratschlägen und großer Sachkenntnis begleitet hat. Prof. Dr. Ursula Kocher danke ich sehr herzlich für ihre Bereitschaft, das Zweitgutachten zu übernehmen sowie für wichtige Hinweise zur Überarbeitung des Textes. Danken möchte ich auch den weiteren Kommissionsmitgliedern, Prof. Dr. Annette Gerok-Reiter, Dr. Jörg Jungmayr (in dessen Grundkurs ich zum ersten Mal mit Fischart in Berührung kam) und Prof. Dr. Erika Kartschoke, die mir als studentische Hilfskraft die Gelegenheit gab, die Literatur des 16. Jhs. näher kennen zu lernen. Unterstützung habe ich im Verlaufe der Arbeit von verschiedener Seite erfahren. Zu nennen sind vor allem Dr. Rita Voltmer, Rebecca Wilkin, Ph.D. und Prof. Virginia Krause, Ph.D., die mir großzügig Materialien und Rechercheergebnisse zukommen ließen, ebenso wie meine Kollegen am Lehrstuhl für Germanistik der Univerzita J. E. Purkyně in Ústí nad Labem während meiner Zeit als DAAD-Lektor, die meine Arbeit mit großem Interesse verfolgt haben.

Meine Familie setzte, so scheint mir, häufig mehr Vertrauen in mich und in meine Arbeit als ich selbst, nicht zuletzt dafür auch herzlichen Dank, insbesondere an meine Frau Alice, die geduldig meine häufige physische und psychische Abwesenheit ertrug. Widmen möchte ich die Arbeit meiner Tochter Miriam.

Win iß.

A. Einleitung

Auch nach längerer Beschäftigung mit der Hexenliteratur¹ der Frühen Neuzeit drängt sich immer wieder die Frage nach der „Rationalität im Wahn“ auf, die Schwerhoff bereits 1986 stellte.² Das Dilemma der Forschung und eines modernen Lesers lässt sich knapp formulieren: „To study witchcraft is for most of us to study something we do not believe in“.³ In der Frühen Neuzeit war die Existenz von Hexerei (trotz verschiedener Gegenstimmen) ein stabiles Element im kollektiven Sinnhorizont der Gesellschaft, auch wenn sich vielfach Gegenstimmen und Skeptiker nachweisen lassen. Die rationalisierende Erklärung des Phänomens, die Rückführung der Hexenverfolgungen auf eine generelle magische Weltansicht der Epoche angesichts der bedrohlichen „Übermacht der Natur“,⁴ hat eine lange Tradition. Bereits die Enzyklopädie von Zedler konstatiert, dass es dem Verstand des Menschen angenehm ist,

wenn er überall eine Ursache anzugeben weiß, daß alle diejenigen Würckungen, deren Grund er nicht anzugeben vermag, und die er, wegen des damit verknüpften bösen, unmöglich von GOtt herleiten kann, der Kraft des Teufels zuzuschreiben keine Bedenken trägt. Wenn sich nun Menschen finden, die dergleichen Dinge hervorbringen, welche, nach unsrer Einsicht in die Natur, natürlicher Weise schlechterdings unmöglich sind, so fällt unser Urtheil sogleich dahin aus, daß sie solches durch den Beystand des Satans verrichten.⁵

Die historische Hexenforschung hat diese Überlegungen in den letzten Jahrzehnten mit einer Vielzahl von Makro- und Mikrostudien flankiert und gezeigt, dass eine Vielzahl von soziohistorischen und rechtsgeschichtlichen Einflüssen auf die Hexenverfolgungen eingewirkt haben.

Parallel zu diesen juristischen Entwicklungen, z. B. der allmählichen Durchsetzung des Inquisitionsprozesses, zeichnet sich die Frühe Neuzeit durch grundlegende rhetorisch-dialektische Veränderungen aus, die sich im Zuge der Ausbreitung des Humanismus in Europa

¹ Um kompliziertere Formulierungen zu vermeiden, wird in der vorliegenden Arbeit konsequent die Bezeichnung „Hexe“ verwendet, auch wenn sich die dämonologische Traktatistik der Frühen Neuzeit wie auch die Verfolgungen durchaus auch auf Männer und Kinder erstreckten.

² Vgl. Schwerhoff, Gerd. Rationalität im Wahn. Zum gelehrten Diskurs über die Hexen in der frühen Neuzeit. In: Saeculum 37, 1 (1986); S. 45-82.

³ Hodgkin, Katharine. Reasoning with Unreason: Visions, Witchcraft and Madness in Early Modern England. In: Languages of Witchcraft. Narrative, Ideology and Meaning in Early Modern Culture. Hg. v. Stuart Clark. London, Macmillan: 2001; S. 217-236; hier S. 217.

⁴ Von Dülmen, Richard. Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. III: Religion, Magie, Aufklärung. München, Beck: 1994; S. 78f.

⁵ Eintrag „Hexerey“. In: Zedler, Bd. 12, Sp. 1978-1995; hier Sp. 1979. Zedler sah sich zu seiner Zeit noch mit der Möglichkeit konfrontiert, dass es Hexen tatsächlich geben könnte: „Da die Gelehrten in der Frage, ob wahrhaftig Hexen wären oder nicht? sehr uneinig sind: so fällt es uns bedenklich durch den Beyfall, den wir der einen Partheie geben müssen, der andern zu nahe zu treten.“ (vgl. ebda.).

etablierten. Diese Entwicklungen prägen den gelehrten Diskurs über Hexen,⁶ der die verschiedenen Elemente des Volksglaubens überformt,⁷ methodisiert und sie damit rückwirkend wieder verstärkt.

Das 16. Jh, das die maßgebenden dämonologischen Schriften hervorgebracht hat, ist zugleich auch der Höhepunkt einer topischen Systematisierung von Wissen sowie der Humanistischen Dialektik, die mit ihren Inventionsmechanismen und Argumentationsstrategien die Textproduktion in sämtlichen Gebieten organisierte. Das Aufkommen neuer wissenschaftlicher Methodologien im 17. Jh. stellt das Ende dieser topischen Wissensverwaltung dar sowie, mit einiger Verzögerung, der dämonologischen Textproduktion.

1. Johann Fischarts Dämonomanie

Der Hauptgegenstand der Analyse ist Fischarts Text *DE MAGORVM DAEMONOMANIA.// Vom Außgelas=// nen Wütigen Teuffelsheer// Allerhand Zauberern/ Hexen vnnd// Hexenmeistern/ Vnholden/ Teuffelsbeschwernern/ Warsa=// gern/ Schwartzkünstlern/ Vergifftern/ Augen=// verblendern/ etc.[...]*. Von diesem Text liegen aus dem 16. Jh. drei Auflagen vor, 1581, 1586 sowie 1591, die bei Jobin in Straßburg gedruckt wurden. Eine weitere Ausgabe erschien 1698 in Hamburg.⁸ Zitiert wird überwiegend die dritte Auflage von 1591, da sie die Änderungen und Zusätze der beiden vorherige Ausgaben übernimmt und sie durch verschiedene Paratexte fortführt und erweitert.⁹

Zunächst soll die Aussage, der vorliegende Text sei Fischart zuzuschreiben, genauer betrachtet werden. In der Forschung wird, wie in den meisten Bibliothekskatalogen, bei der deutschen Übertragung Jean Bodin als Autor angegeben, Fischart erscheint lediglich als Übersetzer. Der Großteil der Untersuchungen aus der Perspektive Fischarts beschäftigt sich mit der Frage nach Fischarts Motivation für die Übertragung, ohne dabei auf die spezifischen Eigenständigkeit der deutschen Version zu sprechen zu kommen.¹⁰ Diese Betrachtungsweise der

⁶ Zu einem kurzen Überblick über die Geschichte der dämonologischen Literatur s. Scholz-Williams, Gerhild. Lexikoneintrag „Hexenliteratur“, in: RL, Bd. 2; S. 44-46. Vgl. dazu auch mit einem Schwerpunkt auf den katholischen Schriften Baroja, Julio Caro. Witchcraft and Catholic Theology. In: Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries. Hg. v. Bengt Ankarloo, Gustav Henningsen. Oxford, Clarendon Press: 1990; S. 19-43.

⁷ Vgl. zum Begriff „Volksglaube“ Kap. 3. 3.

⁸ Dies ist die letzte Auflage vor dem Reprint 1973. Sie steht jedoch in einem anderen diskursiven Umfeld als die drei Auflage im 16. Jh., so dass sie in der vorliegenden Arbeit gesondert betrachtet wird (vgl. Kap. 18).

⁹ Sie liegt auch dem Nachdruck der akademischen Druck- und Verlagsanstalt von 1973 zugrunde. Ein Nachdruck der zweiten Auflage von 1586 wird seit 2008 vom Verlag Fines Mundi in Saarbrücken publiziert.

¹⁰ So z. B. noch bei Kühlmann, Wilhelm. Poetische Hexenangst. Zu zwei Gedichten des pfälzischen Humanisten Paul Melissus (1539-1602) und ihrem literarischen Kontext. In: Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. Beiträge zur Tagung Kloster Zinna 29.9.-01.10.1997. Herausgegeben und eingeleitet von

Autorensituation der *Dämonomanie* erscheint problematisch, da sie im Prinzip die Textanalyse und die daraus abzuleitenden Erkenntnisse verstellt: Sofern die deutsche Version nur als Appendix der eigentlich auf französisch bereits stattgefundenen ingeniosen Leistung gesehen wird, erübrigt sich eine eingehendere Analyse.

Diese Hierarchie in der Textfolge soll in der vorliegenden Arbeit vermieden werden.¹¹ Die einzelnen Ausgaben werden gleichberechtigt betrachtet als Repräsentationsstufen desselben unfertigen, bzw. immer wieder aufs neue fertiggestellten Textes: „Ein Text ist immer dann fertig, wenn er in den Prozeß der literarischen Kommunikation eingespeist wird, und das kann einmalig sein, das kann wiederholt geschehen oder auch niemals.“¹² Bodins Version kommt dabei keine größere Autorität zu als den deutschen Übertragungen.

Die Emanzipierung des deutschen Texte ist auch durch seine Rezeptionsgeschichte begründet. Wolfgang Behringer hat anhand des Begriffes „Hexenreichstag“, mit dem Fischart den Komplex um den Hexensabbat mehrfach wiedergibt, die Vewerdnung der deutschen Version bei den Hexenprozessen in Rettenberg-Sonthofen (1586/87) nachgewiesen.¹³

Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Jörg Jungmayr, Knut Kiesant. Amsterdam/ Atlana, Rodopi: 2000 (= Chloe Beihefte zum Daphnis, Bd. 33); S. 153-174; hier S. 154, FN 2. Ausnahmen zu diesem Ansatz sind rar: Grundlegend ist nach wie vor die gründliche Analyse bei Adolf Hauffen: Fischart-Studien III. Der Malleus maleficarum und Bodins *Démonomanie*. In: Euphorion 4 (1897); S. 1-16 sowie 251-262 sowie die Weiterführung seiner Betrachtungen in: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Leipzig / Berlin, de Gruyter: 2 Bd., 1921/22; hier Bd. 2, S. 206-216. Aus der jüngeren Forschung sind zu nennen: Scholz-Williams, Gerhild. Die Wissenschaft von den Hexen. Jean Bodin und sein Übersetzer Johann Fischart als Demonologen. In: Knowledge, Science and Literatur in Early Modern Germany. Hg. v. Gerhild Scholz-Williams, Stephen K. Schindler. Chapel Hill/ London, University of North Carolina Press: 1996; S. 191-218; sowie (mit Einschränkungen) die Untersuchung von Janson, Stefan. Jean Bodin – Johann Fischart. De la *Démonomanie* des sorciers (1580) – Vom ausgelassenen wütigen Teuffelsheer (1581) und ihre Fallberichte. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1980.

¹¹ Dabei muss diese Hierarchisierung nicht bis auf die Autoren des Textes durchgreifen, wie es z. B. bei Ganghofer geschieht, der seine Dissertation über die *Geschichtklitterung* mit dem gesperrt gesetzten Satz schließt: „Johann Fischart ist von höherem geistigen Range als Rabelais.“ (Ganghofer, Ludwig. Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. München, Ackermann: 1881; hier S. 89). Zwar wird hier die Übertragung ihrer Vorlage nicht nachgeordnet, die Hierarchisierung wird jedoch beibehalten und lediglich umgekehrt.

¹² Neuber, Wolfgang. Der ‚verderbte‘ Text. Monogenese und Pluralisierung als Theologie des Sündenfalls. In: Ästhetische Erfahrung und Edition. Hg. v. Rainer Falk, Gert Mattenklott. Tübingen, Niemeyer: 2007; S. 47-58; hier S. 54.

¹³ Hier lassen die überlieferten Interrogatorien „neben der Kenntnis des „Hexenhammers“ auch den Einfluß der aktuellen Hexenliteratur erkennen [...]: Die Frage nach den Hexenversammlungen in der charakteristischen Ausprägung des „Hexen-Reichstages“ deutet auf die Fischartsche Übersetzung von Jean Bodins „*Daemonomania*“ [sic] hin (vgl. Behringer, Wolfgang. Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit. München, Oldenbourg: 1987; S. 132.) Im Zuge dieser Prozesse, der etwa 23 Personen zum Opfer fielen, fand auch zum ersten Mal das elaborierte Hexereidelikt Anwendung in dieser Gegend. Gerade diese Übernahme des Textes aus dem gelehrten Diskurs in die juristische Praxis scheint bei der französischen *Démonomanie* selten geschehen zu sein. Zwar wurde sie etwa 20 Jahre lang nach dem ersten Erscheinen immer wieder neu aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt, dem gegenüber steht jedoch „the tightening of standards in the jurisprudence of witchcraft in France. The Parliament of Paris followed up waves of executions sanctioned by provincial courts with crackdowns on abuses in criminal procedure.“ (Wilkin, Rebecca. Women, Imagination and the Search for Truth in Early Modern France. Aldershot/ Burlington, Ashgate: 2008; hier S. 55). Eine Darstellung der Neuauflagen und Übersetzungen der *Démonomanie* (neben Deutsch im 16. Jh. auch Italienisch und Latein) bietet Couzinat, Marie-Dominique. Jean Bodin. Paris, Memini: 2001 (= Bibliographie des Ecrivains Français, Bd. 23); hier S. 30 sowie 38-47.

Zeitgenössischen deutschsprachigen Rezipienten präsentierte sich der Text in einer monolingualen Fassung. Das Verhältnis zu Bodins *Démonomanie* wird innerhalb des deutschen Textes zwar in Grundzügen erklärt, ebenso werden Zusätze verschiedentlich gekennzeichnet, jedoch nicht mit der Gründlichkeit, die notwendig wäre, um die Eigenständigkeit der deutschen Version im Kontrast zur französischen deutlich werden zu lassen. Der Text existiert somit in einer komplexen Mischfassung, in der sich die Markierungen der verschiedenen Autorschaften nicht klar voneinander trennen lassen.¹⁴

Dies spiegelt sich im philologischen Vorgehen dieser Untersuchung, das nur deskriptiv geschehen kann. „Wenn die Grenzen eines Textes notwendig fließend sind, dann darf kein Stellenkommentar allein bestimmte Bedeutungsebenen festschreiben. Was hier gefordert ist, das ist die Beigabe von Makrokommentaren, die einen Text in seinem argumentativen Umfeld situieren.“¹⁵ Der Vergleich mit der französischen Version geschieht nicht, um die deutsche Version zu beschneiden und sie auf den französischen Text zurückzuführen, sondern um zu zeigen, wie verschiedene Diskurse an die topischen Kopplungsmöglichkeiten des Textes angeschlossen werden können. Der Begriff der „Makrokommentare“ zeigt bereits, dass dies nur exemplarisch geschehen kann, eine vollständige Darstellung von Fischarts Zusätzen wäre Aufgabe einer kritischen Edition und würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Die Analyse des Textes konzentriert sich auf die rhetorisch-dialektischen Mechanismen des Textes. Dies soll angesichts der Materie nicht zynisch erscheinen: Das Phänomen der Hexenverfolgungen bewegt sich in einem Feld, das von konkreten und schwer nachzuvollziehenden Grausamkeiten sowie von juristischem und sozialem Machtmissbrauch geprägt ist. Aktueller Tendenzen zeigen,¹⁶ dass derartige Verfolgungen kein abgeschlossenes Kapitel der

¹⁴ In der vorliegenden Arbeit wird versucht, diesen Zusammenhängen Rechnung zu tragen. Einerseits wird der Text der deutschen Version im Hinblick auf argumentatorische Strategien oder im Hinblick auf textperformative Aspekte analysiert. Diese Untersuchung analysiert den *Textus receptus* im deutschsprachigen dämonologischen Diskurs des 16. und 17. Jhs. Auf der anderen Seite werden die Differenzen zwischen den Ausgaben genauer betrachtet. Dieser Untersuchungsschritt richtet sich auf den *Textus receptus* der (neuzeitlichen) Philologie. Diese Aspekte der Autorschaften werden begrifflich markiert: Die Bezeichnung *Démonomanie* betrifft ausdrücklich die französische Ausgabe, *Teuffelsheer* in Abgrenzung davon die deutsche Version. Der in der Forschung etablierte und auch hier größtenteils verwendete Begriff *Dämonomanie*, als Eindeutschung des lateinischen Übertitels der Fischartschen Ausgabe, der den französischen Titel *De la démonomanie des sorciers* umschreibt, steht für die deutsche Version als zeitgenössischer *Textus receptus* ohne Abgleich mit der französischen Vorlage, wie er sich dem deutschsprachigen Rezipientenkreis der Frühen Neuzeit (und auch noch der Gegenwart) präsentiert.

¹⁵ Neuber, *Der verderbte Text*, S. 55.

¹⁶ Nur als Ausschnitt aus der Vielzahl an Meldungen: Es berichtet z. B. die BBC am 20. Oktober 2009 von Misshandlungen angeblicher Hexen in einem Dorf in Indien (URL: http://news.bbc.co.uk/2/hi/south_asia/8315980.stm [1. 11. 2009]), am gleichen Tag berichtet der Spiegel in seiner Online-Ausgabe über die sog. „Hexenkinder“ in Nigeria (URL: <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,656308,00.html> [1. 11. 2009]). Vgl. zur aktuellen Lage und zur Problematik der Menschenrechte auch das UNHCR Research-Paper Nr. 169: Schnoebelen, Jill. *Witchcraft allegations, refugee protection and human rights: a review of the evidence*. URL: <http://www.unhcr.org/cgi-bin/texis/vtx/search?page=search&docid=4981ca712&query=witchcraft> [1. 11.

Geschichte sind, sondern sich nach wie vor abspielen. Die vorliegende Arbeit versucht sich jedoch nicht an einer Erklärung Hexenverfolgungen in Gänze, sondern an der Analyse von dialektischen und argumentativen Mechanismen, die den dämonologischen Diskurs der Frühen Neuzeit prägen. Es ist dafür notwendig, das Zusammenspiel der einzelnen Mechanismen innerhalb des Diskurses, letztlich die „Rationalität im Wahn“, als funktionale Elemente zu akzeptieren.

Stuart Clark führt aus, dass dafür gezeigt werden muss, wie das Sprachspiel, in dem die Dämonologie der Frühen Neuzeit funktionieren konnte, konstruiert ist.¹⁷ Dies ist umso wichtiger, da sich der dämonologische Diskurs auf „made, not discovered truths“ bezieht,¹⁸ was die Traktatistik über Hexen vor ein großes Problem stellt, denn sie ist zunächst einmal „radically incorrect about what could happen in the real world. [...] In this area of the past, above all it seems that a particular language was matched up with the world rather badly, allowing its users only to make errors about how things were.“¹⁹ Diese Problematik scheint zunächst gering zu wiegen, da die Referenzebene der Darstellung nicht in der wie auch immer gearteten Realität selbst liegt, sondern im Sinnhorizont des Kollektivgedächtnisses,²⁰ also in der Form von Realität, die innerdiskursiv als Simulakrum entworfen wird. Es stellt sich jedoch die Frage, welche Strategien es ermöglichten, über fast 200 Jahre eine enorm funktionale und in hohem Maße in die Öffentlichkeit abstrahlende Wissenschaft über eine nicht-existente Datengrundlage aufrecht zu erhalten. Wenn der Diskurs für eine Untersuchung dieser Frage ernstgenommen wird, dann nicht in Bezug auf seine Aussagen über die Realität, sondern in Bezug auf die sprachlichen, letztlich rhetorischen Mechanismen, die dies ermöglichen. Die Vielzahl an äußerlichen Einflüssen und Determinatoren der soziohistorischen Lebensumwelt werden durch diese Betrachtung nicht negiert, sie rücken jedoch zunächst an den Rand des Interesses. Diese Analyse des argumentativen Vorgehens ermöglicht einen Einblick in die publizistischen Strategien, die den dämonologischen Diskurs in seiner Gänze prägen. Die grundlegenden Funktionen einer topischen Argumentation, verbunden mit einer kombinatorischen und kompilatorischen Literaturproduktion, entwickeln dabei eine Eigen-dynamik, die den gelehrten Diskurs in Bezug auf die Reproduktion seiner materiellen Grund-

2009].

¹⁷ Vgl. Clark, Stuart. Inversion, Misrule and the Meaning of Witchcraft. In: Past & Present 86 (1980); S. 98-127, hier S. 98-100; sowie ders. Thinking With Demons. The Idea of Witchcraft in Early Modern Europe. Oxford, Oxford University Press: 1999, hier exemplarisch S. vi-x.

¹⁸ Clark, Thinking with Demons, S. 8.

¹⁹ Clark, Thinking with Demons; S. 3.

²⁰ Vgl. Erll, Astrid. Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegungen und Anwendungsperspektiven. Hg. v. Astrid Erll, Ansgar Nünning. Berlin/ New York, de Gruyter: 2005; S. 249-276; hier S. 264. Der Begriff des „kollektiven Gedächtnis“ geht dabei auf Assmann zurück.

lagen relativ autonom von einer intentionalen Steuerung von außen machen.

Dabei werden in der Analyse auch die biographischen Aspekte Bodins und Fischarts zunächst ausgeklammert. Zwar stellt der Text, wie in den Analysen deutlich wird, einen durchaus individuellen Zugriff auf das prinzipiell überindividuelle Verständnis von Hexen dar, allerdings bezieht sich diese Individualität weniger auf die Biographien der Verfasser, sondern auf die diskursiven Felder, zwischen denen der Text in seiner jeweiligen Fassung positioniert wird.

Dass der heuristische Hintergrund dieser Untersuchung primär auf rhetorischen Mechanismen liegt, ergibt sich aus der historischen Situierung der Texte. „Die Rhetorik ist die eigentliche Schreibschule dieser Jahrhunderte“, sie prägt „die literarische Produktion nach dem ausgehenden 14. Jahrhundert in stetig wachsendem Maße [...] und [wirkt] auf Formung und Struktur der deutschsprachigen wie der lateinischen Literatur nachhaltig“ ein.²¹

Im dämonologischen Kontext, wo sicheres Wissen nur schwer zu erlangen ist, dient Rhetorik zum einen zur „Methodisierung des Umgangs mit Ungewißheit“.²² Die vorliegende Arbeit übernimmt diesen Schwerpunkt der Rhetorik auf der Argumentationstechnik, wobei als Referenzpunkt zeitgenössische rhetorisch-dialektische Modelle herangezogen werden, zentral Rudolf Agricolas *De inventione dialectica libri tres*. Zum anderen sind es gerade im 16. Jh. topische, also im weitesten Sinne rhetorische Funktionen, die die Systematisierung und Verarbeitung von Wissen steuern. Der Komplex der Topik ist, wie von Curtius formuliert, ein Gesichtspunkt der Analyse, der nicht von außen bzw. rückwirkend aus der Gegenwart an die Texte angelegt wird, sondern der behandelten Epoche selbst entspringt und sich an die Materie „anschmiegt“.²³

Außerhalb einer rein sprachimmanenten Betrachtung ist das 16. Jh. auch die Zeit eines grundlegenden Medienwandels. „Die Autoren hatten allesamt einen starken, von der Praxis diktierten Bedarf, sich schriftsprachliche Kommunikationsmittel zu schaffen, mit deren Hilfe sie die geistigen Anliegen ihrer Zeit in ein aufnahmeberechtigtes Publikum infiltrieren konnten“.²⁴ Die hier angesprochene Mediengeschichte findet Eingang in die Analyse, wenn die (gerade in der dritten Auflage des deutschen Textes) auffallenden Veränderungen der Textperformanz

²¹ Roloff, Hans-Gert. Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. In: Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. Beiträge zur Tagung Kloster Zinna 29.9.-01.10.1997 Herausgegeben und eingeleitet von Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Jörg Jungmayr, Knut Kiesant. Amsterdam/ Atlana, Rodopi: 2000 (= Chloe Beihefte zum Daphnis, Bd. 33); S. 469-494; hier S. 475.

²² Kopperschmidt, Josef. Neue Rhetorik als Argumentationstheorie. In: Die Wiederkehr der Rhetorik. Hg. v. Helmut Vetter, Richard Heinrich. Wien, Oldenbourg; Berlin, Akademie: 1999; S. 93-117; hier S. 99.

²³ Vgl. zu dieser Formulierung Curtius, Ernst Robert. Begriff einer historischen Topik. In: Toposforschung. Hg. v. Max Baeumer. Darmstadt, WBG: 1973; S. 1-18 [Erstdruck: 1938]; S. 14.

²⁴ Roloff, Das Berliner Modell, S. 476.

dargestellt werden.

Ohne dass im Einzelnen ständig darauf hingewiesen werden soll, orientiert sich der Diskurs-Begriff in der vorliegenden Arbeit an den Ausführungen bei Foucault, der den Diskurs nicht als „reine und einfache Verschränkung der Dinge und der Wörter“ oder als „dünne Kontakt- oder Reibefläche einer Wirklichkeit und einer Sprache“ definiert. Der Diskurs manifestiert sich vielmehr in einer „Beherrschung der Gegenstände“. Eine Analyse besteht daher nicht darin, „die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“²⁵

Dieses Herausbilden der Gegenstände ist gerade im dämonologischen Diskurs evident, wenn beispielsweise aus den verschiedenen Elementen im Volksglauben ein komplexes Deliktverständnis geformt wird, das strafrechtlich geahndet werden kann. Es geht bei der Untersuchung des dämonologischen Diskurses in der vorliegenden Arbeit nicht nur um inhaltliche Aspekte der Traktate, sondern sehr viel stärker um eine „auf Distanz und Hintergrund-Explikation ausgerichtete[] Kulturanalyse.“²⁶ Dies bedeutet, dass nach der „Ordnung des Sprechens“ gefragt wird, „die für die Konstitution empirischer Gegenstände und Modelle verantwortlich ist, insofern sie in Form von wahren Aussagen das Wissen produziert, das eine Kultur von diesen Gegenständen haben kann.“²⁷ Dieser Ordnung des Sprechens wird in der vorliegenden Arbeit anhand von rhetorischen und dialektischen Mechanismen, die den dämonologischen Diskurs sowie das verfügbare Wissen, und damit letztlich die Hexe als ihren Gegenstand konstruieren, nachgegangen.

1.1 Johann Fischart als Dämonologe

Die *Encyclopedia of Witchcraft* beschreibt Fischart als „significant in the history of European witchcraft in two capacities“,²⁸ als Übersetzer der *Démonomanie* und als Jurist, der unter eigener Regie Hexenverfolgungen durchführte.²⁹ Für Fischarts vermutete eigene Verfolgungstätigkeit als Amtmann in Forbach ist die Quellenlage jedoch sehr dünn. Der einzige

²⁵ Foucault, Michel. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1994; S. 74. Vgl. dazu auch Sarasin, Philipp. *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg, Junius: 2005; S. 96-99.

²⁶ Kögler, Hans Herbert. *Michel Foucault*. Stuttgart/ Weimar, Metzler: 1994; S. 37.

²⁷ Klawitter, Arne. *Die „fiebrernde Bibliothek“*. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur. Heidelberg, Synchron: 2003; S. 36.

²⁸ Monter, William. Lexikonartikel „Fischart, Johann (1546-1590)“. In: *EW*, Bd. II, S. 377.

²⁹ Die Rolle Fischarts bei der 1582er-Neuedition des *Malleus* (s. u.) wird von Monter nicht weiter berücksichtigt.

Beleg ist die *Dämonolatria* (ab 1595), in der Nicolaus Rémy Exempelgeschichten aus den Geständnissen von Prozessen in Forbach während der Amtszeit Fischarts anführt, ohne dass dabei jedoch sein Name genannt wird.³⁰ Diese Exempel lassen auf verschiedene Einzelprozesse im August und September 1587 schließen, wobei mindestens drei Hexen (der Text ist an dieser Stelle nicht eindeutig) erwähnt werden. Eine Mitarbeit Fischarts an diesen Prozessen ist zu vermuten, allerdings liegen die genaueren Hintergründe nach wie vor im Dunkeln. Gerade zu dieser Zeit und in dieser Gegend ein sehr hoher Aktenverlust zu konstatieren.³¹

Das dämonologische Schaffen Fischarts wird in der Literaturwissenschaft, im Gegensatz zur historischen Hexenforschung, wenig beachtet. Gerade im Hinblick auf die *Dämonomanie* wird die Autorschaft Bodins auf die deutsche Version übernommen, Fischart erscheint dabei lediglich als Übersetzer oder Verfasser einzelner, marginaler Zusätze.³² Ohne dass dies der Forschung als Absicht unterstellt werden soll, perpetuiert sich damit, was seinerzeit Adolf Hauffen mit seiner Darstellung bezwecken wollte und explizit formulierte: Die „Schuld“ am Entstehen dieses Textes wird nicht Fischart, sondern seiner ganzen Zeit angelastet.³³ Darüber hinaus beruhe seine Übertragung nicht auf einem Interesse an der Materie, sondern lediglich auf auf karrieretaktischen Überlegungen.³⁴

Die Frage nach der „Schuld“ ist ein verständliches, im Hinblick auf das 16. Jh. jedoch anachronistisches Erbe der Aufklärung. Die Existenz von Hexen beruht in der Frühen Neuzeit auf breitem gesellschaftlichen Konsens, der eine wissenschaftliche Behandlung der Materie gerade angesichts der Brisanz des Themas rechtfertigt. Dass es schwer fällt, diese Weltsicht

³⁰ Vgl. dazu Remy, Nicolas *Dämonolatria*, Kap. I, 12. In der von mir untersuchten Ausgabe (NICOLAI // REMIGII [...] DAEMONOLATREIAE // LIBRI TRES. [...] Köln, bei Heinrich Falckenburg: 1596.) S. 81-83 bzw. S. 94f. in der deutschen Übertragung: DAEMONOLATRIA, // Das ist // Von Unholden und Zau // ber Geistern/ deß Edlen / Erhnvesten // und Hochgelarten Herren // NICOLAI REMIGII [...] Frankfurt, bei Cratandro Palthenio [=Zacharias Palthenius]: 1598.

³¹ Für diesen Hinweis danke ich Frau Eva Labouvie sehr herzlich.

³² Was erklären würde, warum Sommerhalder in seiner Studie diesen doch recht zentralen Schaffensbereich Fischarts komplett ausgeklammert hat. Vgl. Sommerhalder, Hugo. *Johann Fischarts Werk. Eine Einführung*. Berlin, de Gruyter: 1960.

³³ „Gleich vielen gelehrten und geistig hochstehenden Zeitgenossen hat auch Fischart eine der entsetzlichsten und unsinnigsten Verirrungen der Menschheit, den Hexenwahn, völlig geteilt und mit Übereifer öffentlich vertreten. Doch nicht ihm, seiner ganzen Zeit fällt diese Schuld zur Last.“ (Hauffen, *Johann Fischart*, Bd. 2, S. 206).

³⁴ Darauf weisen z. B. die Widmungssvorreden der *Dämonomanie* hin, die das Werk zwei Generationen der Grafen von Rappolstein widmen (der Vater, Egenolf von Rappolstein, dem die erste Ausgabe der *Dämonomanie* gewidmet ist, verstarb am 4. September 1585, ihm folgte sein Sohn Eberhard nach, dem die zweite und dritte Auflage gewidmet ist. Vgl. zu den Daten Hauffen, *Johann Fischart*, Bd. I, S. 84). Diese verwalteten vormundschaftlich die Herrschaft von Forbach, wo Fischart ab 1583 die Stellung als Amtsmann bekam. Vgl. dazu die Darstellung in: Kühlmann, Wilhelm, Walter E. Schäfer. *Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch. Gesammelte Studien*. Tübingen, Niemeyer: 2001; S. 1-24; hier S. 17f. Die Rechtfertigung über karrieretaktische Überlegungen ist bereits bei Hauffen vorgezeichnet, Vgl. Hauffen, *Johann Fischart*, Bd. II, S. 212.

auch herausragenden Polyhistoren und intelligenten Satirikern wie Fischart zuzugestehen, ist jedoch mehr ein Problem der Geschichtsschreibung der Literatur, weniger der Frühen Neuzeit.³⁵

Da die vorliegende Untersuchung zum größten Teil auf dem dämonologischen Werk Fischarts aufbaut, soll kurz auf diesen Aspekt eingegangen werden. Auch wenn Fischart keine eigenständige Dämonologie verfasst hat, setzt die Übertragung der *Dämonomanie* ein hohes Maß an Eigenbeteiligung voraus und resultiert in einem Text, der die „schärfste[] überhaupt verfügbare[] Literatur zu diesem Zeitpunkt“ darstellt.³⁶ Dabei ist der Produktionsprozess mit Erscheinen der ersten und im Vergleich zur französischen Vorlage massiv erweiterten Auflage von 1581 keineswegs abgeschlossen: Die zweite Auflage enthält, zumindest im ersten Drittel, noch eine Reihe weiterer Zusätze. Die dritte Auflage ist textgleich mit der zweiten, sie ist jedoch im Hinblick auf die Textperformanz stark überarbeitet und ist durch verschiedene paratextuelle Elemente (ein Register sowie ein beigefügtes Gutachten für einen konkreten Hexenprozess) erweitert.³⁷

Die zweite, nicht weniger einflussreiche publizistische Tätigkeit Fischarts in diesem Bereich ist die Neuedition des *Malleus Maleficarum*. Der *Malleus* wurde, nach einer Latenzphase seit 1520, 1580 von Nicolaus Basse in Frankfurt zum ersten Mal wieder im deutschsprachigen Raum gedruckt, wobei sich bereit hier das Prinzip der Kompilation zeigt, das sich durch die komplette restliche Druckgeschichte des *Malleus* bis zum Ende des 17. Jhs. zieht.³⁸

³⁵ Zumal auch die positive Seite dieser Unterscheidung, die Charakterisierung von Fischart als „Polyhistor“, eine Zuschreibung der Forschung ist, die angesichts der Begriffsgeschichte durchaus ambivalent gesehen werden kann, vgl. dazu Zedelmaier, Helmut. *Von den Wundermännern des Gedächtnisses*. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu ‚Polyhistor‘ und ‚Polyhistorie‘. In: Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Hg. v. Christel Meier. München, Fink: 2002; S. 421-450. Auch die Forschung zu Bodin hatte lange Zeit Schwierigkeiten, die *Dämonomanie* mit seinen anderen Werken in Verbindung zu bringen. Sie gliedert sich jedoch bei genauerer Betrachtung ein in das grundlegende Bemühen Bodins um die Stabilisierung gesellschaftlicher Ordnung. Vgl. dazu, mit einem Überblick über die Debatten zur Thematik Clark, *Thinking With Demons*, S. 668-682.

³⁶ Behringer, *Hexenverfolgung in Bayern*, S. 132. Die *Encyclopedia of Witchcraft* spricht mit Blick auf Bodins *Dämonomanie* von einem „blood-curdling book“, das vielleicht noch öfter als der *Malleus* in späteren Werken zitiert wurde: Hagen, Rune. Lexikonartikel „Bodin, Jean (1529/1530-1596)“. In: EW, Bd. I, S. 129-131; hier S. 129.

³⁷ Eine ausführlichere Schilderung der Veränderungen findet sich im Abschnitt E der vorliegenden Arbeit. Hauffen vermerkt, dass Fischart neben der 1580er-Ausgabe auch noch die lateinische Ausgabe der *Dämonomanie* konsultiert hat (vgl. Hauffen, *Fischart-Studien III*, S. 12), die bereits 1581 gedruckt wurde: IO. BODINI// ANDEGAVENSIS// DE// Magorum Dämonomanie// LIBRI IV.// BASILEAE// Per Thomam Guarinum// M D LXXXI. Auch in dieser Edition gibt es jedoch kein Vorbild für die Zusätze und textperformativen Änderungen, die Fischart in seiner Ausgabe einführt.

³⁸ Basse druckt den *Malleus* zusammen mit Schriften von Basin, Molitor und Murner ab, die sich ebenfalls mit dämonologischen Inhalten beschäftigen: MALLEVS // MALEFICARVM // IN TRES DIVISUS // PARTES [...] Frankfurt, bei Nicolaus Basse: 1580. Vgl. zur Druck- und Editionsgeschichte des *Malleus* grundlegend auch Schnyders Kommentar zu seiner *Malleus*-Ausgabe: Schnyder, André. *Malleus Maleficarum* von Heinrich Institoris (alias Kramer) unter Mithilfe Jakob Sprengers aufgrund der dämonologischen Tradition zusammengestellt. Kommentar zur Wiedergabe des Erstdrucks von 1487. Göppingen, Kümmerle: 1993; hier insbesondere S. 1-23.

Diese Auflage beruht auf zwei venezianischen Ausgaben der 1570er Jahre und kann noch als „Marktstudie“ gewertet werden,³⁹ die sich offensichtlich bewährt hat. Sie wächst ab 1582 durch eine Vielzahl an beigefügten Schriften auf die zwei Bände der *Malleorum*-Sammlung an, die in ihrer Zusammenstellung bis 1600, der letzten in Deutschland erscheinenden Ausgabe, normativ bleibt.⁴⁰ Sofern Schnyder mit seiner Beobachtung Recht hat, dass diese Frankfurter Ausgabe von 1582 nicht nur für die restlichen deutschen Editionen (die alle im Umfeld von Bases Druckerei verblieben) unverändert beibehalten wird, sondern auch in den zentralen editorischen Gesichtspunkten von den späteren, mehrbändigen Sammlungen aus Lyon bis 1669 übernommen wird,⁴¹ stellt diese Edition vermutlich das erfolgreichste Buchprojekt Fischarts dar.

Im Vorwort der Auflage von 1582 beschreibt der beim Druck beteiligte Straßburger Verleger Lazarus Zetzner, wie er auf der Frankfurter Buchmesse Johann Fischart getroffen habe, der sich eben durch die Übersetzung der *Démonomanie* als Experte in dämonologischen Dingen einen Namen gemacht hat und für eine überarbeitete Version des *Malleus* versiert erscheint.⁴² Fischarts Aufgaben bei der Neuedition werden ausführlich geschildert: Fischart hat den Text durchgesehen, von Druckfehlern gereinigt, in Absätze eingeteilt und durch Marginalien erklärt und vermehrt. Eine stilistische Überarbeitung unterblieb jedoch, um die Authentizität der Originalaussagen nicht zu beeinträchtigen.⁴³

Ob Fischart diese editorischen Aufgaben „nicht mit innerem Anteil“ versehen hat,⁴⁴ mag

³⁹ Vgl. Schnyder, André. Der *Malleus Maleficarum*. Fragen und Beobachtungen zu seiner Druckgeschichte sowie zur Rezeption bei Binsfeld, Bodin und Delrio. In: Archiv für Kulturgeschichte 74 (1992), S. 323-364; hier S. 334.

⁴⁰ Eine Zusammenstellung der verschiedenen Auflagen findet sich bei Schnyder, Der *Malleus Maleficarum*, hier S. 360f. Der Plural „Mallei“ (bzw. der Genitiv „Malleorum“) ergibt sich dabei aus der Tatsache, dass diese Sammlung mehrere verschiedene Traktate umfasst, die hier, wie der *Malleus* auch, als „Hämmer“ bezeichnet werden. Der vollständige Titel lautet: „MALLEORVM // QVORVNDAM MA-// LEFICARVM, TAM VETERVM // quam recentiorum authorum, // TOMI DVO.“

⁴¹ Vgl. Schnyder, Der *Malleus Maleficarum*, S. 337.

⁴² „Cum proximo superiori mercatu francofortensi, [...] vidissem virum itidem clarissimum Ioannem Fischartum, cognomiatum Mentzer, V. I. Doctorem, Imperialisque Camerae modo Aduocatum &c. (qui, dum nobiscum viveret, in T. Amplitudinis noticamini etiam venit) tunc temporis inter alia quae publicari curauit, etiam in nostrum Idioma Germanicum ex lingua Gallica quatuor doctissimos de Daemonomania Magoru[m] libros exelle[n]tissimi Iureco[n]sulti Ioh. Bodini, foeliciter versos, multisq[ue]; locis explicatos locupletatos, publicasse: eoque nomine apud plerosque tam studiis doctrinisque deditos viros, quam alios ad gubernacula rerum fedentes, magnam iniuisse gratiam“. *Malleorum* 1582, pag.)(2r; bzw. „[...] tum quod per versionem illorum, quorum prius memini, librum Bodini, in hac modo consilimi materia de praestigijs & imposturis Daemonu[] & Daemonomaniacorum examinda & excutienda, iam satis bene versatus esset“; pag.)(3r.

⁴³ Fischart „relegit, expendit, castigauit, in paragraphos iustos distinxit, marginablv[s] explicauit & auxit: attamen, res solum perpendens, stylum scriptionis non mutauit, eam ob causam, ne varia[n]do phrases, & verba, videretur etiam res ipsas & sente[n]tias auctorum immutasse & innouasse.“ *Malleorum* 1582, pag.)(3r. Vgl. dazu auch Schnyder, Der *Malleus Maleficarum*, S. 335f.

⁴⁴ So die, um die Ehrenrettung Fischarts bemühte, Darstellung bei Hauffen, Fischart-Studien III, S. 256. Dass Fischarts Engagement zumindest in der Frühen Neuzeit anders gesehen wurde, belegt der Einband der bei Wolfgang Richter auf Kosten von Basse (bzw. dessen Erben) gedruckten Ausgabe von 1600 der Staatsbibliothek Berlin (Signatur N 7026 - N 9729). Diese trägt auf dem Einband die zeitgenössische Aufschrift

dahingestellt sein. Auffallend ist, dass hier im Vorwort explizit die Vorgänge angesprochen werden, die auch zentral für sein Vorgehen bei der Übersetzung der *Dämonomanie* sind. Beide Projekte waren offensichtlich sehr erfolgreich und haben sich sehr gut verkauft, noch zu Lebzeiten Fischarts in mehreren Auflagen. Die Übertragung der *Démonomanie* kann daher nicht als einzelnes Phänomen oder isoliertes publizistisches Projekt angesehen werden, sondern ist eingebunden in einen Schwerpunkt (freilich neben vielen anderen) von Fischarts literarischem (und wohl auch juristischem) Schaffen sowie in die umfangreiche dämonologische Textproduktion, die sich gegen Ende des 16. Jhs. in ganz Europa abzeichnet.

1.2 Dämonologien im 16. Jh.

Der Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung auf Fischarts *Dämonomanie* bedingt, dass sie sich dabei notgedrungen auf den gelehrten Diskurs über Hexen konzentriert und sehr viel weniger auf Elemente und Strukturen aus dem Volksglauben. Der Begriff „Dämonologie“ umfasst in der Forschung zum einen die Wissenschaft von übernatürlichen Dingen, insbesondere von Hexen, sowie die darauf aufbauende Gattung von wissenschaftlichen bzw. naturphilosophischen Texten.⁴⁵ Konkreter lassen sich dabei Dämonologien als pragmatische, vor allem juristisch ausgerichtete Fachtexte verstehen, die als Handreiche für Inquisitionstribunale sowie als Appell an die Öffentlichkeit und Obrigkeit intendiert sind, dieses Verbrechen konsequent zu verfolgen. Wie auch stärker literarisch geprägte Texte zu dieser Thematik, prominent beispielsweise das Faustbuch von 1587, sind sie Multiplikatoren und zugleich Produkte von Teufelsängsten,⁴⁶ die sich jedoch durch eine pragmatische Stoßrichtung auszeichnen.

Das dämonologische Wissen wird in den Traktaten als bedrohtes Wissen markiert. Es muss an zwei Fronten verteidigt werden. Dies ist einmal das drohende Vergessen der versammelten Erfahrungen und Aussagen. Dämonologien dienen als Kompendien, die das verfügbare Wissen über die Bedrohung durch Hexen, Dämonen etc. bündeln und mit dem zeitgenössischen Wissenshorizont sowie mit tradiertem Wissen aus dem Mittelalter und der Antike abgleichen. Sie konservieren das Wissen über Hexen und dienen ihrerseits als Quelle für weitere Schriften, sie machen diesen Wissensstand darüber hinaus in den jeweiligen Prozessen schnell für die häufig unzureichend ausgebildeten Richter sowie für zeitgenössische

„Malleus Maleficarum// Tomi Duo// Per// Ioh. Fischartum// Francofurti// .1600.“

⁴⁵ Vgl. zu dieser Definition Stephens, Walter. *Demon Lovers: Witchcraft, Sex, and the Crisis of Disbelief*. Chicago, Chicago University Press: 2000; S. 26f.

⁴⁶ Vgl. zu dieser Formulierung Reisenhofer, Elisabeth. *Besessenheit und Exorzismus in der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Strukturen finalistischer Argumentation*. Diss. Wien: 1996; hier S. 84.

Debatten verfügbar und disponibel.⁴⁷ Die zweite Bedrohung ergibt sich aus den Gegenstimmen, auf die dieses Wissen bereits sehr früh stößt. Dies ist eine Obrigkeit, die die Hexen nicht konsequent genug verfolgt sowie die Kritik durch Skeptiker⁴⁸ und Gegner der Verfolgungen, die die Wissenschaft von den Hexen zu jedem Zeitpunkt begleitet hat.⁴⁹ Die Dämonologien sind daher von Anfang an von einer defensiven argumentatorischen Grundhaltung geprägt.

1.2.1 Dämonologien als Archive

Das Wissen der Frühen Neuzeit ist topisch strukturiert. In diesem Sinne reguliert Topik die Anlagen der Dämonologien und sichert dabei zugleich deren Anschlussmöglichkeiten an den sozialen Diskurs ab. Schmidt-Biggemann betont, dass solche Sammlungen als „Arsenale für die Erwartung zukünftiger Erfahrungen und deren erhoffter Bewältigung“ angelegt sind. Anders ausgedrückt: „Man hofft, die insgesamt unauflösbare Kontingenz des Zukünftigen graduell dadurch reduzieren zu können, dass viele Erwartungsschemata bereitstehen, die man kennt und die man managen kann“. Man soll in Bezug auf die Zukunft „weitgehend überraschungsresistent“ werden.⁵⁰ Dämonologien sollen Wissen außerhalb der problematischen Zeitdimension bereithalten. Erfahrungen und Exempelgeschichten werden konserviert, um eine Tradierung und somit eine Erhaltung des Erfahrungsschatzes für zukünftige Generationen zu ermöglichen.

Dabei entwickeln Topoi eine zunehmende Eigenlogik. Sie bewegen sich frei zwischen den Publikationen und emanzipieren sich von soziokulturellen Einschränkungen, z. B. den regionalen oder konfessionellen Grenzen, sowie auch aus der Dimension der Zeit. In der Frühen Neuzeit werden viele antike und biblische dämonologische Topoi aufgegriffen und verwertet, ihre materielle Speicherung in Druckwerken sichert ihre Rezeption (wenn auch

⁴⁷ Diese doppelte pragmatische Funktion ist im Falle der *Dämonomanie* besonders auffallend, die sich zum einen als Handreiche für die Richter in konkreten Prozessen versteht und zum anderen in einem eigenen Buch versucht, die Ansichten Johann Weiers endgültig zu widerlegen.

⁴⁸ Gemeint sind damit auch im engeren Sinne skeptizistische Strömungen, die in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. aufkamen. Diese stellten eine Herausforderung an die dämonologische Textproduktion dar, da sie ihren Zugriff auf die Realität nicht nur rhetorisch, sondern auch epistemologisch rechtfertigen musste. Dass der Skeptizismus jedoch keine wirkliche Gefährdung der Dämonologie darstellte, zeigt die Argumentation, mit der sich Bodin im Vorwort gegen derartige Vorwürfe absichert, vgl. Kap. dazu Kap. 2 in dieser Arbeit.

⁴⁹ Vgl. dazu exemplarisch, speziell zu einer Klassifikation möglicher Ansatzpunkte der Kritik in dämonologische, methodische und rechtliche Fragestellungen Clark, Stuart. Glaube und Skepsis in der deutschen Hexenliteratur von Johann Weyer bis Friedrich von Spee. In: Vom Unfug des Hexen-Processes: Gegner der Hexenverfolgung von Johann Weyer bis Friedrich von Spee. Hg. von Hartmut Lehmann, Otto Ulbricht. Wiesbaden, Harrassowitz: 1992; S. 15-33; hier S. 16f.

⁵⁰ Schmidt-Biggemann, Wilhelm. Was macht Wissen zuverlässig? Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschafts- und Wissensgeschichte. In: Muster im Wandel. Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Wolfgang Dickhut, Stefan Manns, Norbert Winkler. Göttingen: V&R unipress: 2008; S. 13 – 29; hier: S. 20f.

unter anderen Vorzeichen) bis heute ab. Vermeintliche Tatsachen über Hexen werden durch die Topik schnell für die Praxis verwertbar dargeboten, und entwickeln über diese Kodifizierung und Tradierung rückwirkend auf die Gesellschaft eine starke Überzeugungskraft.

Innerhalb der einzelnen Texte wird diese Eigenlogik der dialektischen Systeme an den Wucherungen deutlich, die sich aus den Topoi ergeben. „Das Ideal der Topik ist die vollständige Prädikation eines Begriffs, einer Person, eines Sachverhalts.“⁵¹ Gerade angesichts eines so bedrohlich erscheinenden Themas wie das Wirken der Hexen ist die *Inventio* daher an einer möglichst enzyklopädische Fülle an Fakten interessiert, um für die Zukunft „überraschungsrésistent“ zu werden: Dämonologien sind Stützen für die Memoria, sie sind das papierne Gedächtnis der Gesellschaft, die so aus ihren Erfahrungen lernen kann. Die Stellung der Topoi zwischen Format und Material,⁵² also zwischen allgemeinem Frageort als Gliederungsmittel und dessen materiellem Inhalt, ermöglicht eine fast grenzenlose Kombination von ähnlich gelagerten Topoi, Fakten und Exempeln.

1.2.2 Dämonologien als argumentative Texte

Was „zweite Bedrohung“ der Dämonologie betrifft, den Widerspruch bzw. die unangemessene Verwendung des Wissens, muss die Funktion der Topik weiter gefasst werden. Sie erschöpft sich nicht nur, z. B. im Falle ramistischer Systematisierungen, in der Funktion als grundlegende Ordnungsfunktion in der Archivierung des Wissens, sondern sie bewegt sich zugleich auf ihrem ureigenem Feld, dem der rhetorisch-argumentativen *Inventio*,⁵³ die insbesondere im juristischen Umfeld eine zentrale Rolle inne hat.⁵⁴

Es ist also nicht zuletzt diese juristisch-argumentatorische Ausrichtung, die in den Texten die Kohärenz des dargestellten und durch eine enzyklopädische Topik akkumulierten Wissens absichert. In den Dämonologien wird das Wissen nicht nur versammelt und archi-

⁵¹ Schmidt-Biggemann, Wilhelm. *Apokalypse und Philologie. Wissensgeschichten und Weltentwürfe der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Anja Hallacker und Boris Bayer. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 242.

⁵² Berndt, Frauke. *Topik-Forschung*. In: *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlagen und Anwendungsperspektiven*. Hg. v. Astrid Erll, Ansgar Nünning. Berlin, de Gruyter: 2005; S. 31-52; S. 39.

⁵³ Dass die Topik im 16. Jh. sowohl die *Inventio* als auch die *Dispositio*, also das Auffinden wie auch das geregelte Ablegen von Fakten, organisiert, ist als historischer Prozess zu sehen: „Bestimmt man die Hauptverfahrensweisen des topischen Geschäfts mit Cicero als *inventio* und *iudicium*, dann waren es im frühen 16. Jahrhundert vornehmlich Inventionsaufgaben, die die Topik zu erfüllen hatte. Das änderte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts: die Entwicklung einer Wissenschaftssystematik und der zugehörigen Enzyklopädik wurde zur entscheidenden wissenschaftsgeschichtlichen Leistung des Späthumanismus.“ Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 244.

⁵⁴ Vgl. Schröder, Jan. *Topik und Jurisprudenz in der Frühen Neuzeit*. In: *Muster im Wandel. Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Hg. v. Wolfgang Dickhut, Stefan Manns, Norbert Winkler. Göttingen, V&R unipress: 2008; S. 33-48; hier S. 35-37.

viert, es steht auch immer schon in einem argumentativen Zusammenhang: Dämonologien wollen die Realität und die Gefährlichkeit der Hexen nachweisen, und sie wollen die dazu notwendigen Argumentationen auch für juristische Prozesse disponibel halten. Zwar reicht eine topische Argumentation im konkreten Prozess nicht für eine Verurteilung aus, hier gibt es bereits im 16. Jh. z. B. in der *Carolina* komplexe beweisrechtliche Systematiken. Die Topik bestimmt jedoch das Feld im Hinblick auf den Nachweis der allgemeinen Existenz der Hexen und der Beschreibung ihres Handelns, anhand derer sich ein jeweiliger Prozess (mit oder ohne der beweisrechtlichen Komplexität, die die *Carolina* vorsieht) überhaupt erst konstruieren kann. Eine Trennung zwischen diesen beiden Sphären lässt sich in letzter Konsequenz jedoch nicht halten. Die Topik liefert Exempla und Details, die in den Verhören abgefragt, bestätigt und ggf. im Kleineren moduliert werden. Im Kontext der Hexenverfolgungen besteht also ein enger funktionaler Zusammenhang zwischen juristischer Spezialrhetorik und allgemeiner Rhetorik (bzw. Dialektik), ohne dass jedoch diese beiden Sphären komplett miteinander vermischt werden können.

Beide Bereiche bedingen jedoch, dass die in den Dämonologien versammelten Daten nicht nur in ihrer Potentialität für eine mögliche Beweisführung angeführt werden, sondern dass sie rhetorisch aktiviert sind, also bereits in einer konkreten Argumentation verwendet werden. Z.B. werden im Kapitel II, 4, auf das in dieser Arbeit noch genauer eingegangen wird, die angeführten Exempelgeschichten nicht schlicht aneinandergereiht, sondern sind eingebunden in eine konkrete Beweisführung.

Dämonologien sind nicht als einfache Kompilationen zu verstehen, die vorgefundene Elemente in der Funktion einer *Enumeratio* auflisten (wie es z. B. in der Magica-Literatur der Fall ist), sondern sie verwerten diese Elemente in einer kombinatorisch vorgehenden Argumentationsstrategie. Dafür werden zwar, wie auch in der Kompilationenliteratur, vorhergehende Werke exzerpiert und auf der Suche nach verwertbaren Daten seziiert, die aufgefundenen topischen Elemente werden jedoch in die eigene Argumentation überführt.

1.2.3 Die „Mechanik“ der Dämonologien

Dämonologien lassen sich vorläufig definieren als kombinatorische, topisch-argumentative Texte, die auf kompulatorischen Mechanismen der Textproduktion basieren. Das Vorgehen bei der Entstehung der Texte, primär das Exzerpieren vorgängiger Werke und Versammeln von Exempelgeschichten, wird dabei propelliert durch die Belegfunktion, die der

Copia exemplorum gerade bei problematischen zu belegenden Inhalten wie z. B. dämonologische Fakten, in der Tradition der Humanistischen Dialektik zukommt.⁵⁵

Die hohe Funktionalität, die diese Strategie auch als verlegerisches Erfolgsrezept auszeichnet, muss angesichts der Menge an dämonologischen Schriften und ihrer weiten Verbreitung und guten Verkaufszahlen nicht weiter belegt werden. In Bezug auf diese Textproduktion relativiert sich auch die eingangs angeführte Frage nach der „Rationalität im Wahn“. Dämonologien entziehen sich in hohem Maße der Steuerung einer wie auch immer gearteten *Ratio*, indem sie sich einer kombinatorischen Produktionsweise auf der Grundlage von Topoi bedient und dabei immer wieder von gesellschaftlichen Ängsten vorangetrieben wird. Sie reproduziert sich selbst durch immer wieder neues Zusammensetzen des gegebenen topischen Materials. Genuin Neues und Variationen werden nur langsam, wenn überhaupt, akzeptiert.⁵⁶ Im Hinblick auf die innerdiskursive Logik, die sich aus der Dynamik der topischen Mechanismen ergibt, erscheint der dämonologische Diskurs durchaus als „rational“. Er ist dabei jedoch weniger auf den „Wahn“ individueller und intentional agierender Autoren abzustellen, sondern sehr viel eher auf das Zusammenspiel verschiedener Einzelmechanismen im Ablauf der Textproduktion. Das Interesse der Untersuchung muss sich also auf die zugrunde liegenden rhetorischen und textuellen Mechanismen verschieben.

Diese Denkfigur ist von Deleuze/Guattari entlehnt, die mit dem Hinweis auf die Eigenlogik von Partialobjekten und Produktionsprozessen die Konstruktion einer übergeordneten, sinngebenden Instanz (in ihrem Fall den Ödipus-Komplex) zu umgehen versuchen.⁵⁷ In ihrer etwas geblümelten erscheinenden Diktion würden die einzelnen Dämonologien als Maschinen erscheinen,⁵⁸ die darum bemüht sind, die Produktionsströme nicht abreißen zu lassen und sich in dieser Funktion einer Steuerung von außen entziehen. Dementsprechend stützen sie sich nur noch in Ansätzen auf eine empirische Realität, im überwiegenden Maße aber auf das, was sie diskursintern als Simulakrum dieser Realität geschaffen haben.⁵⁹ Dabei vermag die Huma-

⁵⁵ Vgl. dazu eingehender Kap. 12.

⁵⁶ Diesen Aspekt nennt Bornscheuer die Symbolizität von Topoi, die „sich zu regelrechten Beschwörungsformeln eines bestimmten Selbstverständnisses verdinglichen und gegenüber einer Sinnprüfung oder Sinnkorrektur bei konkreten gesellschaftlichen Veränderungen auf lange Zeit immun bleiben“ können. Bornscheuer, Lothar. *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1976; hier S. 103.

⁵⁷ Vgl. Deleuze, Gilles, Felix Guattari. *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1974; hier S. 8 und 58.

⁵⁸ Die Verwendung der Maschinen-Metapher bei Deleuze und Guattari ist dabei jedoch kein neues Phänomen, vielmehr nur der „drastische[] Abschluß“ einer seit der Antike bestehenden Tradition des Vergleichs von Vorgängen bei Menschen und in der Mechanik. Vgl. dazu Berns, Jörg Jochen, Wolfgang Neuber. *Seelenmaschinen. Zur Konstruktion einer Gattungsgeschichte der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen ars memorativa*. In: *Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Mnemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne*. Hg. v. Jörg Jochen Berns, Wolfgang Neuber. Wien, Böhlau: 2000; S. 745-764; hier insbesondere S. 748-751.

⁵⁹ Wobei der Begriff „Simulakrum“ hier nicht zu weit gedacht werden sollte. In der Klassifikation von Baudril-

nistische Dialektik, wie sich noch zeigen wird, genau diesen Modus der Argumentation zu unterstützen, indem eine topische Argumentation über Wahrscheinlichkeiten vorgehen kann, die etwaige logische oder empirische Problemstellen überdeckt: „Bei einer topischen Argumentation werden allein wahrscheinliche Argumente verwendet. Kein Argument ist allein schlechterdings schlagend, aber die entfaltete Fülle von [...] Vorstellungen begründet am Ende einen Entschluss in überzeugender Weise.“⁶⁰

Wie sich bei der Betrachtung späterer Texte aus der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zeigt,⁶¹ wirkt diese Mechanik noch fort, auch wenn der argumentative Rahmen des dämonologischen Diskurses nicht mehr in der Präsenz gegeben ist, die er im ausgehenden 16. Jh. zeigt. Es werden weiter auf der Suche nach einer faktischen Evidenz der Hexen Exempelgeschichten, Historien, akkumuliert, ohne dass diese jedoch noch in den Dienst einer konkreten Beweisführung gestellt oder in eine argumentative topische Ordnung überführt werden können. Das Ergebnis dieser textproduktiven Eigenlogik sind Exempel- und Memorabiliensammlungen, die in ihrem Umfang eine systematische Darstellung sprengen und außerhalb einer Argumentationsstrategie zu nur noch lose zusammengehaltenen Kompilationen einzelner Elemente werden, die nicht mehr konsequent gegen die frühaufklärerische Kritik an der überkommenen dialektischen Ordnung verteidigt werden können.

1.3 Zur Textgestalt

In der vorliegenden Arbeit werden die Zitate aus der Primärliteratur so getreu wie möglich wiedergegeben, verschiedene Vereinfachungen sind jedoch der Textverarbeitung geschuldet und konnten nicht vermieden werden. Die Wiedergabe orientiert sich dabei soweit wie möglich an den editorischen Prinzipien des ersten Bandes der Berliner Fischart-Gesamtausgabe.⁶²

Dies bedeutet im Einzelnen, dass keine Angleichung der Orthographie und der Interpunktion vorgenommen wurde. Die einzelnen Satzzeichen (v. a. Virgel) werden jedoch konsequent an das vorhergehende Wort angeschlossen, auch wenn dies in der Vorlage nicht immer der Fall oder nicht klar ersichtlich ist. Besondere Graphien werden vereinfacht, dabei werden

lard würde sich diese diskursiv geschaffene magische Welt auf der Höhe der Simulakra erster Ordnung bewegen, also im Modus der Imitation. Vgl. Baudrillard, Jean. *Der symbolische Tausch und der Tod*. München, Matthes & Seitz: 1982; S. 79-83.

⁶⁰ Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 241.

⁶¹ Vgl. dazu Kap. 20.

⁶² Vgl. dazu Roloff, Hans-Gert, Ulrich Seelbach, W. Eckehart Spengler. Nachwort zu: Johann Fischart. *Sämtliche Werke*. Bd. 1. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1993; hier S. 451-458.

Längenzeichen nicht wiedergegeben, verschiedene Markierungen der Umlaute werden durchgehend mit den modernen Schreibungen ä, ö, ü wiedergegeben. Eine graphische Unterscheidung zwischen vokalischem und konsonantischem u/ v bzw. i/ j wird nicht vorgenommen, sofern dies nicht in den zitierten Texten selbst geschieht. Nicht berücksichtigt wird der Wechsel zwischen Fraktur und Antiqua, der gerade in der *Dämonomanie* konsequent befolgt wird (hier werden sämtliche fremdsprachlichen Ausdrücke in Antiqua wiedergegeben), ebenso kann nicht mehr zwischen einem langen S und einem runden S differenziert werden. Die sowohl in den deutschen als auch lateinischen Texten häufigen Ligaturen werden aufgelöst, wo nötig, ist dies durch eckige Klammern markiert.

Konsequent übersetzt werden lateinische und griechische Zitate. Auch wenn hier in den meisten Fällen die verfügbaren Übersetzungen zurate gezogen wurden, ist selbstverständlich dennoch in letzter Konsequenz der Verfasser dafür verantwortlich.

B. Grundlagen

2. *Literatur als Weltbild-Maschine*

Dämonologische Texte sind argumentative Texte, die immer wieder ihren Realitätsbezug betonen. Im öffentlichen Diskurs funktionieren sie als „Weltbild-Maschine“:¹ Gerade weil sie sich nicht als fingierende Texte verstehen,² sind sie kein „autonomes und selbstreflexives Sprachkunstwerk“, sondern weisen einen Weltbezug auf, bzw. erwecken „zumindest den Effekt oder die ästhetische Illusion [...], sich auf die Welt zu beziehen.“³ Es geht hierbei selbstverständlich nicht um einen direkten Durchgriff auf die Realität sondern um eine „Referenz auf die Sinnhorizonte des gegenwärtigen Kollektivgedächtnisses.“ Damit referiert Literatur, und als solche sind auch Dämonologien zu bezeichnen, auf eine ‚Wirklichkeit‘, die bereits „hochgradig symbolisch verdichtet, narrativ strukturiert und durch Gattungsmuster überformt ist.“⁴ Durch diese Referenzen auf Inhalte eines kollektiven Gedächtnisses⁵ erscheint Literatur nicht nur als sich wandelnder und interaktiver Speicher von Wissen, sondern auch als „Generator von Lebenswissen und Weltbildern“.⁶ Literatur erzeugt Weltbilder, die ihrerseits wiederum, verankert im kollektiven Gedächtnis einer Gesellschaft, zur Generierung von literarischen Texten dienen können.

Dabei sind Dämonologien immer von Extrempositionen her verfasst, sie argumentieren stets von einem „Mehr“ an Überzeugung und Information hin zu einem „Weniger“ beim Rezipienten. Problematisch wird diese Konstellation nicht erst in der Gegenwart, wo der Hexenfigur in überwiegendem Maße wenig Glauben geschenkt wird. Skeptik und Kritik begleitet den dämonologischen Diskurs bereits in der Frühen Neuzeit und zwingt die Texte in vielerlei Form zu einer Rechtfertigung und Offenlegung ihrer argumentativen Grundlagen. Im Folgenden soll daher der Frage nachgegangen werden, wie eine „Wissenschaft von den Hexen“ existieren und in derart starkem Maße in die soziale Umwelt einwirken konnte, wenn der systemisch notwendige und grundlegende Realitätsbezug offensichtlich nicht gesichert werden konnte.

¹ Fliedl, Konstanze. Weltbilder der Literatur – Konstrukte der Literaturwissenschaften. In: Weltbilder in den Wissenschaften. Hg. von Emil Brix, Gottfried Magerl. Wien/ Köln/ Weimar, Böhlau: 2005; S. 129-146; hier S. 134.

² Vgl. zur Terminologie: Iser, Wolfgang. Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1991; S. 20.

³ Nünning, Ansgar. Welten – Weltbilder – Weisen der Welterzeugung: Zum Wissen der Literatur und der Aufgabe der Literaturwissenschaft. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 59, 1 (2009); S. 65-80; hier S. 67.

⁴ Erll, Astrid. Literatur als Medium, S. 264.

⁵ Zur genaueren Definition dieses Begriffes vgl. Erll, Literatur als Medium, S. 249-257.

⁶ Nünning, Welten – Weltbilder – Weisen der Welterzeugung; S. 78.

2.1 Skeptizismus in der Dämonomanie

Bereits der grundlegende Text für die dämonologische Literatur des 16. Jahrhunderts, der *Malleus Maleficarum*, ist im Hinblick auf die Realität des Hexereiverbrechens von einer apologetischen und defensiven Haltung geprägt. Der Text beginnt mit der Frage, ob die Behauptung, dass es Zauberer gebe, rechtläubig sei und die hartnäckige Verteidigung des Gegenteils vollkommen ketzerisch sei.⁷ Die Antwort ist leicht vorauszusehen: Nach einer Auflistung verschiedener biblischer Belegstellen sowie antiken und kirchlichen Autoritäten erscheint die Existenz von Hexen als theologisches Dogma verfestigt. Der lakonische Schluss ist: „Quia vero infidelitas in baptizato [!] heresis nominatur ideo tales de heresi repehendunt[ur]“, weil Unglaube bei einem Getauften als Ketzerei bezeichnet wird, werden solche [Leugner der Hexerei] der Ketzerei bezichtigt.⁸ Durch die Dogmatisierung der Existenz von Hexen wird ein Hinterfragen praktisch unmöglich, so dass sich in dieser Denkfigur das Zweifeln daran nicht mehr auf das Verhältnis von Aussage und Realität bezieht, sondern sich direkt gegen die kirchliche Lehre richtet. Die angemessene Reaktion besteht folglich nicht in einem wissenschaftlichen Überprüfen und gegebenenfalls Entkräften möglicher Gegenargumente, sondern letztlich in einem Vorgehen im Sinne der Ketzerinquisition.

Der *Malleus* vertritt in vielerlei Hinsicht im dämonologischen Diskurs der Frühen Neuzeit eine Extremposition.⁹ Abgesehen von inhaltlichen Aspekten scheint der hier skizzierte Generalangriff gegen mögliche Zweifler für spätere Autoren wenig funktional zu sein. Zwar findet sich beispielsweise auch bei Fischart immer wieder die Bezeichnung „Ketzer“ im Hinblick auf Zweifler, diese Kategorisierung reicht jedoch für eine vollständige Abwehr nicht aus, so dass das Thema des Skeptizismus zu Beginn des Textes (in der „Vorred vom Zauberwerk“) eingehender besprochen wird.¹⁰

⁷ „Utrum asserere maleficos esse sit a deo catholicum [quod] eius oppositum [pertinaciter] defendere [omnino] sit haereticum.“ Zitiert nach: *Malleus Maleficarum* von Heinrich Institoris (alias Kramer) unter Mithilfe Jakob Sprengers aufgrund der dämonologischen Tradition zusammengestellt. Wiedergabe des Erstdrucks von 1487. Hg. v. André Schnyder. Göppingen, Kümmerle: 1991; quaestio 1; hier S. 7. Vgl. dazu auch: Kramer, Heinrich (Institoris). *Der Hexenhammer. Malleus Maleficarum. Kommentierte Neuübersetzung*. Hg. von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek, Werner Tschacher. München, dtv: 2000; hier S. 139. Vgl. zur Frage der unklaren Autorschaft, die im Titel der Edition Schnyders durchscheint, auch mit weiteren Literaturverweisen das Vorwort von Behringer und Jerouschek zu ihrer *Malleus*-Edition, S. 9-98, hier insbesondere S. 31-40.

⁸ *Malleus Maleficarum* 1487, S. 8.

⁹ Dies zeigt sich beispielsweise in der frappierenden und geradezu pathologisch anmutenden Misogynie, die einem im Text immer wieder begegnet. Vgl. dazu die (freilich recht spekulative) psychoanalytische Betrachtung Kramers: Jerouschek, Günter. *Heinrich Kramer – Zur Psychologie des Hexenjähgers. Überlegungen zur Herkunft des Messers, mit dem der Mord begangen wurde*. In: *Gewalt und ihre Legitimation im Mittelalter. Symposium des Philosophischen Seminars der Universität Hannover vom 26.-28. Februar 2002*. Hg. v. Günther Mensching. Würzburg, Königshausen & Neumann: 2003; S. 113-125.

¹⁰ Vgl. dazu auch Wilkin, *Women, Imagination and the Search for Truth*, S. 53f.

Demnach [die *Dämonomanie*] auch auß dieser vrsach geschriben/ vnnd gedachter gestalt intituliert/ darmit hiedurch den jenigen mit Antwort begegnet würde/ die sich vnderstehen vnd fast bemühen/ durch getruckte Bücher/ die Hexen od[er] Zaubereigenossen auff allerley weiß vnd weg zu entschuldigen vnd zusalvieren. Auch also/ daß es scheint/ als ob solche Scribenten an den Sathans Seil geleitet/ aus seinem einblasen gereizt würden/ solch ärgerliche Bücher um fortsetzung seines Höllischen Reichs zuschreiben. (F 1591, „Vorred“ [3])¹¹

Die Widerlegung skeptizistischer Schriften ist einer der Grundimpulse für die Abfassung des Textes ist (namentlich ist in diesem Fall Johann Weier zu nennen). Die Vorred bereitet der späteren Argumentation im Text das Feld, indem sie versucht, möglichen Zweiflern die argumentative Grundlage zu nehmen.

Auf S. [5] wird betont, dass „die Disputation von Engeln vnd Geistern/ sich nit nach der Physic oder Physicaliter laßt tractieren oder handeln“. Geister sind von der körperlichen Natur geschieden, also haben physikalische Gesetze keinen Einfluss auf sie. Daher irren diejenigen, die behaupten, dass im Hinblick auf die Dämonologie etwas unmöglich sei, „welchs von natur unmöglich sey.“ Nur Gott ist in der Lage, von allen Dingen die Ursachen zu erkennen und anzugeben. Bereits Aristoteles habe erkannt, dass der menschliche Geist defizitär ist (vgl. S. [6]), dennoch verwendet der Text auf den folgenden Seiten viel Mühe und Raum, ihm in verschiedenen Aussagen Fehlern nachzuweisen und stellt ihn so als Musterbeispiel für menschliche Erkenntnis dar: Einerseits gelangen ihm tiefe und korrekte Einblicke in die Wirklichkeit der Dinge, andererseits weisen seine Überlegungen und Erkenntnisse viele Defizite und Fehler auf.

Nach einer Bankrotterklärung an die menschlichen Erkenntniskräfte, in der die *Dämonomanie* darlegt, dass „die fürnembsten Schätz der Naturen vns verborgen sein“ (F 1591, S. [9]), wendet sich der Text genauer der epistemologischen Problematik der Dämonologie zu: Die „fremden Händel der bösen Geyster vnd Hexen“ übersteigen den menschlichen Verstand. Wie man nun jemanden zu Recht als Tor bezeichnet, der den Magnetismus leugnet, weil er ihn nicht erklären kann, oder die Wirkung eines Zitteraals,¹² so kann man auch denjenigen als Tor bezeichnen, „welcher der Hexen und Geyster frembde Händel vnd Werck sehen/ vnd aber gleichwol/ demnach sie die vrsach nit ergründen mögen/ oder weil es sonst an im selbst Natürlicher weis vnmöglich/ nichts darvon halten noch glauben“ (F 1591, S. [9]). Dieses

¹¹ Die „Vorred“ hat in der Ausgabe von 1591 keine Seitenzählung. Die Seitenzahlen sind von mir zu besseren Orientierung ergänzt und durch eckige Klammern markiert.

¹² „Zitterfisch“, die Marginalie ergänzt (und setzt so die *Enumeratio* von Naturwundern fort): „Die Griechen nennen ihn Narken, die Lateiner Torpedinem, von seiner Wirkung/ ist ein gewohnt wunder der Natur“ (F 1591, S. [9]).

„grundsätzliche Ausscheiden der Kategorie des Unmöglichen“¹³ macht die wissenschaftliche Betrachtung der Hexerei im 16. Jh. überhaupt erst möglich.

Während die *Dämonomanie* versucht, die Argumente der Skeptiker in dieser Passage auf eine naive Vertrauensseligkeit in den eigenen Verstand zu reduzieren, so müssen die hier antizipierten möglichen Einwände in einem sehr viel größeren Kontext gesehen werden. Die zweite Hälfte des 16. Jhs. war nicht nur die Zeit der Produktion groß angelegter dämonologischer Schriften, sondern ironischerweise auch die Zeit einer verstärkten Rezeption skeptizistischer Strömungen. Beginnend mit Mirandola lassen sich auch im 16. Jh. verschiedene Rezeptionen von skeptizistischem Gedankengut belegen, markant in Agrippas *De incertitudine*.¹⁴ 1563 erfolgte der Druck der lateinischen Übersetzung der *Hypotyposes* des Sextus Empiricus, der den hier auf Pyrrhon zurückgeführten Skeptizismus im frühneuzeitlichen Europa verstärkt in die Debatten einführte.¹⁵ Der zentrale Problempunkt für die Dämonologie ist hier die Problematisierung von verbindlichen Aussagen über Dinge in der Welt:

Wir fragen aber nicht nach dem Erscheinenden, sondern nach dem, was über das Erscheinende ausgesagt wird, und das unterscheidet sich von der Frage nach dem Erscheinenden selbst. Daß uns z. B. der Honig süß zu schmecken scheint, das räumen wir ein; denn wir erhalten ja eine süße Sinnesempfindung. Ob er aber auch süß ist, im Sinne der Aussage, fragen wir, und das ist nicht das Erscheinende, sondern das über das Erscheinende ausgesagte.¹⁶

Während die Sinnesempfindung hier als „unwillkürliches Erlebnis“ akzeptiert wird, ist deren Übertragung auf die Wirklichkeit unzulässig: „Jede Objektivierung dieser Bewußtseinsinhalte nannten [die Pyrrhoneer] konsequenterweise eine Deutung der Phänomene, d. h. eine

¹³ Lange, Ursula. Untersuchungen zu Bodins Demonomanie. Frankfurt am Main, Klostermann: 1970; S. 85. Gesteigert wird dieses Problem noch durch die im 16. und 17. Jh. angenommene „leicht erregbare Imagination der Frau“, die auch im Hinblick auf die Berichte von den Hexentreffen problematisch waren. Bodin reagierte darauf mit dem Postulat, dass auch eine imaginierte Teilnahme am Sabbat auf der Eigeninitiative des Menschen beruhe und daher zu strafen sei. Vgl. dazu Battaferano, Italo Michele. Die Imagination in Hexenlehre, Medizin und Naturphilosophie. Zur Debatte um den teuflischen, göttlichen oder physiologischen Ursprung der Imagination bei Bodin, Binsfeld, Delrio sowie bei Weyer, Fienus, Johann Baptist von Helmont und Knorr von Rosenroth. In: Morgen-Glantz 13 (2003); S. 73-96; hier S. 81.

¹⁴ Vgl. dazu Popkin, Richard H. The History of Scepticism from Erasmus to Descartes. (Revised Edition). Assen, van Gorcum: 1964; S. 17-43; hier S. 22f.

¹⁵ Vgl. grundlegend zur Rolle des Skeptizismus in der Frühen Neuzeit Lobsien, Verena Olejniczak. Skeptische Phantasie. Eine andere Geschichte der frühneuzeitlichen Literatur. München, Fink: 1999; . Zur nur in groben Zügen fassbaren Figur des Pyrrhon vgl. Frede, Michael. Lexikonartikel „Pyrrhon“ in: Pauly, Bd. 10, Sp. 644f. Zu den verschiedenen antiken Strömungen vgl. Frede, Michael. Lexikonartikel „Skeptizismus“ in: Pauly, Bd. 12/2; Sp. 1107-1111; hier insbesondere 1110f. sowie Hookway, Christopher. Lexikonartikel „Sextus Empiricus“ in: Encyclopedia of Empiricism. Hg. v. Don Garrett, Edward Barbanell. Chicago/London, Fitzroy Dearborn: 1997; S. 390-394.

¹⁶ Sextus Empiricus. Grundriß der pyrrhonischen Skepsis. Eingeleitet und übersetzt von Malte Hossenfelder. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1968; 19f.; hier S. 98.

spontane und daher ungewisse Leistung des [...] Denkens.“¹⁷ Was verbleibt, ist die schlichte Anerkennung von Erscheinungen, über die jedoch kein Urteil gefällt werden kann. Dies schließt grundsätzlich auch die Möglichkeiten dialektischer Ableitungen mit ein.¹⁸ Während der Skeptizismus, verstanden als „Metaphilosophie“ im Sinne einer „sekundären [...] Suchbewegung“ in der Frühen Neuzeit vielschichtig rezipiert wurde,¹⁹ untergräbt das Verbot von Deutungen und Ableitungen direkt die dialektische Produktion der Hexenfigur, deren Beweisführung sich in hohem Maße über sprachliche Aussagen und den sich daraus ergebenden sprachlogischen Weiterführungen ergibt.

Konsequenterweise verwirft die *Dämonomanie* den Pyrrhonismus. Sie kann sich jedoch den aufgeworfenen epistemologischen Fragestellungen nicht entziehen und übernimmt in Grundzügen sogar skeptische Elemente in ihre Argumentation: Diese beruht nicht auf einer naiven fideistischen Herangehensweise an die Phänomene in der Wirklichkeit, sondern prinzipiell auf der Anwendung des skeptischen Zweifels auf die Argumentation der Gegenseite.²⁰ Die epistemologische Skepsis, der konsequente Zweifel an den menschlichen Erkenntniskräften, wird beibehalten, als Korrektivum erscheint jedoch der Rückgriff auf allgemeine Erfahrungen: Wenn auch die individuellen Erkenntniskräfte defizitär sind, so ist ein Abgleich mit ähnlich gelagerten Erfahrungen anderer Menschen in der Lage, die Erkenntnisse zumindest funktional z. B. über eine notgedrungen unscharfe *Copia* von Beispielgeschichten abzusichern. Wenn eine Erklärung über Naturgesetze und die individuelle Erfahrung als Prüfstein des Hexenglaubens wegfallen, übernehmen Exempla diese Rolle.²¹

Die *Dämonomanie* macht dies angesichts einer wenig überzeugenden Exempelgeschichte aus einem Text von Johann Trithemius über Wolfsverwandlungen explizit: „Es ist zwar gar ein frembde sach. Aber noch viel frembder kompt mir für/ das solchs vil nicht glauben können/ so sie doch sehen/ das alle Völcker auff dem Gantzen Erdrich/ vnnd die Alt sampt der Jungen Welt hierüber vberein stimmen.“ (F 1591, S. 123). Angesichts der Menge

¹⁷ Hossenfelder, Malte. Einleitung zu: Sextus Empiricus. Grundriß der pyrrhonischen Skepsis. Eingeleitet und übersetzt von Malte Hossenfelder. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1968; S. 12-90; hier S. 64.

¹⁸ Vgl. dazu Karlsson, Mikael K. Lexikonartikel „Skepticism“. In: Encyclopedia of Empiricism. Hg. v. Don Garrett, Edward Barbanell. Chicago/ London, Fitzroy Dearborn: 1997; S. 396-403; sowie Lobsien, Skeptische Phantasie, S. 30.

¹⁹ Lobsien, Skeptische Phantasie, S. 10.

²⁰ In Grundzügen vollzieht die *Dämonomanie* damit die Strategie nach, die La Sala den „dialektischen Charakter“ der Skepsis nennt, indem sie (bei Sextus Empiricus) in der Auseinandersetzung mit den Dogmatikern grundsätzlich von deren Definitionen ausgeht, und dann anhand bekannter dialektischer Modelle nachweist, dass diese nicht tragfähig sind. Vgl. dazu La Sala, Rosario. Die Züge des Skeptikers. Der dialektische Charakter von Sextus Empiricus' Werk. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2003; hier z. B. S. 178-181. Während Sextus sich jedoch bei der Definition von skeptischen Positionen darauf zurückzieht, diese negativ zu definieren, d. h. anzuführen, was sie nicht sind (vgl. S. 150), definiert die *Dämonomanie* ihren eigenen Standpunkt mit Vehemenz.

²¹ Vgl. Kap. 12.

von Einzelfallschilderungen erscheint es plausibler, seinen eigenen Zweifel zu hinterfragen, als die Evidenz und Realität der geschilderten magischen Phänomene.²²

Das Vertrauen in die Exempel ist stets gefährdet und muss untermauert werden. Eine mögliche Strategie dafür ist der Hinweis auf das juristische Prozedere, dem die Geschichten zum größten Teil entstammen und das aufgrund seiner komplexen Methodik eine gewisse Verlässlichkeit garantiert:

Ich setz mit fleiß vil Zeugnissen von mancherley Völckern vnd Nationen/ damit die Wahrheit desto heller und greifflicher an Tag komme: Vnnd thu dasselb nit durch Exempel/ so durch Traum/ Gespenst/ Aberwitz vnd Melancholisch gedanken zuzugangen vnnd auskommen/ sonder die gar eigentlich erkündigt vnd experimentiert seind/ durch vngleiche Spruch an vngleichen enden ergangen/ durch Gegenanklagen der Mitschuldigen/ durch Recriminationen/ durch Wiederholte Kundtschafften/ Vberzeugung [!]/ Entgegenstellungen der Zeugen/ Bekantnissen/ Vergichten/ Verurtheilunge/ Vollziehunge vnnd Executionen. (F 1591, S. 108)

Die *Copia* der Exempel wird dadurch gerechtfertigt, dass durch sie die ‚Wahrheit‘ augenscheinlicher wird. Die Exempelgeschichten beruhen hier auf überprüften und intersubjektiv kontrollierten Aussagen. Im juristischen Bereich lassen sich im 16. Jh. aufgrund der Notwendigkeit von Beweisen die eindeutigsten Formulierungen von Kriterienbündeln finden.²³ Diese sollen absichern, dass eine Aussage vor Gericht wirklich tragfähig ist, so dass man im Gegenzug davon ausgehen kann, dass Exempelgeschichten dieser Herkunft verlässlich sind.

Gegen Ende der „Vorred“ findet sich eine Zusammenstellung und Kategorisierung der Autoritäten und Quellen, auf die die dämonologische Literatur aufbaut. Hier wird ein kompletter Katalog formuliert, dem die Skeptiker entgegenstehen:

I. Erstlich hat ja das Gesatz Gottes/ welches nicht lügen kann/ sie die Hexen fein entdeckt/ vnd gleichsam nach iren arten specifiert: Auch geträwet/ die Völcker auszureuten/ so die Zauberer nicht der gebür nach straffen/ Derhalben soll man ja hierauff bestehn/ vnd nicht erst wider Gott ein Disputation anstellen/ von sachen/ dern wir vnerfahren oder vnwissend seind.

²² Somit ist es simplifizierend, angesichts von wunderlichen Exempelgeschichten von einer „extremen Leichtgläubigkeit“ zu sprechen (so z. B. bei Behringer, Wolfgang. Hexen und Hexenprozesse in Deutschland. München, dtv: 2000, S. 268). Das einzelne *Exemplum* erscheint für sich unglaubwürdig, im Kontext einer erschlagenden Masse an ähnlichen Geschichten, in dem es stets gesehen wurde, entfaltet es jedoch seine eigentliche Kraft im Sinne einer topischen und so notgedrungen unscharfen Argumentation. Vgl. dazu Schmidt-Biggemann, Wilhelm. Apokalypse und Philologie, S. 241, sowie Kap. 11. 2. 1 und 11. 2. 2 in dieser Arbeit.

²³ Vgl. dazu Hohmann, Hanns. Lexikonartikel „Juristische Rhetorik“. In: HWR, Bd. 4, Sp. 779-832, hier Sp. 798-810.

II. Fürs ander/ sind auch den Griechen vnd Römern/ vnd anderen mehr Völkern zuuor ehe sie von dem Gesatz Gottes das wenigst vernommen/ die Zauberer vnd ihre missetzhaten/ gleich so wol als dem Volck Gottes abschewlich vnd Todtverwürcklich gewesen [...]. Kurtz darvon zureden/ alle Secten vnd Religionen der Welt (sagt Augustinus) haben den Zauberern ihre straffen erkant vnd gesetzt.

III. Vnd fürs dritt/ will man dann bei Leuten/ so der sachen erfahren/ der Warheit halben nachfragen/ wo findt man besser erfahrene/ dann die Hexen selber [...]? Man sicht ja hierin/ daß alle die/ so man je in Italien/ in Teutschland vnd Franckreich verprent/ von stuck zustuck mit einander zutreffen. (F 1591, S. [15])

Diese Liste umschreibt die Quellenlage der kompletten dämonologischen Literatur. Die Beweisführung stützt sich auf die Bibel, auf verlässliche menschliche Autoritäten, sowie im Hinblick auf das tatsächliche Handeln der Hexen, gewissermaßen der materielle Inhalt des Hexenglaubens, auf zumeist zeitgenössische Exempelgeschichten. Zu der hier dargestellten dritten Gruppe gehören im konkreten Entstehungsprozess der dämonologischen Texte nicht nur die in der *Dämonomanie* häufig zitierten Gerichtsakten, sondern auch die vorangehende Hexenliteratur, die als Steinbruch für spätere Werke dient.²⁴

Wenn man dennoch an dieser argumentativen Wucht von „Einhelligkeit des Gesetzes Gottes/ die einhelligkeit der menschlichen Gesetz aller Völcker/ der Vrtheilen vnd Gerichtlichen erkantnussen/ der vberweisungen vnd vberzeugungen/ der Vergichten vnd nachgestandener Eräfferungen/ der Confrontationen vnd Executionen“ (ebda.) zweifelt, dann könnten diese „Meister Zweiffelsklügling vnd Wagzungen“ (F 1591, S. [16]) konsequenterweise nicht einmal sichergehen, ihren eigenen Namen zu kennen. Der hier angesprochene epistemologische Skeptizismus wird mit eigenen Waffen geschlagen: Das „Geschwärm aller Irrthumb“ (ebda.) beruht letztlich darauf, dass man versucht, das Phänomen der Geister und der Hexerei „Physicaliter oder Naturmässig“ (ebda.) abzuhandeln. Gerade die Physik, so die weitere Argumentation des Textes, sei hier komplett ungeeignet.

Im Gegensatz zum *Malleus* werden in der *Dämonomanie* die Skeptiker nicht rigoros als Ketzer abgekanzelt. Dieser Gedanke ist zwar durchaus enthalten, indem darauf hingewiesen wird, dass die Hexen bereits im „Gesatz Gottes/ welches nicht lügen kann“ erwähnt werden. Es zeigt sich jedoch, dass sich der Text mit der Herausforderung des Skeptizismus beschäftigt, und sei es nur, indem er seine implizite Epistemologie, die sich anhand konkreter Sinneseindrücke häufig nicht nachvollziehen lässt, verteidigt:

[...] Bodin felt it necessary to deal with [...] the role of truth, in order to show that the evidence he had to offer was sound. Three categories of knowledge are

²⁴ Vgl. zur Produktionsstrategie von Dämonologien auch Kap. 3.

outlined, that of Plato and Democritus that only the intellect is the judge of truth, next to a crude empiricism attributed to Aristotle, and lastly the total scepticism of Pyrrho, (as well, according to Bodin, as that of Nicolaus of Cusa). All these views, and especially scepticism, are rejected in favour of a sophisticated empiricism, which Bodin calls the common-sense theory of Theophrastus, which allows for truths derived from interpretations of sense experience. On this basis, his evidence about the 'demonomanie' is then justified.²⁵

Bodin platziert diesen *Sensus communis* des Theophrast²⁶ als notwendigen Ausgangspunkt der empirischen Grundlage der *Démonomanie* zwischen den Sinnen und dem Intellekt des Menschen und verweist auf die Vernunft als Prüfstein aller sinnlichen Eindrücke. Wenn jedoch (wie z. B. im Falle der Dämonologie) der Gegenstand sehr hoch oder schwer und nur für wenige zu verstehen ist, so soll man den Leuten Vertrauen schenken, die sich in der betreffenden Materie auskennen (und gewissermaßen deren Vernunft anstelle der eigenen defizitären Erkenntniskräfte als Prüfstein anerkennen):

Il fault [!] donc s'arrester à l'opinion de Theophraste, qui a recours au sens commun, qui est moyen entre les sens & l'intellect, & rapporter à la raison comme à la pierre de touche ce qu'on aura veu, ouy, gousté senty. Et d'autant plus qu'il y a des choses si hautes, & si difficiles à comprendre qu'il n'y a que peu d'hommes qui en soyent capables: en ce cas il faut croire chacun en sa science.²⁷

Dieser „sens commun“ kann von zwei Seiten beleuchtet werden. Seine lokale Verortung bei Bodin weist in die Richtung des Drei-Kammern-Modells des menschlichen Gehirns.²⁸ Das Gehirn wird hier in drei Kammern (*Cellulae/ Ventriculi*) unterteilt, die miteinander durch Verbindungsgänge kommunizieren. Die menschlichen Sinne liefern die Eindrücke in die erste Kammer (*Sensus communis/ Ratio*), wo sie vereinheitlicht und in einem zweiten Schritt beurteilt werden. Über die zweite Kammer (*Imaginatio/ Phantasia*, hier wäre vermutlich Bodins „intellect“ zu lokalisieren) werden sie anschließend in die letzte Kammer im Hinterhaupt, die *Memoria*, geleitet, wo sie verwahrt werden, und von wo aus sie ggf. wieder aktiviert werden können. Der „sens commun“ ist hier Bestandteil des zeitgenössischen anatomi-

²⁵ Popkin, *History of Scepticism*, S. 84f. Einen ausführlichen und reichhaltigen Überblick über die Diskussion der Erkenntnisproblematik in der *Démonomanie* bietet auch Wilkin, *Women, Imagination and the Search for Truth*, S. 53-95.

²⁶ Theophrast bietet sich hier als Bezugspunkt an, da er die Rolle der Sinneseindrücke im menschlichen Erkenntnisprozess und die Möglichkeit des intuitiven, unverstellten Verstehens über die Selbstevidenz der Dinge betont. Vgl. Harmon, Roger. Lexikonartikel „Theophrastos“ in: Pauly, Bd. 12/1; Sp. 385-393; hier Sp. 387f.

²⁷ Bodin, *Preface*, pag. 11r. Die *Démonomanie* (Vorred, S. [15]) übersetzt den Begriff „sens commun“ mit „gemeyne[r] Sinn uns Verstand“. Da sich diese epistemologischen Debatten sehr viel zentraler bei Bodin als bei Fischart aufzeigen lassen, wird hier die französische *Démonomanie* zitiert.

²⁸ Vgl. dazu und im Folgenden: Neuber, Wolfgang. Lexikoneintrag „Memoria“ in: HWR, Bd. 5; Sp. 1037-1078; hier Sp. 1040f.

schen Wissens sowie der *Ars memorativa* und somit eine fest etablierte Stufe im natürlich ablaufenden menschlichen Erkenntnisprozess.

Der zweite Aspekt ist die Frage, worauf sich dieser „sens commun“ stützt, wie also der Anspruch des Allgemeinen Einzug in die menschliche Epistemologie findet. Die „interpretation of sense experience“, nach der Formulierung Popkins, umfasst den Rückgriff auf Autoritäten oder glaubwürdige Exempel (durchaus auch im Sinne der aristotelischen *Endoxa*),²⁹ die die Zuverlässigkeit der *Experientia* garantieren können, wenn es der individuelle Verstand nicht vermag. Das Vehikel einer solchen Erkenntnis ist die *Historia*. Diese umfasst bei Bodin als *vera narratio* „die Gesamtheit des Realienwissens“ und lässt sich in drei Bereiche, menschlich, natürlich und göttlich, aufteilen:³⁰ „Historia, id est, verae narrationis tria sunt genera: humanum, naturale, divinum“.³¹ Die *Dämonomanie* baut damit auf einer „Empirie“ auf, die eigene Erfahrungen mit der überlieferten *Historia*, verstanden als narratologisch ausgeformte und über einem individuellen Zweifel angesiedelte materielle Topoi, vermischt.³²

Dass eine Beweisführung über die *Historia* und den „sens commun“ am ehesten über-

²⁹ Vgl. dazu Neumann, Florian. Lexikoneintrag „Sensus communis“ in: HWR, Bd. 8, Sp. 841-847. Vollkommen gleichzusetzen sind die Konzepte dabei jedoch nicht, während der Begriff „Endoxa“ den Schwerpunkt auf beweisrechtliche Funktionen legt (vgl. dazu Kap. 4. 1), umschreibt „Sensus communis“ eher allgemein herrschende, häufig moralisch konnotierte, Wertvorstellungen.

³⁰ Seifert, Arno. *Cognitio historica*. Die Geschichte als Namensgeberin der frühneuzeitlichen Empirie. Berlin, Duncker & Humblot: 1976; S. 55. „Historia“ ist in diesem Kontext einmal als „Erzählung über Geschichte“ zu verstehen, als auch in einem weiterführenden Verständnis als (zuverlässige) Aussage über die Welt im Allgemeinen. Vgl. zu diesem Zusammenhang im Begriffsverständnis Seifert, *Cognitio historica*, z. B. S. 29: „Es ist die historiographische Konnotation von primärer, vorwissenschaftlicher, wirklichkeitsnaher Sacherkenntnis, unter der die Vokabel *historia* von der Philosophie entdeckt, aufgegriffen und in Dienst genommen werden kann.“ Die Reihenfolge der Elemente bei Bodin spiegelt dabei die Zuverlässigkeit wider, die er diesen Bereichen zuspricht: Die notwendigerweise unsicheren Fakten aus der menschlichen Geschichte lassen sich durch Beleg aus der Naturgeschichte bekräftigen oder widerlegen, als letztes Korrektiv kann der nicht weiter zu hinterfragende heilsgeschichtliche Kontext des weltlichen Geschehens herangezogen werden. Zitiert nach: I. Bodini//METHODVS// ad Facilem// Historiarum// Cognitionem// Amstelædami// Sumptibus Joannis Ravelsteiny// 1650. [Reprint Aalen, Scientia Verlag: 1967], hier S. 8. Das Wahrheitspostulat der *Historia* bei Bodin steht hier in einer fest etablierten rhetorischen Tradition, so erscheint sie z. B. bei Cicero in einer rhetorisch elaborierten Darstellung als „wahrhaftiger Zeuge vergangener Zeiten, Licht der Wahrheit, lebendige Erinnerung, Lehrmeisterin des Lebens, Kündlerin von alten Zeiten“ („Historia vero testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis“). Zitiert nach: Cicero, M. Tullius. *De oratore*/ über den Redner. Übersetzt und herausgegeben von Harald Merklin. Stuttgart, Reclam: 2001; II, 36; S. 228). Sie ist damit in seiner Dreiteilung von Exempeln in *Fabula*, *Historia* und *Argumentum* die Klasse, die tatsächlich wahr ist („Fabula est, in quae nec veera nec veri similes re continetur, [...] historia est gesta res, ab aetatis nostrae memoria remota; argumentum est ficta res, quae tamen fieri potuerit“ (De inventione I, 19, 27), zitiert nach: Cicero, M. Tullius. *De inventione*. Über die Auffindung des Stoffes. Herausgegeben und übersetzt von Theodor Nüßlein. Darmstadt, WBG: 1998).

³² So betont auch Zedelmaier, dass sich der Begriff der „Polyhistorie“ im Gegensatz zur „Polymathia“ in der Frühen Neuzeit weniger ein abstraktes Wissen meint, sondern in erster Linie „den Bereich menschlicher Erfahrungen“. Vgl. Zedelmaier, Von den Wundermännern, S. 426. In der Rhetoriktradition war die *Historia* in dieser Bedeutung wichtig als Exempelfundus und ein zentraler Teil der Rednerausbildung, vgl. dazu Knappe, Joachim. Lexikonartikel „Historia“. In: HWR, Bd. 3; Sp. 1406-1410. Dass sie dabei innerhalb einer Rede auch Mittel zu einer tendenziösen Darstellung eines Sachverhalts dienen konnte, belegt ihre konkrete Verwendung im Kontext der *Narratio* als rhetorischer *Terminus technicus*. Vgl. dazu Knappe, *Historia*, Sp. 1406; sowie Knappe, Joachim. Lexikonartikel „Narratio“. In: HWR, Bd 6; Sp. 98-106.

zeugen kann, wird in Bodins *Theatrum* klar formuliert.³³ Er schreibt, dass es kaum einen sichereren (und damit auch überzeugenderen) Beweis geben kann als den Konsens aller Menschen über eine Sache und der geteilte Glaube daran, der gewissermaßen den Status eines Naturgesetzes einnimmt, so dass weiteres Abwägen ein Verbrechen und Zweifeln eine Sünde darstellt. Eine empirische Beweisführung erübrigt sich: Wer würde auf andere Weise belegen, dass Feuer heiß ist, als dadurch, dass es z. B. bereits den Indern, Kelten, Äthiopiern und Skythen heiß erschien:

Demonstratio vix ulla certior esse potest, quàm populorum ommium [!] summa in eadem re conspirationis fides & co[n]sensio, quae quodammodo naturae lex est, vt amplius ambigere, scelus, dubitare, nefas. Quis enim aliter demonstraret ignis caldus sit necne, quàm quòd Indis, Celtis, Aethiopibus, Schytis caldus videtur?³⁴

Dämonologien als „Weltbild-Maschinen“ entwerfen ihre eigene Version der Realität, die zuerst einmal abgeschottet erscheint von der Möglichkeit und Notwendigkeit kritischer Hinterfragungen. „Truth, far from being a solemn and severe master, is a docile and obedient servant.“³⁵ Die von Goodman erwähnten Mechanismen, anhand derer ein Weltbild entworfen werden kann, erinnern dabei stark an die rhetorisch-dialektischen Schritte von *Inventio*, *Elocutio* und an die Mechanismen der Kombinatorik: Composition, Deconstruction, Weighting, Ordering, Deletion, Supplementation und Deformation.³⁶

2. 2 „*Experientia*“

Das Konzept der *Experientia*, das in den bisherigen Ausführungen eine zentrale Rolle spielte, findet sich im Begriff des *Experiential Realism* wieder, der zum ersten Mal von

³³ Die Rolle überlieferter Autoritäten ist im *Theatrum* von zentraler Bedeutung. So wird zwar der Grundsatz, dass die Vernunft über der Autorität steht, immer wieder wiederholt, angewendet wird sie jedoch nur in Ausnahmefällen. Vgl. dazu Blair, Ann. The Foundations of Bodin's Natural Philosophy. In: Bodinus Polymeres. Neue Studien zu Jean Bodins Spätwerk. Hg. v. Ralf Häfner. Wiesbaden, Harrassowitz: 1999; S. 57-77; hier S. 66f.

³⁴ Zitiert nach: Bodin, Jean. VNIVERSAE// NATVRAE// THEATRVM// IN QVO RERVM OMNIVM// effectrices causae, & fines contemplantur [...] Frankfurt, bei Andreas Wechel Erben, 1597; hier S. 537f. Wie im nächsten Kapitel noch deutlicher werden wird, ist die Technik der Beweisführung auch im naturphilosophischen Bereich im 16. Jh. noch in hohem Maße durch rhetorische Mechanismen geprägt, zu denen z. B. die hier angedeuteten *Endoxa* zählen. Dieser Rückgriff auf vorhergehende Aussagen gliedert sich zudem, hier epistemologisch untermauert, in die kompilatorische und kombinatorische Produktionsstrategie der Dämonologien ein, indem derartige Autoritätsbelege und Exempelgeschichten als Wanderzitate zwischen den einzelnen Werken immer weiter gereicht werden und jedes Mal erneut aktiviert und wirksam werden können.

³⁵ Goodman, Nelson. Ways of Worldmaking. Hassocks, Harvester Press: 1978. S. 18.

³⁶ Vgl. dazu Goodman, Ways of Worldmaking, S. 7-17.

Gerhild Scholz-Williams in die Hexenforschung gebracht wurde.³⁷ Der Begriff selbst ist aus der kognitiven Linguistik entlehnt und wurde von George Lakoff geprägt.³⁸ Er nennt zunächst eine Reihe von Prämissen, die der *Experiential Realism* mit einer objektivistischen Sicht der Relation von Sprache und Wirklichkeit teilt:

The term *experiential realism* emphasizes what experientialism shares with objectivism: (a) a commitment to the existence of the real world, (b) a recognition that reality places constraints on concepts, (c) a conception of truth that goes beyond mere internal coherence, and (d) a commitment to the existence of stable knowledge in the world.³⁹

Lakoff betont, dass die Existenz einer realen Welt in diesem Modell nicht angezweifelt wird und dass sich die Frage nach Wahrheit nicht allein in der internen Kohärenz von Systemen erschöpft. Diese externen Gegebenheiten werden jedoch innerhalb des Diskursfeldes nicht einfach abgebildet. Die Umwelt erscheint in Form einer „zugriffsfeste[n] Komplexität“,⁴⁰ auf die ein jeweiliges System durch Anpassung reagiert. Das Ergebnis ist somit nicht eine simple *Imitatio* der Wirklichkeit innerhalb des Systems, sondern gewissermaßen der Abdruck der äußeren Zustände in Form von funktionalen Anpassungen der verschiedenen innerdiskursiven Mechanismen. Bei Lakoff finden sich zwei zentrale Aspekte, die das Konzept des *Experiential realism* von einem simplen Objektivismus abgrenzen:

- Thought is *embodied*, that is, the structure used to put together our conceptual system grow out of bodily experience and make sense in terms of it; moreover, the core of our conceptual system is directly grounded in perception, body movement, and experience of a physical and bodily character.
- Thought is *imaginative*, in that those concepts which are not directly grounded in experience employ metaphor, metonymy, and mental imagery – all of which go beyond the literal mirroring, or *representation*, of external reality. It is this imaginative capacity that allows for „abstract“ thought and takes the mind beyond what we can see and feel. [...]⁴¹

Diese Passage verdeutlicht sehr anschaulich grundlegenden Funktionen, die auch für die Erschaffung eines dämonologischen Weltbildes zentral sind. Dies ist zum einen die Fundierung dieses Denkens in körperlichen Erfahrungen: „Witchcraft was an intensely *physical*

³⁷ Vgl. Scholz-Williams, *Defining Dominion*, S. 18 u. 66.

³⁸ Vgl. Lakoff, George. *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago/ London, University of Chicago Press: 1987; hier insbesondere S. xiv f. Allerdings geht Lakoff nicht auf historische Implikationen ein, sondern verbleibt bei diachronen kognitiven Aspekten.

³⁹ Lakoff, George. *Women, Fire and Dangerous Things*; S. xv.

⁴⁰ Luhmann, Niklas. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1987; S. 146.

⁴¹ Lakoff, George. *Women, Fire and Dangerous Things*; S. xiv.

experience.“⁴² Die große Überzeugungskraft, die im dämonologischen Diskurs von Exemp-
geschichten ausgeht, hat hier ihre Grundlegung. So lässt sich z. B. die körperliche Erfahrung
eines Unwetters von jedem Rezipienten nachvollziehen (inklusive ggf. der nachfolgenden
Flurschäden und landwirtschaftlichen Einbußen). Wenn diese Wettererscheinungen auf das
Wirken des Teufels zurückgeführt werden (vgl. z. B. F 1591, S. 85f.), so bezieht dieser Topos
des dämonologischen Handelns seine Überzeugung auch durch das körperlich erfahrbare
Unwetter, das nach einer kausalen Rechtfertigung verlangt.⁴³ Das Handeln der Hexe ist in
seiner Gänze gegen die Reproduktion der Gesellschaft gerichtet.⁴⁴ Katastrophen wie Hagel,
Ernteausfälle, zu kalte Jahreszeiten, das unerklärliche Sterben von Menschen und Vieh stellen
unmittelbare körperliche Bedrohungen dar, die sich einem heutigen mitteleuropäischen Rezi-
pienten nur noch indirekt erschließen.⁴⁵

Das Denken arbeitet zudem in imaginären und kreativen Dimensionen, da es sich zur
Darstellung der Welt verschiedener Bilder bedient, die sich nicht unmittelbar auf eine direkte
körperliche Erfahrung zurückführen lassen, und die über eine einfache Repräsentation der
Realität hinausgehen.

Der Begriff des *Experiential Realism* soll hier als Brückenschlag die Konzepte von
„Erfahrung“ der Frühen Neuzeit und der Gegenwart miteinander in Bezug setzen. Der
Experientia-Begriff in der Frühen Neuzeit, unter dem „Erfahrung“ hier abgehandelt werden
soll, ist sehr vielschichtig und kann an dieser Stelle nicht im Detail dargestellt werden. Es soll
jedoch anhand einiger konkreter Beispiele beleuchtet werden, welche Rolle der Begriff
spezifisch in den Dämonologien und ihren Argumentationsstrategien spielt.

In Bezug auf Bodins *Theatrum* formuliert Blair die folgende Definition des Begriffs, die
auch für die *Dämonomanie* zutrifft: „*Experientia* as an abstract term generally refers [...] to an
undifferentiated, medieval mix of hearsay, bookish learning and actual experience“.⁴⁶ Gerade

⁴² Roper, Lyndal. *Witch Craze. Terror and Fantasy in Baroque Germany*. New Haven/ London, Yale University Press: 2004; hier S. 9, Hervorhebung ebda.

⁴³ So betont auch Hallpike, dass derartige bedeutsame Ereignisse in dem von ihm so genannten „primitiven Denken“ generell nach einer Rechtfertigung verlangen, da die Konzepte von Zufall, Wahrscheinlichkeit, Koinzidenz etc. noch nicht ausgebildet sind, während Ereignisse, die unwichtig erscheinen, nicht weiter thematisiert werden (vgl. dazu Hallpike, Christopher. Robert. *Die Grundlagen primitiven Denkens*. München, dtv: 1990; S: 521-529).

⁴⁴ Vgl. dazu auch Roper, *Witch Craze*, S. 127-159.

⁴⁵ Dabei betont das Schlagwort der „kleinen Eiszeit“, die in der Frühen Neuzeit mit massiven Klimaverschlechterungen und Einbußen bei der Ernte einherging, dass derartige klimatische Veränderungen eine wichtige Rolle für den Hexenglauben spielen. Vgl. dazu Behringer, Wolfgang. *Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung*. München, Beck: 2007.

⁴⁶ Blair, *Foundations*, S. 73f. Problematisch ist in dieser Definition das Adjektiv „medieval“: Die Mischung aus Buchwissen und empirischen Fakten, die im *Experientia*-Konzept der Frühen Neuzeit aus der Sicht einer modernen wissenschaftlichen Methodenlehre unsauber erscheint, stellt eine Konstante zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit dar. So entwickelt beispielsweise der Humanismus seine Methoden zunächst im Hinblick

die unscharfe definitivische Form des Begriffs ist Grundlage für seine große argumentatorische Versatilität. Im deutschen Text der *Dämonomanie* wird der Begriff *Experientia* synonym zu „Erfahrung“ verwendet, eben auch im Sinne der Erfahrungen, die sich mittelbar, z. B. aus Prozessprotokollen und Geständnissen (bzw. den Berichten darüber) ergibt. So erwähnt der Text in der Widerlegung Weiers die „ordentliche Erfahruß vnnd Experientz vnzehlicher Gerichtlicher Procedierung“, die sich auf die „Kundtschafften die Wlderholungen [!]/ die Confrontationen/ Vberzeugungen/ Vergichten/ vnnd Bekanntnussen biß zum Tod“ erstreckt (F 1591, S. 275; vgl. 1586, S. 703).⁴⁷

In ähnlicher Form findet sich dieses Konzept auch beim Trierer Bischof Peter (Petrus) Binsfeld in seinem *Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum* (erstmalig 1589). Eine zentrale Frage in diesem Text ist, ob die Taten, zu denen sich die Zauberer und Hexen in den Verhören bekennen, tatsächlich stattfinden können. Die Vorrede fasst hier knapp zusammen: Die Angeklagten begehen diese abscheulichen Laster, vor deren Erkenntnis der menschliche Geist zurückschreckt, wie man aus vielen glaubwürdigen Geständnissen und der sicheren *Experientia* weiß.⁴⁸ Die deutsche Übersetzung spricht an dieser Stelle von „gewisser erfahrung“,⁴⁹ was eine Begriffsverwendung analog zu Bodins *Theatrum* und zur *Dämonomanie* nahelegt.

Dass sich der Begriff aus skeptizistischer Sicht komplexer darstellt, belegt Agrippa von Nettesheim in einer Passage über die verborgenen Eigenschaften der Dinge. Es zeigt sich, dass die verborgenen Eigenschaften der Dinge, da sie nicht von der elementarischen Natur, sondern vom Himmel verliehen sind, unseren Sinnen verborgen und unserem Verstand (*Ratio*) kaum bekannt sind. Sie stammen aus der spirituellen Welt und werden durch die Strahlen der Sterne vermittelt; wir können sie nicht anders als durch die Erfahrung (*Experientia*) und

auf philologische Textarbeit, bevor diese Erkenntnisse (und mit ihnen die methodische Herangehensweise) auf die Naturphilosophie übertragen werden. Vgl. dazu Boas Hall, Marie. Problems of the Scientific Renaissance. In: The Renaissance. Essays in Interpretation. London/ New York, Methuen: 1982; S. 273-296; hier S. 285. Vgl. zur philologischen Fundierung der wissenschaftlichen Methodik der Frühen Neuzeit und den Auswirkungen auf den Wahrheitsbegriff auch Müller, Achatz von. Reuchlin: Die Welt im Auge und in den Augen der Welt. Wissenschaft und Wahrheit im frühen 16. Jahrhundert. In: Die Welt im Augenspiegel. Johannes Reuchlin und seine Zeit. Hg. v. Daniela Hacke, Bernd Roeck. Stuttgart, Thorbecke: 2002; S. 9-16.

⁴⁷ Die *Démonomanie* verwendet hier die Formulierung „l'experience ordinaire des procès infinis“, B 233r. Die Wiedergabe dieses einen Begriffs im Französischen durch zwei Begriffe im Deutschen findet sich in der *Dämonomanie* häufig, in der vorliegenden Stelle wird der zentrale Fachbegriff der *Experientia* erhalten und durch eine möglichst passende deutsche Übersetzung flankiert.

⁴⁸ „... crimina nefanda, quae humana mens cogitatione co[m]prehe[n]dere horret, opere co[m]plent, vt fidelissimis multoru[m] confessionibus, & certissimis experientiis cognoscimus.“ Zitiert nach: Binsfeld, Petrus. TRACTA-// TVS DE CONFES-// SIONIBVS MALEFICO-// rum & Sagarum [...]. Trier, bei Heinrich Bock: 1589; hier pag. (:) 3r f.

⁴⁹ Binsfeld, Petrus [ÜS Heinrich Bock]. TRACTAT // Von Bekannt- // nuß der zauberer vnnd Hexen [...]. Trier, bei Heinrich Bock: 1590; hier pag. A6v. Der Begriff „Experientia“ wird jedoch auch in der deutschen Version verwendet, vgl. z. B. pag. A3v.

Vermutungen verfolgen:

Patet ergo in rebus proprietates occultas non ab elementalī natura, sed coelitus insitas sensibus nostris occultas, rationi uix deniq[ue] notas: quae quidem à uita spirituu[ue]; mundi per ispos stellarum radios proficiscuntur: quae à nobis non aliter quàm experientia& coniecturis indagari possunt.⁵⁰

Ohne dass hier die naturphilosophischen Implikationen weiter verfolgt werden sollen, wird deutlich, dass angesichts des bei Agrippa radikal als defizitär konstruierten menschlichen Erkenntnisapparats in dieser Passage zwei Modi des Verstehens bzw. Erkennens voneinander abgegrenzt werden können. Einmal das Verstehen, das Erfassen eines Phänomens über den Verstand (*Ratio*), und einmal die *Experientia*, die hier als das schlicht sinnliche Erfahren einer Sache dargestellt wird, an das dann in einem zweiten Schritt weitere Ableitungen anschließen können, aber nicht müssen. *Experientia* erscheint das schlichte Erleben von Phänomenen, das (noch) nicht über den Verstand erklärt wird. Wie Agrippa auch in *De incertitudine* ausdrücklich darlegt, reichen die Erkenntniskräfte des Menschen, die *Ratio* (sowie der wissenschaftliche Methodenapparat) bei der Erwägung der letzten Wahrheit nicht aus. Die Freiheit und Fülle der Wahrheit ist so groß, dass sie weder durch wissenschaftliche Spekulationen, noch durch direkte Sinneserfahrung, noch durch künstliche logische Argumente, noch durch Evidenzbeweise, noch logische Syllogismen, und überhaupt durch keine Behandlung durch die menschliche Vernunft erfasst werden kann, sondern allein durch den Glauben. Wer diesen hat ist besser gestellt, als wenn er wissend wäre:

Tanta autem est veritatis ampla libertas, libera[que], amplitudo, vt nullius scientiae speculationibus, non vlllo sensuum vrgenti indicio, non vllis logici artificii argumentis, nulla probatione evidente, nullo syllogismo demonstrante, nec vlllo humano rationis discursu poßit deprehendi, nisi sola fide; quam qui habet [...] melius dispositus, quam si esset sciens.⁵¹

Allein im Glauben besteht also für den Menschen die Möglichkeit, diese letzten Wahrheiten zu erfassen und seine naturgegebenen Verstandesdefizite zu überwinden.⁵²

Die große Spannbreite dieses Begriffs in der Frühen Neuzeit lässt sich auch an den zeitgenössischen Annotationen in einer der von mir durchgesehenen Ausgaben der *Dämonomanie*

⁵⁰ Agrippa von Nettesheim. *De occulta philisophia sive de magia libri tres*. o. O. [Köln]: 1533 [Reprint Graz, Akademische Verlagsanstalt: 1967]; I, 15; hier S. XX.

⁵¹ Agrippa von Nettesheim. *De incertitudine et vanitate scientiarum atque artium*. In: *Opera*, Bd. 2, S. *3-314; Kap. 1, hier S. 6.

⁵² Vgl. dazu auch Kap. III, 43 der *Occulta philosophia*.

von 1586 nachzeichnen.⁵³ Hier sind solche Textpassagen in der Marginalspalte mit „Experientia“ markiert, in denen Erwartungshaltung an die Wirklichkeit dargestellt wird, die durchaus in der Lage ist, auf die Wirklichkeit abzustrahlen. Passend zur Marginale „Nach dem spruch Salomonis/ Was der Gottloß förcht/ das begegnet im auff dem weg.“ ist die Textstelle „Vnd gemeinlich widerfährt auß gerechter Rach Gottes einem das Unglück/ welches er ängstlich sorgend glaubet/ vnnd nimmermehr bald einem/ der das Gespött darauß treibet.“ (S. 165) markiert, ebenso die Entschuldigung eines Wünschelrutengängers, der sein Versagen darauf zurückführt, „daß die vm[m]ständ den handel keinen glauben gaben“ (S. 217). Eine Hexe aus Brügge kann nur dann eine Krankheit heilen, wenn man „ein steiff vertrawen auff sie setzte/ daß sie einem helfen könne“ (S. 423). Als Definition dieses Begriffsverständnisses lässt sich die ebenfalls derart markierte Textstelle auf S. 249 heranziehen: „Auch sicht man/ daß die Wörter vnd Segen nimmer nicht zur Würdigung gereychen/ es setz dan[n] der Mensch sein vertrawen darauff“, wobei hier zusätzlich die Phrase „Auch sicht man“ unterstrichen ist. *Experientia* in diesem Sinne ist eine Mischung aus Erfahrung und der sich daraus ergebenden Erwartungshaltung, die eine suggestive und manipulative Wirkung entfalten kann.

Das Begriffsverständnis der *Dämonomanie* und der Annotationen betont als Gemeinsamkeit die Zwischenstellung der *Experientia* zwischen individueller und gewissermaßen habhafter, sinnlicher Erfahrung auf der einen Seite und einem Erfahrungswissen, das sich aus der Lektüre und Rezeption ergibt auf der anderen Seite.⁵⁴ Erfahrung wird durch den Abgleich eines Phänomens mit anderen, in der *Memoria* gespeicherten Fällen, konstruiert. Im Prinzip spiegelt sich hier die Vermischung von individueller sinnlicher Wahrnehmung mit den durch die Tradition überlieferten Mustern, auf die Bodin anspielt, wenn er seine *Experientia* über den „sens commun“ absichert. Es geht bei Erfahrungen in diesem Sinne immer auch um die Beherrschung eines vorgeprägten Handlungsschemas, anhand dessen das Allgemeine vom Besonderen, das wahrgenommen werden soll, unterschieden wird.⁵⁵

Dieses Konzept ist noch sehr lange anzutreffen, so listet Walch in seinem Philosophischen Lexicon von 1775 unter dem Eintrag „Erfahrung“ den Begriff *Experientia* auf und führt aus: „Einige theilen auch die Erfahrung in eine unmittelbare und mittelbare. Jene ist die

⁵³ Dies ist das Exemplar der niedersächsischen Landesbibliothek Hannover, Sig. N-A 186.

⁵⁴ Dieser Gedanke ist dabei nicht neu, sondern geht auf Aquin zurück, wenn er mit Verweis auf Aristoteles schreibt: „Experientia autem fit ex multis memoriis“ Thomas v. Aquin, *Summa Theologiae*, I, 54, 5, 2. Zitiert nach: Thomas von Aquin. *Summa Theologiae*. Bd. 9: Angels. Hg. und übersetzt von Thomas Franklin O'Meara und Michael John Duffy. London/ New York, Blackfriars/ Eyre & Spottiswode/ Mc Graw-Hill: 1968; hier S. 86.

⁵⁵ Vgl. dazu auch Kambartel, F. Lexikoneintrag „Erfahrung“ in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. von Joachim Ritter. Bd. 2, Darmstadt, WBG: 1971; Sp. 609-616; hier Sp. 609-611. Dieses Beherrschen des Handlungsschemas zeigt sich dabei im Beherrschen bzw. Erschaffen der Gegenstände, auf dem Foucaults Diskursbegriff aufbaut; vgl. Foucault, *Archäologie*, S. 74.

eigentliche Erfahrung, diese aber ist ein Schluß, welcher aus einer Erfahrung und Empfindung zunächst hergeleitet wird“.⁵⁶ Auch noch der Augsburger Diakon Gottlieb Spizel belegt in seiner Schrift „Gebrochne Macht der Finsternis“ (1687) die Realität des Teufelspaktes mit der allgemeinen „Experienz“.⁵⁷

Eine Trennung zwischen einer singulären Erfahrung und einem daraus resultierenden Erfahrungs„wissen“, die auch dem heutigen Sprachgebrauch inhärent ist, wird in der Frühen Neuzeit anhand des *Experientia*-Begriffes nicht deutlich vollzogen. Gerade im Falle Bodins, der von einer grundlegenden Einheit allen Wissens ausgeht,⁵⁸ und zudem ein aus der *Historia* gezogenes Verstehen dem individuellen Erleben vorzieht, ist hier keine strenge Unterscheidung anzusetzen.

Dass das Konzept der *Experientia* selbst angesichts der Herausforderungen skeptizistischer Strömungen, die gerade die menschlichen Verstandeskkräfte infrage stellen, einen derart zentralen Beitrag zur Stabilisierung des dämonologischen Diskurses leisten kann, liegt in der speziellen Natur der zugrundeliegenden Materie begründet:

Der Teuffel ist allein darauf auß/ daß er den Menschen zur Verzweiffelung bringe/ vnnd ihn stürzte durch die tödtliche Sünde in die ewige Verdammuß. Das ist die Vrsach/ das er vns so viel Stricke vor augen stellet/ sich verändert in so mancherley Form vnd gestalt/ so viel Momlarven [i. e. Masken] vnd falscher Angesichter annimpt/ in dem er vns allerley Vnkeusche Wollüsten/ auch gegen die Natur/ allein zu dem ende/ auff daß er vns verderbe/ sehen lasset.⁵⁹

Mit diesem Passus beginnt die stark gekürzte deutsche Übertragung von De Lancre's *Tableau de l'inconstance des mauvais anges et demons* (erstmalig 1612).⁶⁰ Wie im gesamten Text wird hier der Teufel als Täuscher und Verblender charakterisiert. Dieses Attribut ist ein Allgemeinplatz, es hat jedoch weitreichende Folgen dafür, welche Erkenntnismöglichkeiten in der Dämonologie anzusetzen sind. Pierre de Lancre beschäftigt sich in seinem Traktat vor allem mit dem Hexensabbat. Dies führt, wie auch in der *Dämonomanie* an den entsprechen-

⁵⁶ Walch, Johann Georg. Philosophisches Lexicon [...]. Vierte Auflage in zween Theilen. Leipzig, in Gleditschens Buchhandlung: 1775 [Reprint Hildesheim, Olms: 1968]; Bd. 1, Sp. 1082-1084; hier Sp. 1084.

⁵⁷ Vgl. die Darstellung in: Blaufuß, Dietrich. Reichsstadt und Pietismus – Philipp Jacob Spener und Gottlieb Spizel aus Augsburg. Neustadt a. d. Aisch, Degener & Co: 1977; S. 280-286, hier v. a. S. 281.

⁵⁸ Vgl. dazu eingehender Leinkauf, Thomas. Absolute Einheit und unendliche Vermittlung im Denken Bodins. Philosophische Grundzüge seines Denkens. In: Bodinus Polymeres. Neue Studien zu Jean Bodins Spätwerk. Hg. v. Ralph Häfner. Wiesbaden, Harrassowitz: 1999; S. 23-55. Vgl. zu dieser Harmoniefigur in Bodins Denken, die ein deduktives Vorgehen in der Argumentation rechtfertigt, auch Clark, Thinking with Demons, S. 672-674.

⁵⁹ De Lancre, Pierre. Wunderbahrliche// Geheimnussen der Zau=// berey [...] o. O.: 1630; pag. A1r.

⁶⁰ De Lancre überarbeitete diesen Text mehrfach. Vgl. dazu und zu einer allgemeinen Biographie Kummer, Christian. „Beschreibung der Unbeständigkeit der bösen Engel und Dämonen“. Pierre de Lancre's Hauptwerk „*Tableau de l'inconstance des mauvais anges et demons*“ von 1612 im Spiegel der modernen Geschichtsforschung. Diss. Wien: 2009; hier insbesondere S. 68-73.

den Stellen, zu einer Kompilation von kruden und unglaubwürdigen Schilderungen, die aber dennoch eine elementare Grundlage für das Verständnis des angesetzten Hexereidelikts darstellen. Dementsprechend betont de Lancre in einem „Avis au Lecteur“, der einer späteren Bearbeitung dieser Materie angefügt ist, dass diese Wunderlichkeit der Aktivitäten von Hexen und Zauberern bei ihren nächtlichen Treffen nicht dazu führen darf, dass man sie als unmögliche Dinge ansieht, da es nichts gibt, was der böse Geist nicht könnte: „Mais l'estrangement de leurs assemblées nocturnes, sous prétexte qu'elles leur semblent nouvelles, ne doit mettre au rang des choses impossibles: car, qu'est-ce que le malin esprit ne peut?“⁶¹ Wie in der *Dämonomanie* spielt die Kategorie des Unmöglichen keine Rolle in diesem Gefüge.⁶² Salopp gesagt: Man muss angesichts der Natur des Teufels mit allem rechnen. Wenn der Diskurs aufrecht erhalten werden soll, muss er sich zwangsläufig derartigen Schilderungen öffnen.

Das Problem der *Experientia* wie auch der gesamten Datengrundlage der Dämonologie wird über eine derartige Argumentation letztlich externalisiert und entschärft. Skeptizistische Strömungen bedrohen, indem sie die menschlichen Erkenntnismöglichkeiten hinterfragen, die innerdiskursiven, dialektischen Funktionen einer Wissenschaft von den Hexen. Der Diskurs reagiert jedoch, wie sich zeigt, nicht mit einer Präzisierung seiner Vorgehensweise, sondern indem er diese Problematik seinem Untersuchungsgegenstand zuschreibt. Da der Teufel und mit ihm seine Diener und ihre Rituale wandelbar und zutiefst mit Täuschungen und Lügen behaftet sind, muss auch zwangsläufig die ihn analysierende Wissenschaft in vielen Aspekten unglaubwürdig erscheinen. Die Lehre von den Hexen kann keine exakte Wissenschaft sein, da sich das Handeln und Wirken des Teufels über die Welt des Mess- und Erklärbaren hinaus erstreckt. Eine in diesem Umfeld funktionale *Experientia* muss sich daher auch zwangsläufig von den Kategorien des Unwahrscheinlichen oder Unmöglichen verabschieden.

⁶¹ De Lancre, Pierre. L'INCREDULITÉ// ET// MESCREANCE// DV SORTILEGE [...] Paris, bei Nicolas Buon: 1622; S. 834.

⁶² Diese Argumentationsstrategie findet sich an vielen Stellen im dämonologischen Diskurs. Auch Martin Delrio beschäftigt sich in seinen *Disquisitionum magicarum libri sex* mit der Problematik von unwahrscheinlich wirkenden Tatvorwürfen, wobei er die Lösung auf die Ebene der Dialektik verschiebt, deren Mechanismen derartige Schilderungen verifizieren können. Die zweite rhetorische Status-Frage (*Quid*) bestätigt ein Geständnis, wenn dieses eingestanden wird; für einen Dämonen oder für einen Menschen mit Hilfe des Dämonen ist nichts unmöglich, auch wenn es den wahrlich verständigen und gelehrten Leuten unglaubwürdig erscheint oder wenn es überraschend, verwunderlich, erschreckend oder verachtungswürdig ist. („Secunda circumstantia (*Quid*) comprobatur confessionem, quando delictum quod confitentur, daemone, seu per daemone homini, non est impossibile, nec vero sapienti & erudito incredibile, quantumvis stupendum sit, & admirabile, horrendu[m] aut execrandu[m]“; zitiert nach: Delrio, Martin. *Disquisitionum magicarum libri sex* [...]. Mainz, bei Johannes Albinus: 1612; hier S. 771). Ein frappierendes Beispiel für derartige Funktionen erwähnt auch Roper. In den von ihr untersuchten Nördlinger Hexenprozessen Ende des 16. Jhs. wurde der Anklagepunkt des Verspeisens von Kindern aufrecht gehalten, auch nachdem eine vorgenommene Exhumierung nachwies, dass die Körper der toten Kinder unversehrt waren. Vgl. Roper, *Witch Craze*, S. 76.

3. Rechtsgeschichtliche Faktoren

Der diskursive Rahmen der dämonologischen Schriften ergibt sich nicht zuletzt aus dem spezifisch juristischen Umfeld, in dem sich die einzelnen Traktate bewegen. Es soll daher im Folgenden dargestellt werden, wie sich verschiedene rechtshistorische Faktoren auf die literarische Produktion der Hexenfigur auswirken, ohne dass dabei jedoch ein umfassender Überblick über die Rechtsgeschichte geleistet werden kann.

Die *Dämonomanie* baut auf dem im 16. Jh. gängigen sog. „elaborierten Hexereidelikt“ auf. Dieses Deliktverständnis umfasst im Einzelnen die fünf Elemente Teufelspakt, Schadenszauber, Teufelsbuhlschaft, Teilnahme am Hexensabbat sowie den tatsächlichen körperlichen Flug dorthin.⁶³ Dieses Konstrukt ist dabei nicht als Endpunkt der Hexendebatte zu sehen, und nicht zwangsläufig normativ für die einzelnen Dämonologien,⁶⁴ sondern eher als größter gemeinsamer Teiler der verschiedenen Vorstellungen. Verbindliche und allgemein geteilte Lehren sind in der Wissenschaft von den Hexen selten. Auch die sog. orthodoxe Dämonologie, „d. h. die Dämonologie derjenigen, die die Hexenverfolgung verteidigten, [war] selbst auf keinen Fall ein in sich geschlossenes dogmatisches System. Im Gegenteil: die Dämonologie hatte immer die Form einer Debatte“.⁶⁵ So schildert auch die *Dämonomanie* in einer der vielen Listen, die die Argumentation des Textes untermauern, nicht nur die fünf Elemente des elaborierten Delikts, sondern insgesamt 15 (nicht immer trennscharfe) Untaten, die den Hexen anzulasten sind (vgl. F 1591, S. 236-239). Diese Liste ist im Sinne einer rhetorischen *Enumeratio* zu verstehen, die die Gefährlichkeit der Hexen noch einmal über die *Copia* von Belegen untermauern soll. Das Deliktbild, das sich aus den Exempelgeschichten ergibt, entspricht dabei in seiner Summe dem elaborierten Hexereidelikt.

Ein solches komplexes Deliktverständnis kann nicht mehr allein von den Vorstellungen von Magie und Hexerei getragen werden, die im „Volksglauben“ (s. u.) vorhanden waren. Es

⁶³ Vgl. dazu exemplarisch: Dillinger, Johannes. *Hexen und Magie. Eine historische Einführung*. Frankfurt am Main 2007 (= *Historische Einführungen* 3), S. 19-21. Der hier verwendete Begriff „Sabbat“ zeigt, dass sich offensichtlich auch Elemente antisemitischer Propaganda an den Hexendiskurs angelagert haben. Vgl. dazu Voltmer, Rita. *Hexen. Wissen was stimmt*. Freiburg, Herder: 2008; S. 24. Zusätzlich dazu zeichnen sich in der *Dämonomanie*, durch die starke Betonung des Abfalls von Gott, starke Spuren eines spiritualisierten, verinnerlichten Hexereidelikts ab. Vgl. dazu Rüping, Hinrich. *Grundriß der Strafrechtsgeschichte*. 2. Auflage, Beck, München: 1991; S. 49; sowie Rummel, Walter, Rita Voltmer. *Hexen und Hexenverfolgungen in der Frühen Neuzeit*. Darmstadt, WBG: 2008; S. 64.

⁶⁴ Einen groben Überblick über die verschiedenen Deliktvorstellungen sowie den Diskurs, der sich um sie rankt, bietet Stephens, Walter. Lexikoneintrag „Witch and Witchcraft, Definitions of“. In: *EW*, Bd 4, S. 1200-1205; insbes. S. 1201-1203. Vgl. für die rechtshistorischen Hintergründe exemplarisch Lorenz, Sönke. *Der Hexenprozeß*. In: *Wider alle Hexerei und Teufelswerk. Die europäische Hexenverfolgung und ihre Auswirkungen Südwestdeutschland*. Hg. v. Sönke Lorenz, Michael Schmidt. Ostfildern, Thorbecke: 2004; S. 131-154.

⁶⁵ Clark, *Glaube und Skepsis*, S. 23f.

setzt vielmehr ein hinreichend ausdifferenziertes System eines gelehrten Diskurses über Hexen voraus, das, analog zu den Mechanismen der Weltbilderzeugung von Goodman, die einzelnen Fallgeschichten und Bruchstücke zusammenträgt, evaluiert und in neuer Form wieder verbreiten kann. Die Figur der Hexe findet sich innerhalb dieses Systems, wie von Cave betont, als sprachlich determinierte Einheit wieder.⁶⁶ Die notwendige Verbindung zur Realität, bzw. den Anschein einer solchen Verbindung, liefern die Geständnisse der Angeklagten, die auch in der *Dämonomanie* den Rang von Augenzeugen- und Expertenberichten einnehmen.

Die Entstehung eines solchen Diskurssystems ist eng an die zugrundeliegende Prozessform, den Inquisitionsprozess gekoppelt. Hier besteht das Verfahrensziel in der „Erforschung (inquisitio) der materiellen Wahrheit, Mittel dazu [ist] die Anwendung rationaler Erkenntnismethoden“.⁶⁷ Außerhalb dieser „rationalen“ Methoden stehen die formalen Beweise, die noch im fränkischen Recht Verwendung fanden,⁶⁸ und die in erster Linie die Schuldfrage in einem Rechtsfall klären sollten.⁶⁹ Für den Inquisitionsprozess bedeutet dies, dass zur Verurteilung entweder stichhaltige Sachbeweise oder Zeugenaussagen oder das Geständnis der Verdächtigten vorliegen müssen.

Belastbare Beweise lassen sich im Kontext der Hexenverfolgung verständlicherweise nur schwer anführen. Selbst wenn die Existenz von Hexen nicht angezweifelt wird, so kann sie doch nicht im Detail nachgewiesen werden, da die Hexerei stets im Verborgenen geschieht:

⁶⁶ Diese sprachliche Konstruktion des Hexenbildes zeigt sich dabei nicht nur in den Makrostrukturen des kompletten Begriffsverständnisses, sondern lässt sich bis ins Detail konkreter Geständnisse nachvollziehen, wie Topalovic in einer Analyse von Verhörprotokollen zeigt. Hier zeigen sich die „Vereinheitlichungstendenzen“, die ein Ergebnis der juristischen Versprachlichung des Deliktes sind, z. B. in den Namen der dämonischen Liebhaber, die sich klar verschiedenen Regionen zuteilen lassen. Vgl. Topalovic, Elvira. „*Ich kike in die Stern undt versake Gott den herrn*“. Versprachlichung des Teufelpaktes in westfälischen Verhörprotokollen des 16./ 17. Jahrhunderts. In: Jahrbuch der August-Wibbelt-Gesellschaft 20 (2004); S. 69-86; hier S. 80 und 82 (dieser Essay ist auch als Pdf unter www.historicum.net abrufbar).

⁶⁷ Bruns, Silvin. Zur Geschichte des Inquisitionsprozesses: Der Beschuldigte im Verhör nach Abschaffung der Folter. Diss. Universität Bonn: 1994; S. 11.

⁶⁸ Ein solcher formaler Beweis kann z. B. ein Reinigungseid sein, ggf. mit einer ausreichenden Zahl von Eideshelfern, die den guten Leumund der schwörenden Person bezeugen, oder die sog. Gottesurteile. Hierbei wird Gott angerufen, damit er in ein bestimmtes, fest ritualisiertes Geschehen eingreift. Dies kann ein Zweikampf sein, oder die Umkehrung von Naturgesetzen, so dass der Angeklagte beispielsweise ein glühendes Stück Metall eine bestimmte Strecke ohne größere Verletzungen tragen kann (vgl. dazu auch Kabus, Inquisitionsprozeß, S. 29f.). Dass sich derartige archaische Prozesselemente jedoch noch lange gehalten haben, zeigt sich am Beispiel der Wasserprobe, die im Kontext der Hexenverfolgung der heute wohl bekannteste formale Beweis ist. So wendet sich noch 1666 Johann Georg Nehring in seiner Universitätsdisputation unter dem Vorsitz von Georg Adam Struve gegen die Anwendung dieser Probe. Vgl. dazu Struve, Georg Adam, Johann Christoph Nehring. *DISPUTATIO IURIDICA// DE// INDICIIS// Cui annectitur quaestio de proba per aquam frigidam sagarum [...]* o. O. [Jena], bei Jacob Bauhofer: 1666; hier insbesondere pag. F3v f.

⁶⁹ Vgl. Bruns, Geschichte des Inquisitionsprozesses. Formale Beweise haben sich zum einen verständlicherweise als sehr unzuverlässig erwiesen, zum anderen stehen sie dem biblischen Verbot der Versuchung Gottes entgegen (vgl. 5. Mos 6, 16 sowie Lk 4, 12).

Sintemal der Sathan vnd die Zauberer ihre Mysterien vnnnd geheimnussen Nachts treiben vnd üben/ daher dann ihre Gemärck verborgen vnd ettlicher massen vnkantbar bleiben: demnach sie weder mit Fingern gezeiget/ noch mit den Augen erfolgt vnnnd erforscht/vnd desßhalben sehr schwerlich bewisen vnnnd dargethan mögen werden. (F 1591, S. 202)⁷⁰

Der letztendliche Beweis für eine Verurteilung kann also in einem inquisitorisch geführten Hexenprozess nur das Geständnis sein.

Der Inquisitionsprozess muss so zum einen, angesichts des Wegfalls formaler Beweise sowie des Talionsprinzips,⁷¹ als Fortschritt in der Strafrechtspflege gesehen werden. Zum anderen sind ohne ihn jedoch die Hexenverfolgungen nicht zu denken.⁷² Gerade die Anwendung Folter, verstanden als „Zwang zur Aussage“⁷³ und nicht als Körperstrafe, ist eine direkte Folge dieser Prozessform.⁷⁴ Angesichts der hohen Messlatte,⁷⁵ die man in einem Inquisitionsprozess für die Beweise ansetzte, verwundert es kaum, dass es zu exzessiven Folterungen kam: Eben weil sich der Inquisitionsprozess auf die rationale Begründung konzentriert, führte er durch die Notwendigkeit eines Geständnisses und die Möglichkeit zur Folter zu den juristischen Exzessen, zum „Justizmord“, wie es der Göttinger Publizist August Ludwig von Schlözer in einem Artikel vom Januar 1783 angesichts des letzten regulären mitteleuropäischen Hexenprozesses 1782 im schweizerischen Kanton Glarus formulierte.⁷⁶

Es erscheint daher nur logisch, dass auch die Folter ab dem 15. Jh. bald zur „Seele des Hexenprozesses“⁷⁷ entwickelt. Sie garantiert vom Inquisitionsprozess verlangten faktischen Evidenz, indem sie belastungsfähige Beweise (i. e. Geständnisse) liefert. Das Phänomen der Hexenverfolgung beruht dabei auf einer (aus heutiger Sicht) komplexen Verdrehung der Grundvoraussetzungen: Da der Hexereivorwurf im Prinzip bereits vor einem Prozess feststeht, muss die Beweislage diesem fixierten Ergebnis angepasst werden. Das Vergehen

⁷⁰ Zur „Auskundschaftung“ der Hexen empfiehlt der Text daher, auf Aussagen bereits verurteilter Hexen und Magier zurückzugreifen, die sich in dieser Materie erwiesenermaßen gut auskennen. Das Beispiel, das im Text genannt wird, ist der französische Zauberer Trois Eschelles, der seiner Verurteilung entging, indem er eine große Zahl vermeintlicher Mitschuldiger identifizierte.

⁷¹ Das Prinzip der Talion besagt in einem Akkusationsprozess, dass der Kläger im Falle eines Freispruchs die dem Beklagten zgedachte Strafe zu tragen hat.

⁷² Vgl. Schwerhoff, Gerd. Strafrecht und Gerechtigkeit in historischer Perspektive – das Beispiel der Hexenprozesse. In: Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16. - 19- Jahrhundert). Hg. v. Andrea Griesebner Martin Scheuz. Innsbruck, Studien-Verlag: 2002; S. 33-40; hier S. 36.

⁷³ Rüping, Strafrechtsgeschichte, S. 20.

⁷⁴ Bruns, Geschichte des Inquisitionsprozesses, S. 13.

⁷⁵ Schwerhoff, Strafrecht, S. 36.

⁷⁶ Vgl. Schwerhoff, Strafrecht, S. 39. Allerdings ist hier zu bedenken, dass sich nach wie vor eine ganze Reihe von Ortschaften um dieses „Prädikat“ streiten. Details zum Hexenprozess gegen Anna Göldi finden sich in: Hauser, Walter. Der Justizmord an Anna Göldi. Neue Recherchen zum letzten Hexenprozess in Europa. Zürich, Limmat: 2007.

⁷⁷ Behringer, Hexen und Hexenprozesse, S. 270.

wird dafür nicht induktiv aus den Schilderungen eines Sachverhaltes konstruiert, sondern ist in seiner Grundform präfiguriert, und wird anhand des bekannten und tradierten Hexereidelikts deduktiv gesetzt und nur noch in kleineren Details einem individuellen Fall angepasst. Ein konkreter Fall wird auf der Grundlage dieser Mechanismen aus fixierten Vorstellungen abgeleitet und an das Begriffsverständnis angepasst. Hinter den Verfolgungen stehen damit letztlich topische Setzungen, die eine enthymemische Argumentation erlauben.⁷⁸ Auf der Grundlage von sozial allgemein anerkannten und topisch fixierten Tatsachen über Hexen, die die Rolle der aristotelischen *Endoxa* einnehmen, können überzeugende Aussagen über die Realität getroffen werden. Diese *Endoxa* gehen dabei einem individuellen Prozess stets voraus, und liefern das Schema, nach dem der vermutete Tatbestand inquiriert wird.

Da es im Falle des Hexereidelikts kein konkretes Vergehen gibt, das als Korrektiv für das vorgegebene Frage- und Tatmuster dienen könnte, wird dieses höchstens in Details verändert,⁷⁹ ansonsten jedoch durch die erpressten Geständnisse in seiner Form immer wieder bestätigt, und damit verfestigt und weiter tradiert. Die Anwendung der Folter lässt sich so als propellierendes Element in einem größtenteils selbstreferenten Hexendiskurs beschreiben, da sie immer wieder den notwendigen Anschein eines Realitätsbezugs in das System einspeist.

Diese Funktion wurde z. B. von Spee erkannt, wenn er polemisch formuliert:

Was suchen wir so mühsam nach Zauberern? Hört auf mich, ihr Richter, ich werde euch gleich zeigen, wo sie stecken. Auf, greift Kapuziner, Jesuiten, alle Ordenspersonen, und foltert sie, sie werden gestehen. Leugnen welche, so foltert sie drei-, viermal, sie werden schon bekennen. [...] Wollt ihr immer noch mehr, dann will ich euch selbst foltern lassen, und ihr dann mich. Ich werde nicht in Abrede stellen, was ihr gestanden habt. So sind wir schließlich alle Zauberer [...].⁸⁰

Gerade die nicht nur aus heutiger Sicht erschreckenden Auswüchse dieses Rechtssystems belegen dabei eindrücklich die Funktionalität und Dynamik dieser innerdiskursiven Mechanismen, mit der sie auch die zeitgenössischen Widerstände überwinden konnten.

⁷⁸ Vgl zu diesen Begrifflichkeiten Kap. 4.1.

⁷⁹ Vgl. dazu Roper, *Witch Craze*, S. 52.

⁸⁰ Zitiert nach: Spee, Friedrich von. *Cautio Criminalis oder rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse*. Übers. von Joachim-Friedrich Ritter. München, dtv: 1983; S. 97. Spee steht mit dieser Kritik an der Prozessform im Kontext des dogmatisierten katholischen Hexereikonzepts des 17. Jhs. Hier konnten „kritische Geister [...] zur Vermeidung einer Häresieanklage nicht die Hexenlehre selbst, dafür aber umso heftiger deren Umsetzung in den Prozessen angreifen“ (Rummel/ Voltmer, *Hexen und Hexenverfolgung*, S. 65).

3.1 Das laborierte Hexereidelikt und die Dämonologien

Den dämonologischen Schriften kommt die Aufgabe zu, das inquirierte Wissen gemeinsam mit älteren Quellen zu versammeln und abzugleichen. Erst durch diese schriftlich fixierten Überblicke über den Gesamtkomplex der Hexerei kann sich ein Kommunikationssystem etablieren, das in der Lage ist, komplexe Strukturen (wie z. B. den Tatverdacht des laborierten Hexereidelikts) überhaupt erst zu erschaffen und weiter zu tradieren. Diese Kommunikation setzt bereits in der ersten Hälfte des 15. Jhs. ein, mit Johannes Niders Formicarius (ca. 1437/38), und erreicht um die Wende vom 16. zum 17. Jh. mit der *Dämonomanie*, aber auch mit Delrios *Disquisitiones Magicae libri sex* (ab 1599) sowie dem *Tableau de L'inconstance des mauvaises anges et démons* von Pierre de Lancre (1612), um nur die herausragendsten Beispiele zu nennen, ihren endgültigen Höhepunkt. Diese Dämonologien überformen die Konzepte von Hexerei und Magie, die im Volksglauben bereits sehr viel früher anzutreffen sind. Dabei werden in der Forschung zwei Diskurse unterschieden, die relativ unabhängig voneinander existieren, auch wenn sie in vielfältiger Weise immer wieder aufeinander einwirken. Dies ist zum einen der hier untersuchte „gelehrte Diskurs“,⁸¹ der mit wissenschaftlichem Anspruch zwischen Gelehrten mit den dämonologischen Traktaten als materielle Kommunikationsmedien geführt wurde, und einem Hexenverständnis innerhalb der Bevölkerung.⁸² Der Begriff „Volksglaube“ soll hier in der Definition von Dillinger verstanden werden:

Unter Volksglaube wird die Gesamtheit dessen, was die Mehrheit der Bevölkerung über eine Welt jenseits der Alltagserfahrung imaginiert, verstanden. Der Volksglaube umfasst religiösen Glauben im modernen Sinn ebenso wie Schicksalsglauben, Geisterglauben, Glauben an die Wirksamkeit von Magie. Als integrale Bestandteile dieses Glaubens werden die Handlungen betrachtet, die sich aus ihnen unmittelbar ergeben.⁸³

Dieser Begriff fällt keine Vorentscheidung bezüglich einer sozialen Hierarchie, er ist als Ersatz für den bereits in der Frühen Neuzeit aus *Superstitio* negativ geprägten Begriff des

⁸¹ Vgl. dazu Schwerhoff, Rationalität im Wahn, S. 45-82.

⁸² Diese Gegenüberstellung der beiden Diskurse darf dabei jedoch nicht absolut gesetzt werden. Wie sich in der historischen Hexenforschung gezeigt hat, durchdringt der Hexenglaube im 16. Jh. sämtliche Bevölkerungsschichten. Vgl. dazu Neugebauer-Wölk, Monika. Wege aus dem Dschungel. Betrachtungen zur Hexenforschung. In: Geschichte und Gesellschaft 29, 2 (2003); S. 316-347; hier S. 346 [der Artikel ist auch unter www.historicum.net einsehbar]. Vgl. dazu auch die Replik: Schwerhoff, Gerd. Esoterik statt Ethnologie? Mit Monika Neugebauer-Wölk unterwegs im Dschungel der Hexenforschung [April 2007]. URL: <http://www.historicum.net/themen/hexenforschung/thementexte/forschungsdebatten/art/Esoterikstatt-1/html/ca/04a0282420/> [21. 10. 2009].

⁸³ Dillinger, Hexen und Magie, S. 18.

Aberglaubens⁸⁴ gedacht, als eine Idee des „Alltagsglaubens“.⁸⁵ Innerhalb dieses Volksglaubens finden sich eine Vielzahl von Vorstellungen und Motiven bezüglich der Handlungen von Hexen, die auf vielfältige Weise modifiziert und tradiert wurden. Elemente dieses Volksglaubens sind die Grundlage für die Debatten und Untersuchungen des gelehrten Diskurses (und damit auch für die Hexenprozesse). Ohne diese Grundlage in der Bevölkerung würde dem gelehrten Diskurs jedoch die für seine Ausstrahlungswirkung notwendige Resonanz fehlen.

Im Bezug auf die Hexenverfolgungen ist der „Kriminalisierungsvorgang“⁸⁶ wichtig, also die Frage, wie eine noch unspezifische Idee der Zauberei oder Hexerei aus dem Volksglauben Eingang in die rechtliche Sphäre bekommen hat, so dass sie zu einem juristischen Vergehen werden kann. Es lässt sich hierbei eine Evolution der Hexe skizzieren: Das ältere Hexenbild ist geprägt von der Idee des Schadenszaubers. Solange dieser Schadenszauber als individueller Akt einer Einzelperson gesehen wird, kann diese Vorstellung noch nicht als Grundlage von massenhaften Verfolgungen dienen. Erst die Idee einer kompletten und in sich vernetzten Gruppe von Hexen ist in der Lage, ein dafür ausreichendes Drohpotential aufzubauen.

Der Gedanke einer Hexensekte, die sich kollektiv zur Vernichtung der Schöpfung anschickte, entstand wohl im Nachklang der Ketzerverfolgungen gegen Katharer und Waldenser im 13. Jh. In den Anschuldigungen gegen diese Gruppen finden sich viele Motive, die später auf die vermutete Hexensekte übertragen werden, namentlich die sexuellen Ausschweifungen, die nächtlichen geheimen Treffen und der Kannibalismus (vorzugsweise wurden bereits hier Kinder verspeist).⁸⁷ Diese Verschmelzung von Ketzerei- und Hexereivorwurf fand im Westalpengebiet ca. 1430-1440 statt, als „intellektuelle Schaltstelle zur Popularisierung und Reflexion der – auch von Zeitgenossen als neues Delikt wahrgenommenen – Hexerei fungierte das Basler Konzil“ (1431-1449).⁸⁸

Bezeichnenderweise fällt auch die Entstehung der ersten frühneuzeitlichen dämonologischen Schrift, der *Formicarius* von Johannes Nider, in diese Zeit. Nider selbst nahm an diesem Konzil teil. Die Konstruktion des elaborierten Hexereidelikts, ohne das die Verfolgungen nicht denkbar wären, ist also praktisch von erster Minute an an das sich nicht zuletzt über Dämonologien entfaltende Kommunikationssystem des gelehrten Diskurses über Hexen

⁸⁴ Vgl. Labouvie, Eva. Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.-19. Jh.). St. Ingbert, Röhrig: 1992; S. 19-22 sowie 76-85.

⁸⁵ Dillinger, Hexen und Magie, S. 19.

⁸⁶ Vgl. hierzu und im Folgenden: Schwerhoff, Strafjustiz, S. 34f.

⁸⁷ Vgl. Schwerhoff, Strafjustiz, S. 35. Dies sind, am Rande bemerkt, auch die Anschuldigungen, die sich in der antiken antichristlichen Polemik finden.

⁸⁸ Schwerhoff, Strafjustiz, S. 35. Vgl. hierzu auch Neumann, Almut. Verträge und Pakte mit dem Teufel. Antike und mittelalterliche Vorstellungen im „Malleus Maleficarum“. St. Ingbert, Röhrig: 1997; hier S. 110-121.

gekoppelt.⁸⁹

In der dämonologischen Literatur erfuhren die verschiedenen bekannten Topoi eine Überarbeitung, um der Drohkulisse der neuartigen Hexensekte gerecht zu werden. Als Beispiel für diese Transformation sei hier auf den Hexenflug hingewiesen. Dieser findet sich bereits im *Canon episcopi* aus dem 9./10. Jh. in der Form von Frauen, die im Gefolge der heidnischen Jagdgöttin Diana in einer wilden Jagd auf verschiedenen Tieren durch die Wälder fliegen. Während im *Canon* betont wird, dass dieser Flug nicht wirklich stattfinden kann, und so nur der Glaube, an einem solchen Flug teilgenommen zu haben, verfolgt werden kann,⁹⁰ erscheint dieser Flug z. B. im *Malleus Maleficarum* als Wirklichkeit, auch wenn natürlich die Möglichkeit besteht, dass der Teufel in Einzelfällen die Hexen getäuscht haben könnte, und sie in Wirklichkeit nicht davon getragen wurden.⁹¹ Die *Dämonomanie* widmet der leiblichen Ausfahrt der Hexen ein komplettes Kapitel (II, 4) und einen ausführlicheren Eintrag im Register (F 1591, pag. Vv iiv), und belegt über eine Vielzahl von Exempelgeschichten die Möglichkeit einer solchen „leibhaftigen“ Vertragung. Anstelle einer Rationalisierung, die man im Fortschreiten der Geschichte vermuten könnte, tritt also eine Radikalisierung auf.

Dieses elaborierte Hexereidelikt ist ein Alleinstellungsmerkmal der Verfolgungen in den vom lateinischen Christentum dominierten Ländern.⁹² Im Volksglauben könnte ein solches komplexes und fest gefügtes Konstrukt nicht erarbeitet und tradiert werden, Grundlage waren daher dämonologische Schriften als Wissenschaft von den Hexen, die gleichzeitig als Handreiche für ansonsten überforderte Inquisitionstribunale dienen sollten. Der elaborierte Begriff wurde so innerhalb des gelehrten Diskurses überliefert, multipliziert und den jeweiligen Gegebenheiten angepasst, und stellte trotz seiner Komplexität einen zentralen Antrieb für die großen Verfolgungswellen im 16. und 17. Jahrhundert dar.

⁸⁹ Der *Formicarius* selbst ist jedoch noch keine Dämonologie z.B. im Stile des *Malleus*. Nider versammelt zwar verschiedene Wundergeschichten und Berichte über Dämonen, die grundlegende Tendenz des Textes ist jedoch zu zeigen, dass all diese Dinge vorkommen, „wenn der Mensch sich von Gott abwendet und Eitelkeit und Mangel an Frömmigkeit ihn veranlassen, eigene Wege zu gehen“ (Biedermann, Hans. Einführung. In: Nyder [Nider], Johannes. *Formicarius*. Köln, o. J., bei Guldenhaff [Reprint Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt: 1971]; S. V. Details und Hinweise zur juristischen Vorgehensweise, wie sie sich in späteren dämonologischen Schriften finden, fehlen hier. Vgl. einleitend zu Johannes Nider auch Tschacher, Werner. Lexikonartikel „Nider, Johannes.“ In: *Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung*. Hg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller, Jürgen-Michael Schmidt. URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1654/ [20. 08. 2009].

⁹⁰ Vgl. Tschacher, Werner. Lexikonartikel „Canon Episcopi.“ *Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung*. Hg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller, Jürgen-Michael Schmidt. URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5851/ [15.08.2008]. Ein Auszug aus dem *Canon* mit der für den Hexenflug relevanten Passage findet sich bei Behringer, *Hexen und Hexenprozesse*, S. 60f.

⁹¹ Vgl. Voltmer, *Hexen*, S. 38-40.

⁹² Vgl. Voltmer, *Hexen*, S. 24.

C. Topik

Der grundlegende Ansatzpunkt für die vorliegende Untersuchung ist die Topik. Sie ist in der Frühen Neuzeit das zentrale systembildende Element in der Aufarbeitung von Wissen. Sie strukturiert und organisiert die *Inventio* der relevanten Fakten, indem sie den Suchprozess gliedert, beschleunigt und absichert, dass dieser Suchprozess so umfassend wie nötig stattfindet und gliedert die Texte und damit im weiteren Sinne das Wissen der Zeit.

Dieser heuristische Ansatz stößt tief in das „begriffsgeschichtliche[] Gestrüpp“,¹ das sich an den Topikbegriff angelagert hat, so dass es notwendig erscheint, das Begriffsverständnis in der vorliegenden Arbeit zu klären, auch wenn dabei in keiner Weise eine umfassende Definition geleistet werden soll.

Wenn in der Forschung häufig die „Zwischenstellung [der Topik] zwischen Format und Material“ thematisiert wird, so werden damit zwei Aspekte der Topik thematisiert, die bei Kopperschmidt genauer gefasst werden:

„Ich schlage [...] vor, unter ‚Topoi‘ sowohl die allgemeinsten Formenprinzipien möglicher Argumente zu verstehen wie die zu Motiven, Denkformen, Themen, Argumenten, Klischees, loci communes, Stereotypen usw. stabilisierten materiellen Gehalte [...]. Um aber gleichwohl eine Unterscheidung zwischen diesen beiden Begriffsverständnissen zu erleichtern, fasse ich die zuletzt genannte Topik[...] unter dem Begriff materiale Topik zusammen und grenze sie gegenüber einer formalen Topik ab, die ich [...] als eine Heuristik möglicher Argumente [begreife].“²

Die argumentationslogische Seite einer „formalen Topik“ ist im dämonologischen Diskurs durch die konkrete Verwendung der Traktate im juristischen Kontext gegeben. Dämonologien stellen die Grundlage für mögliche Argumentationen vor Gericht, in dieser Funktion steht die Topik in der Tradition des antiken Begriffsverständnisses. Die inhaltsbezogene Ausrichtung einer „materialen Topik“ spielt in diesen Bereich über, indem sie das verfügbare Wissen über Hexen versammelt, gliedert und so zur Verfügung hält.

Zu diesen zwei Aspekten treten gerade im Fall von Dämonologien soziale und gesellschaftliche Gesichtspunkte. Auch wenn, wie im vorhergehenden Kapitel angedeutet, verschiedentlich von einer Gegenüberstellung von gelehrtem Diskurs und Volksglauben ausgegangen wird, so ist eine dämonologische Topik doch zutiefst von ihrem gesellschaftlichen Verhaf-

¹ Kopperschmidt, Josef. Formale Topik. Anmerkungen zu ihrer heuristischen Funktionalisierung innerhalb einer Argumentationsanalytik. In: Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik“. Hg. v. Gerd Ueding. Tübingen, Niemeyer: 1991; S. 53-62; hier S. 53.

² Ebda, S. 5.

tetsein geprägt. Sie ist nicht schlicht das wissensstrukturierende und inhaltsbestimmende Element einer wie auch immer gelehrten Traktatistik, sondern die Tiefenstruktur eines umfassenden sozialen Diskurses,³ der sich mit dämonischen Dingen beschäftigt.

Innerhalb dieser drei Pole bewegt sich das Verständnis von „Topik“ in der vorliegenden Arbeit. Mit ihren antiken Wurzeln ist sie ein fester und habitualisierter Bestandteil der frühneuzeitlichen Rhetorik: Sie versammelt, strukturiert und ordnet Elemente des verfügbaren Wissens.⁴ Als umfassendes Denk- und Wahrnehmungsschema verbindet sie zugleich die gelehrte Produktion von Traktaten mit dem gesellschaftlichen Diskurs. Dieses, nach Kopperschmidt „materiale“ Verständnis stellt die Grundlage für die vorliegende Arbeit dar. Dabei kann jedoch die Seite der formalen Topik nicht vollständig ausgeblendet werden. Gerade die der Topik zugrundeliegenden sprachlogischen Funktionen sind der Grund für die basale Instabilität topischer Konstrukte und Anlass für ihre immer neu wiederholte Festigung, wie z. B. im Fall der Hexenfigur. Topoi als bloße Bruchstücke von Wissen ließen sich problemlos und beliebig kombinieren. Indem sie jedoch grundlegend das Erbe einer bei Aristoteles dargestellten argumentativen Strategie sind, sperren sie sich immer wieder gegen eine Klassifizierung bzw. eindeutige Systematisierung und drohen, ihren jeweiligen Verwendungskontext immer zu transzendieren. Topik versammelt nicht nur als Indexfunktion materiale Fakten bzw. verknüpft eine jeweilige Argumentation im sozialen Kontext, sondern versieht diese auch in einem dynamischen System mit logischen Funktionen.

Mit diesem Dreischritt lassen sich historische Verschiebungen innerhalb der Rhetorik und Dialektik abbilden, die eine wichtige Grundlage für die Beschleunigung des dämonologischen Diskurses in der Frühen Neuzeit darstellen. Auch wenn diese drei Aspekte eng miteinander verwoben sind, sollen sie im Folgenden einzeln näher beleuchtet werden.

³ Vgl. zu dieser Formulierung Neuber, Wolfgang. *Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der Frühen Neuzeit*. Berlin, Erich Schmidt: 1992; hier S. 32; sowie Bornscheuer, Topik, S. 20f.

⁴ Wie im Folgenden noch dargelegt wird, bleibt diese „materiale“ Definition der Topik nicht bei der einflussreichen, jedoch durchaus problematischen Definition von Curtius stehen. Die zentralen Kritikpunkte daran finden sich bei Jehn, Peter. *Ernst Robert Curtius: Toposforschung als Restauration*. In: *Toposforschung. Eine Dokumentation*. Hg. von Peter Jehn. Frankfurt am Main, Athenäum: 1972; S. VII-LXIV. Neben einer unsauberen Begriffsverwendung, die sich in Curtius' „zyklische[r] Mammutgleichung: Topos = locus = argumentum = locus communis = commonplace = Gemeinort = nicht mehr Gemeinplatz = Curtius'scher topos“ (S. LVIII) zeigt, wird hier Curtius und der auf ihn aufbauenden Forschung aus der Sicht der 70er Jahre „eine Fülle positivistischer Untersuchungen“ sowie ein „deutungsabstinente[r] Formalismus“ konstatiert, der „schwermütigen Auges die Säkularisierung eines Topos in der schalen Neuzeit konstatiert“ (S. LI). Dass Curtius abseits der politischen Implikationen in seinem Topikverständnis dabei in einer altphilologischen Tradition steht, zeigt Goldmann, Stefan. *Zur Herkunft des Topos-Begriffs von Ernst Robert Curtius*. In: *Euphorion* 90 (1996); S. 134-150. Die begriffsformative Debatte, die sich in der Forschung seit der Nachkriegszeit entspann, wird in den zwei hier zitierten Toposforschung-Bänden (von Jehn sowie von Baeumer) zusammengefasst und exemplarisch dargestellt.

4. Topik und die Systematisierung von Wissen

Um die Rolle der Topik innerhalb eines bestimmten Wissenssystems genauer zu betrachten, bietet sich die Begriffsdefinition von Hallacker/Schmidt-Biggemann an:

Eine vorläufige Definition lautet: Topik verwaltet Wissensfülle, um sie argumentativ anwendbar zu machen. Worin besteht die Wissensfülle der Topik? In Topoi. Ein Topos kann mehrerlei sein, ein Klischee, eine Sehgewohnheit, ein Bild- und Handlungsmotiv, ein intellektueller Habitus, ein Leitbegriff, ein Klassifikationsvorschlag, ein Sprichwort, ein Zitat, eine Illusion, eine Geschichte, kurz das, was sozusagen zum gebildeten Fundus gehört.⁵

In diesem Verständnis gleichen sich Topoi in einer „materialen“ Interpretation⁶ den *Loci communes* an. Diese verwaltende Funktion der Topik bindet sie eng an mnemonische Strukturen, die helfen sollen, das Wissen zu verwalten, und betonen damit den statischen Charakter der Topik im Sinne eines Archivs für Wissenssätze.

Diese Strukturierung anhand von topischen Oberbegriffen stellt das Grundgerüst einer enzyklopädischen Wissensverwaltung dar.⁷ „Topik ist als Wissensverwaltung ganz wesentlich Wissenschaft vom Gedächtnis. Das Ziel von Topik ist enzyklopädische Ressourcenbildung.“⁸ Topik ist darauf ausgelegt, eine theoretisch unbegrenzte Menge von Elementen, seien es Zitate, Tatsachen oder Exempelgeschichten, an den passenden Orten zu versammeln. Inner-

⁵ Hallacker, Anja, Wilhelm Schmidt-Biggemann. Topik: Tradition und Erneuerung. In: Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissensüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Hg. v. Thomas Frank, Ursula Kocher, Ulrike Tarnow. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 15-27; hier S. 17.

⁶ Diese Interpretation wird im zitierten Essay selbst als „konservative“ Interpretation bezeichnet, die große Überschneidungen mit dem Topik-Begriff von Curtius aufweist. Vgl. Hallacker/ Schmidt Biggemann, Topik, S. 17f. Wie Kocher zeigt, beschränkt sich dabei der Phänotyp der Topoi nicht auf rein sprachliche Formen, sondern kann beispielsweise auch komplette emblematische Strukturen umfassen, vgl. Kocher, Ursula. *Imagines* und *picturae*. Wissensorganisation durch Emblematisierung und Mnemonik. In: Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissensüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Hg. v. Thomas Frank, Ursula Kocher, Ulrike Tarnow. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 31-45; hier S. 36-40.

⁷ Konkret lassen sich die Grundstrukturen dieser Systematisierung beispielsweise in den Loci-Communes-Sammlungen darstellen, wie sie z. B. Erasmus in seiner 1511 gedruckten Schrift *De ratione studii* Schülern wie auch Lehrern erklärt und empfiehlt. In diese Hefte wurden Zitate aus der privaten Textlektüre in verschiedenen Rubriken versammelt. Als Ordnungskriterium dienten *Loci communes*, so wurde sichergestellt, dass das Wissen konserviert und dabei gleichzeitig für die eigene Textproduktion verfügbar gehalten wurde. Der Leser exzerpiert auf diese Weise nicht nur, sondern er verarbeitet die versammelten Zitate als Wissen, das damit in organisierter Struktur für eine spätere Verwendung verfügbar ist. Geboren aus individueller Textlektüre sind die Loci-Communes-Sammlungen „search engines, marvellously adapted to the Renaissance theory of composition.“ (Moss, Ann. Locating Knowledge. In: Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period. Hg. v. Karl A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber. Leiden / Boston: Brill; 2005: S. 35 – 49; hier S. 44). Vgl. dazu einführend auch Moss, Ann. Printed Commonplace-Books and the Structuring of Renaissance Thought. Oxford, Clarendon Press: 1996; sowie Leu, Urs B. Die Loci-Methode als enzyklopädisches Ordnungssystem. In: Allgemeinwissen und Gesellschaft. Akten des internationalen Kongresses über Wissenstransfer und enzyklopädische Ordnungssysteme, vom 18. bis 21. September 2003 in Prangins. Hg. v. Paul Michel, Madeleine Herren, Martin Rüesch. www.enzyklopaedie.ch: 2007; S. 337-358.

⁸ Schmidt-Biggemann, Apokalypse und Philologie, S. 235.

halb des 16. Jhs. lässt sich in diesem Kontext eine Verschiebung der Funktionen der Topik festmachen:

Bestimmt man die Hauptverfahrensweisen des topischen Geschäfts mit Cicero als *inventio* und *iudicium*, dann waren es im frühen 16. Jahrhundert vornehmlich Inventionsaufgaben, die die Topik zu erfüllen hatte. Das änderte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts: die Entwicklung einer Wissenschaftssystematik und der zugehörigen Enzyklopädie wurde zur entscheidenden wissenschaftsgeschichtlichen Leistung des Späthumanismus.⁹

Derartige enzyklopädische Darstellungen stellen andere Anforderungen an die Systematik einer Topik als die poetisch-rhetorisch ausgelegten Loci-Communes-Sammlungen. Die hier angestrebte Vollständigkeit verankert das Wissen zugleich in einem christologischen Rahmen. Indem die Schöpfung diesermäßen katalogisiert werden kann und so deutlich wird, dass sich das Wissen der Welt erschöpft hat, kann die Wiederkunft des Herren beschleunigt werden.¹⁰ Darüber hinaus können in solchen Systemen sämtliche Phänomene der realen Welt als Fußspur Gottes in einem heilsgeschichtlichen Raum lokalisiert werden.

Ein Beispiel für solche geschlossene topische Ordnungssysteme ist Bodins *Universae Naturae Theatrum* (1596). Dieser Text versucht, alle Dinge in der Wirklichkeit inklusive ihrer Ursachen und Effekte darzustellen, so das Versprechen auf dem Titelblatt.¹¹ Zur Systematisierung dieser Dinge stellt er ein System aus zehn Hypostasien vor, also Erscheinungsformen der Materie, das, angefangen von Asche als einfachster Erscheinung über einzelne Elemente, deren Verknüpfung, der unbelebten, belebten und beseelten Natur bis hin zu Gott als zehnter Hypostase führt.¹² Diese Kette der Wesen ist spätestens seit Plotin und dem spätantiken Neuplatonismus in der Philosophie bekannt und fand seit dem ausgehenden 15. Jh. im Zuge des sog. Renaissance-Neuplatonismus (hier insbesondere durch Ficino und Mirandola) wieder verstärkt Resonanz in Europa. Ausgehend von der von Plato postulierten, mit Entitäten angefüllten Schöpfung und Aristoteles' Konzept einer Kontinuität zwischen diesen Elementen

⁹ Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 244.

¹⁰ Dies ist der von Schmidt-Biggemann so bezeichnete apokalyptische Aspekt einer enzyklopädischen Topik; vgl. Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 257.

¹¹ In der von mir verwendeten Ausgabe: VNIVERSAE// NATVRAE// THEATRVM// IN QVO RERVOMNIVM// effectrices causae, & fines contemplantur [...] Apud heredes Andreae Wecheli, // Claudium Marnium, & Ioan. Aubr.// M. D. XVCII. [Digitalisat der Staatsbibliothek München].

¹² Vgl. Bodin, *Universae naturae theatrum*, S. 3-5. Gott steht außerhalb der Einflüsse natürlicher Körper und auch außerhalb der Ordnung der Natur: „decimum [i. e. die zehnte Hypostase] extra naturae ordinem ab omni corporea contagione liberum est, & infinitum. Deus, inquam, aeternus [...]“; Bodin, *Universae naturae theatrum*, S. 4. Er führt in seiner Eigenschaft als Schöpfer aller Dinge des Universums wieder zurück zur ersten Hypostase, so dass die Anordnung eher kreisförmig statt streng hierarchisch zu verstehen ist; vgl. Blair, *Ann. The Theater of Nature, Jean Bodin and Renaissance Science*. Princeton, Princeton University Press: 1997; hier S. 126-135.

bot sich die Idee einer hierarchischen Stufung, ausgerichtet nach dem vollkommenen Schöpfer, an. „The result was the conception of the plan and structure of the world which, through the Middle Ages and down to the late eighteenth century, [...] most educated men were to accept without question – the conception of the universe as a "Great Chain of Being" composed from an immense [...] number of links [...] in hierarchical order“.¹³

Die Systematik des Texts instrumentalisiert diese neuplatonische Vorstellung und ordnet alle Phänomene in der Welt in diesen christologischen Zusammenhang ein. Jedes Element wird an seinen passenden Platz gestellt („in ordine, ac proprie sedibus“).¹⁴ Durch ein Vor- oder Zurückgehen entlang der „Chain of Being“ können die Bezüge zu über- oder untergeordneten Elementen der Schöpfung hergestellt werden. Dabei bleibt die Ausrichtung des Systems auf den Schöpfergott hin stets das zentrale Moment der Ordnung, der Zusammenhalt der Schöpfung wird durch Gott garantiert. „This chain descends from above, transmitting causation to each below level in a strictly hierarchical fashion.“¹⁵ Die Dinge werden somit nicht nur verortet, sondern durch die Definition ihrer Stellung zum Schöpfergott letztlich auch im heilsgeschichtlichen Zusammenhang motiviert.

Solche und funktional ähnliche Universaltopiken finden sich an vielen Stellen in den enzyklopädischen Entwicklungen der *Dispositio* im 16. Jh. Ihre Stärke liegt darin, das dargestellte Wissen in Zusammenhänge einzufügen, die die natürliche Ordnung der Dinge, den *Ordo naturalis*, nachvollziehbar machen. Der welt- und heilsgeschichtliche Rahmen dieser topischen Enzyklopädistik findet sich in der *Philosophia perennis*, die sich bemüht, die durch den Sündenfall verlorene Urweisheit wieder zu gewinnen.¹⁶ Die Schwächen dieser Ordnungssysteme werden im 17. Jh. evident. Das Aufblühen der Einzelwissenschaften und das damit verbundene schnelle Anwachsen der Wissensmenge führt dazu, dass deren Verwaltung und Darbietung nicht mehr mit ramistisch-topischen Mustern gewährleistet werden kann.¹⁷ Dies ist zum einen schlicht ein Problem der Menge an Fakten, die innerhalb eines Textes versammelt werden, und das topische Grundgerüst überwuchern. Sehr viel zentraler ist jedoch das

¹³ Für einen Überblick über die verschlungene Genese der „großen Kette der Wesen“ siehe Lovejoy, Arthur. *The Great Chain of Being*. Cambridge/ London, Harvard University Press: 1976 [1933], hier S. 59. Vgl. auch die Kritik an Lovejoys Verallgemeinerungen bei Hintikka, Jaakko. *Gaps in the Great Chain of Being: an Exercise in the Methodology of the History of Ideas*. In: *Reforging the Great Chain of Being. Studies in the History of Modal Theories*. Hg. v. Simo Knuuttila. Dordrecht, Reidel: 1981; S. 1-17. Vgl. dazu auch die Ausführungen zu *Mirandola* in Kap. 15. 1.

¹⁴ Bodin, *Universae naturae theatrum*, S. 1.

¹⁵ Blair, *The Theater of Nature*, S. 127.

¹⁶ Vgl. Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 247f; sowie (als frühere Version) den Aufsatz: Schmidt-Biggemann, Wilhelm. *Enzyklopädie und Philosophia perennis*. In: *Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung*. Hg. v. Franz M. Eybl, Wolfgang Harms, Hans-Henrik Krummacker, Werner Welzig. Tübingen, Niemeyer: 1995; S. 1-18.

¹⁷ Vgl. hierzu und im Folgenden: Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 257-263.

damit einhergehende Problem, dass deren innerer Zusammenhang, die Sachordnung der Stoffe, nicht mehr zu begründen war. Der wissenschaftliche Erfolg und Fortschritt, den der Empirismus des 17. Jhs. darstellt, besteht gerade darin, dass man auf eine solche topische Totalität verzichtet, und zunächst „die irritierende Unbestimmtheit nackter und systematisch nicht geordneter Faktizität“ bevorzugt.¹⁸ Die logische Weiterführung dieser Tendenzen sind „abecedarisch-lexikalische Enzyklopädien“,¹⁹ die ihre Lemmata isoliert und nach dem Alphabet sortiert darbieten.

Auf einer eher funktionalen Ebene lässt sich dieser Kollaps der Topik auch in den Dämonologien nachvollziehen. Obwohl auch hier verfügbares Wissen verwaltet wird, so unterscheiden sich doch die Grundstrukturen von den enzyklopädischen, geschlossenen und theologisch aufgeladenen Systemen. Es besteht hier weniger Bedarf an der Darstellung der Strukturen, die ein einzelnes Faktum mit dem Kosmos verbinden, sondern nach schnell entnehmbaren Daten, die anschließend in einer juristischen Argumentation verwendet werden können.

Gerade im Hinblick auf den dämonologischen Diskurs der Frühen Neuzeit ist die Funktion von Topik als Generator von Wissen zentral. Das Entstehen von topischen Strukturen, z. B. der Hexe in der Ausprägung des elaborierten Deliktverständnisses, ist immer auch als Krisenmoment in der Ordnung des verfügbaren Wissens zu interpretieren.²⁰ Dabei verlieren alte Ordnungsstrukturen ihre Integrationskraft und zerfallen, aus dem sich anbietenden topischen „Trümmervorrat“ entstehen neue Formen. Die Stabilisierung dieser Formen orientiert sich dabei an externen (also gesellschaftlichen) und internen (also wissenschaftlichen, institutionellen, bzw. dialektik-rhetorischen sprachlichen) Kriterien. Im weiteren historischen Verlauf werden diese Muster eingeführt, dann mit zusätzlichem Wissen angereichert und dadurch belastet, bis sie zu einem späteren Zeitpunkt wieder kollabieren bzw. umgearbeitet werden müssen. Um beim Beispiel der Hexenfigur zu bleiben: Im 15. Jh. entsteht, anhand von Versatzstücken aus dem Bereich der Ketzer- und Judenverfolgungen, ein neues Muster, das das alte, durch Schadenszauber geprägte Bild allmählich ablöst, und das spätestens seit dem 16. Jh. die Grundlage für große Verfolgungswellen darstellt.

Dieses dynamische Element von topischem Wissen wurde bislang in der Forschung

¹⁸ Meinel, Christoph. Enzyklopädie der Welt und Verzettlung des Wissens: Aporien der Empirie bei Joachim Jungius. In: Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hg. v. Franz M. Eybl, Wolfgang Harms, Hans-Henrik Krümmacher, Werner Welzig. Tübingen, Niemeyer: 1995; S. 162-187; hier: S. 162. Vgl. dazu auch Eybl, Franz M. Bibelencyklopädien im Spannungsfeld von Konfession, Topik und Buchwesen. In: ebda, S. 120-140; hier: S. 136f.

¹⁹ Berns, Jörg Jochen, Wolfgang Neuber (Hg.). Das enzyklopädische Gedächtnis der Frühen Neuzeit. Enzyklopädie- und Lexikonartikel zur Mnemonik. Tübingen, Niemeyer: 1998, S. 380.

²⁰ Vgl. hierzu und im Folgenden: Hallacker/ Schmidt-Biggemann, Topik, S. 23-27.

wenig beachtet.²¹ Wenn Hallacker/Schmidt-Biggemann diese dynamische Funktion mit dem Zusammenprall von externer Wissenssystematik und der internen Logik der darin versammelten Topoi begründen,²² so ist damit nicht zuletzt das dialektische Erbe der Topoi zu verstehen: Außerhalb einer Materialisierung im Sinne von wie auch immer komplex konstruierten Wissensfragmenten sind Topoi seit der Antike zentraler Bestandteil argumentativer Strategien. In diesem Sinne sind sie hoch funktional auf systemische Kopplungen ausgerichtet, die ihre Anschlussfunktion im argumentativen Kontext garantieren sollen, und die durch diese strukturell inhärente Kontingenz immer wieder eine festgelegte Systematik durchbrechen.²³

Es muss im Hinblick auf Dämonologien also gefragt werden, wie diese juristischen Anforderungen an die Texte aussehen. Die juristische Topik der Frühen Neuzeit stellt sich primär als „Argumentations- und Erfindungstheorie“ dar.²⁴ Sie ist in den Bereichen dominant, für die sich kein gültiges Gesetz finden lässt, und erreicht in dieser Form im 16. Jh., parallel zu den Entwicklungen der Humanistischen Dialektik, ihren Höhepunkt.²⁵ Während also angesichts enzyklopädischer Projekte die Aufgabe der Topik zunehmend in Richtung der *Dispositio* verlagert wird, behält die juristische Topik einen zentralen Schwerpunkt auf der *Inventio*. Dies ist nicht verwunderlich, da es gerade im juristischen Prozedere auf das Finden von schlagkräftigen Argumenten ankommt und weniger darauf, verschiedene Elemente in eine noch sehr instabile juristische Matrix einzupassen.²⁶ „Das Recht basiert auf dem, was geschrieben wurde, was früher einmal notiert worden ist. Das Recht basiert auf Vergangenheit.“²⁷ Die zentrale Aufgabe der Verwaltung juristischen Wissens besteht also darin, dieses Wissen für einen schnellen Zugriff disponibel zu halten und so die Gesellschaft „überraschungsresistent“²⁸ zu machen. In diesem Sinne ist auch Bodins Definition der Hexen zu Beginn des Buches formuliert: „Sorcier est celuy qui par moyens Diaboliques sciemment s'efforce de paruenir à quelque chose“ (B, pag. 1r).²⁹ Diese Definition ist ein möglicher

²¹ Vgl. Hallacker/ Schmidt-Biggemann, Topik, S. 21f.

²² Vgl. Hallacker/ Schmidt-Biggemann, Topik, S. 22.

²³ Dies wird bei der Analyse des Kapitels II, 4 noch eingehender dargestellt, vgl. Kap. 11. 2. 4.

²⁴ Schröder, Topik und Jurisprudenz, S. 37.

²⁵ Vgl. ebda, S. 35f.

²⁶ Die Idee einer „Rechtslücke“ kann dabei erst entstehen, wenn der Versuch einer umfassenden Kodifikation des Rechts bereits unternommen wurde, z. B. nach der Einführung des BGB in Deutschland ab dem 1. Januar 1900. Vgl. dazu Kiesow, Rainer Maria. Die Ordnung des juristischen Wissens. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen und Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 59-70; hier S. 68-70.

²⁷ Kiesow, Die Ordnung des juristischen Wissens, S. 64f.

²⁸ Vgl. für diesen Begriff und im Folgenden: Schmidt-Biggemann, Was macht Wissen zuverlässig?, S. 20.

²⁹ „Ein Zauberer/ Hex oder Hexenmeister ist/ der fürsetzlich und wissentlich durch Teuffliche Mittel sich bemühet vnd vnderstehet sein fürnemmen hinauß zutringen/ oder zu etwas dadurch zukommen vnd zugelingen.“ (F 1591, S. 1).

Ausgangspunkt für eine juristische Argumentation und beschränkt sich so auf die rechtlich relevanten Fakten, insbesondere auf die Vorsätzlichkeit der Tat und die dahinter stehenden niederen Beweggründe, um eine moderne Formulierung zu verwenden. Die im 16. Jh. gängigen zahlreichen theologische Implikationen (z. B. die Frage, ob jede Tat einer Hexe böse ist, wie schwer die Apostasie zu gewichten ist etc.) werden hier zunächst ausgeklammert und dann später in verschiedenen Ausprägungen im Text nachgeliefert.³⁰ Entsprechend dieser Definition können z. B. die „platonischen und andere Heyden“ (die nicht zuletzt für Bodins Theoriegebäude eine zentrale Rolle einnehmen) nicht als Zauberer definiert werden. Sie waren zwar „[a]bgöttisch“, dies jedoch im Glauben daran, dass sie Gott dadurch dienen, so dass hier nicht von einem Vorsatz gesprochen werden kann (F 1591, S. 25; vgl. B, pag. 20v).

Die Anforderungen des juristischen Prozedere hinterlassen ihre Spuren in der Darstellung der Hexen in den Dämonologien. Im Prinzip ist das Ziel der Anhäufung von topischen Wissen eine „enzyklopädische Fülle an Material.“³¹ In diesem Sinne wäre anzunehmen, dass in dämonologischen Traktaten die Hexe möglichst detailgetreu, also mit einem möglichst feinen Raster an Frageörtern, analysiert wird. Die Rhetorik hält für derartige Personenbeschreibungen seit Quintilian einen speziellen Toposkatalog zur Verfügung,³² der die Darstellung „plastisch und in vielfacher Hinsicht eindeutig identifizierbar [macht]. Ein Individuum, kein Allgemeinbegriff, wird so umfassend beschrieben.“³³ Die einzelnen Verhöre zeigen, sofern noch Akten vorhanden sind,³⁴ durchaus Spuren dieses Kataloges. In den Darstellungen der Dämonologien geht dieses engmaschige topische Netz und damit die Individualität der einzelnen als Exempel herangezogenen Angeklagten jedoch verloren. Es findet keine Charakterisierung, sondern eine Typisierung statt.

Bei Bodin und Fischart findet sich zu diesen Typisierungen eine markante Ausnahme:

³⁰ Dies geschieht z. B. im Kapitel IV, 5 in einer ausführlichen Liste von 15 Lastern, die den Hexen anzulasten sind (F 1591, S. 236-239; vgl. B, pag. 196v-199v). Enthalten sind hier unter anderem die Punkte Apostasie, Gotteslästerung, Teufelspakt, Teufelsanbetung, Teufelsbuhlschaft, Schadenszauber und Kannibalismus. Die Liste konzentriert sich auf die juristisch verwertbaren Elemente des Hexereiverbrechens, sodass die Punkte der Hexenversammlung und der leiblichen Vertragung dorthin, die noch zur Vollständigkeit des elaborierten Deliktverständnisses fehlen, hier nicht aufgezählt werden.

³¹ Schmidt-Biggemann, Apokalypse und Philologie, S. 235.

³² Vgl. Quintilian, *Institutio Oratoria*, V, 10. 24-31. Dieser Katalog umfasst die Loci *genus, natio, patria, sexus, aetas, educatio, habitus corporis, fortuna, conditio, animi natura, studia, affectatio, antefacta, antedicta, commotio, consilium* und *nomen*. Verwendete Ausgabe: Marcus Fabius Quintilianus. *Institutionis Oratoriae Libri XII*. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn. WBG, Darmstadt: 1972; hier Bd. 1, S. 556-558.

³³ Schmidt-Biggemann, Apokalypse und Philologie, S. 241.

³⁴ Eine umfangreiche Sammlung von solchen Protokollen findet sich in: Meier, Jörg (Hg.) *Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit*. Berlin, 2005; ergänzend dazu auch Wilke, Anja. *Redewiedergabe in frühneuzeitlichen Hexenprozessen. Ein Beitrag zur Geschichte der Modusverwendung im Deutschen*. Berlin/ New York, de Gruyter: 2006. Ein konkretes Beispiel findet sich auch in dem Gutachten, das der dritten Auflage der *Dämonomanie* angefügt ist, hier S. 331-335.

Im Sinne einer *Expositio* beginnt die *Dämonomanie* mit der Schilderung des Prozesses gegen Jeanne Haruillier (bzw. „Johanna Harwilerin“ bei Fischart). Dieser Prozess aus dem Jahr 1578, zu dem Bodin als Jurist berufen wurde, wird als Anlass zur Abfassung des Textes dargestellt: „LE IVGEMENT qui a esté conclud contre vne Sorciere auquel ie sus appellé [...] m'a donné occasion de mettre la main à la plume pour esclascir le subiect des Sorciers [...]“ (B, pag. a iii v).³⁵ Der Fall wird daraufhin ausführlich geschildert, wobei die üblichen dämonologischen Versatzstücke repetiert werden: Die Angeklagte wurde bereits als Kind von ihrer Mutter dem Teufel versprochen, sie pflegte seit frühester Jugend auch sexuellen Kontakt mit dem Dämon, ohne dass ihr späterer Ehemann dies bemerkte. Sie wechselte häufig Name und Wohnort, um der Verfolgung zu entgehen, verübte Schadenszauber, verwendete Hexensalben und nahm an nächtlichen Treffen mit anderen Hexen teil (vgl. B, pag. a iiiv- a 4v). Einzelne Details dieses Prozesses werden an späteren Textstellen häufig als Exempel aufgegriffen.

Was diesen Fall im vorliegenden Text zur Ausnahme macht, ist die Tatsache, dass er als einziger Prozess im Zusammenhang geschildert wird. Die ausführliche Darstellung der Einzelheiten trägt jedoch nicht zu einer Individualisierung des Vergehens bei. Alleinstellungsmerkmale sind in den Hexendarstellungen nicht vorgesehen, „[d]ann des Teuffels thun vnd händel lauffen inn allen Landen auff eins auß.“ (F 1591, S. 222). Individuelle Züge beschränken sich auf kleine Details, die das Vergehen lose im lebensweltlichen Kontext verankern sollen.³⁶ Im Prinzip findet sich bereits hier, was Lorraine Daston für die Naturwissenschaft im frühen 19. Jh. als „Truth of Types“ bzw. „realism of the type“ bezeichnet hat.³⁷ Um einen Sachverhalt in einem gegebenen Wissenssystem (bzw. einer gegebenen Wissenschaft) verarbeiten zu können, werden Typisierungen vorgenommen und die abweichenden Details eines konkreten Vertreters einer Klasse zugunsten des Typs zurückgenommen.

Dämonologien erschaffen einen stereotypen Begriff „Hexe“, nach dessen Vorbild in den Verhören neue Fälle geschaffen werden.³⁸ Der Kriminalfall (nicht nur im Hexereiverbrechen), definiert als „das Ergebnis regelgeleiteter Prozesse sprachlichen Handelns“,³⁹ ist auf solche

³⁵ „DAS Vrtheil welchs vnlängest wider eine Hexin oder zäuberin ward gefaßt/ vnd darzu ich [...] auch beruffen worden/ hat mir Anlaß vnnd vrsach geben/ die Feder inn die Hand zunehmen/ vnd die Matery von den Hexen oder Vnholden [...] nunmalll [!] außführlich zu erklären.“ (F 1591, S. [1]).

³⁶ Vgl. Roper, *Witch Craze*, S. 52.

³⁷ Daston, Lorraine. *Objectivity vs. Truth*. In: *Wissenschaft als kulturelle Praxis, 1750-1900*. Hg. v. Hans Erich Bödeker, Petr Hanns Reill, Jürgen Schlumbohm. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 1999; S. 17-32, hier S. 21-24.

³⁸ Vgl. hier zu eingehender Schüz, Jonathan. *Die Dialektik der Hexen: Fremdes im stereotypen Gewand*. In: Czarnačka, Mirosława, Thomas Borgstedt, Thomasz Jabłocki (Hg.). *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster*. Frankfurt am Main, Peter Lang: 2010 (= *Jahrbuch für internationale Germanistik, Reihe A, Band 99*); S. 273-290.

³⁹ Schönert, Jörg. *Zur Einführung in den Gegenstandsbereich und zum interdisziplinären Vorgehen*. In: *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur*. Vorträge zu einem interdisziplinärem Kolloquium, Hamburg, 10.-12. April 1985. Hg. von Jörg

Stereotypisierungen angewiesen, um die Datenmenge eines Prozesses überhaupt erst juristisch handhabbar zu machen. Im Prinzip ist „[d]er Sachverhalt ‚Verbrechen‘ [...] unendlich.“⁴⁰ Um ein Gerichtsverfahren dennoch zu ermöglichen, muss aus der Menge an Daten eine Auswahl getroffen werden. Aus dem Verbrechen wird im Prozessablauf als „weithin geregeltes Erzählspiel“ eine „Geschichte“ gemacht,⁴¹ die von den Strukturen ihrer Produktionsverfahren, hier der Stereotypisierung des Vergehens, gekennzeichnet ist. Individuelle Elemente der Geschichten aus den Geständnissen werden abgeschwächt und tauchen in den Dämonologien nur noch in Spuren oder als „curioses Exempel“, wie es Fischart mehrfach formuliert, auf. Die Masse an Details, eingepasst in das Stereotyp des elaborierten Hexereivorwurfs, dient als Prüfstein für die Authentizität individueller Erzählungen. Um sie zu „bestätigen und confirmieren“ soll man sie daher „gegen anderer Zauberer Confessionen halten vnnnd vergleichen“ (F 1591, S. 222). Erst wenn die Schnittmenge zwischen einem konkreten Geständnis und der tradierten und somit anerkannten Masse von „im kollektiven „Imaginaire“ vorhandenen, abruf- und in der Rede einsetzbaren Vorstellungen, Bilder und Stereotypen“⁴² groß genug ist, kann es akzeptiert und weiter verarbeitet werden.

5. *Topik als Tiefenstruktur des sozialen Diskurses*

Indem die Topik im Sinne von Aristoteles in den *Endoxa* verankert ist, stellt sie die gesellschaftlich anerkannte argumentative Matrix dar, aus der sich ein jeweiliger Text bedienen kann und muss, sofern er überzeugen möchte. Topik ist damit einem bestimmten Text stets vorgängig, sie ist kein „dem assoziativen Einfall überlassener, beliebig verwendbarer Gesichtspunkt“.⁴³ Topik determiniert so, als zentrales Interpretament einer Gesellschaft⁴⁴ die

Schönert, Konstantin Imm, Joachim Linder. Niemeyer, Tübingen: 1991; S. 11 – 51; hier S. 13.

⁴⁰ Naucke, Wolfgang. Die Stilisierung von Sachverhaltsschilderungen durch materielles Strafrecht und Strafprozessrecht. In: *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur. Vorträge zu einem interdisziplinärem Kolloquium, Hamburg, 10.-12. April 1985.* Hg. v. Jörg Schönert, Konstantin Imm, Joachim Linder. Niemeyer, Tübingen: 1991; S. 59- 86; hier S. 59.

⁴¹ Vgl. Schönert, Zur Einführung, S. 12f.

⁴² Simon-Muscheid, Katharina. Täter, Opfer und Komplizinnen – geschlechtsspezifische Strategien und Loyalitäten im Basler *Mortthandel* von 1502. In: *Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne.* Hg. v. Andreas Blauert, Gerd Schwerhoff. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz: 2000; S.649-667; hier S. 655. Vgl. zu diesem Kontext auch Eibach, Joachim. *Böse Weiber und grobe Kerle.* Delinquenz, Geschlecht und soziokulturelle Räume in der frühneuzeitlichen Stadt. In: ebda; S. 669-688; sowie Signori, Gabriela. Ein „ungleiches Paar“: Reflexionen zu den schwankhaften Zügen der spätmittelalterlichen „Gerichtsrealität“. In: ebda; S. 289-314.

⁴³ Bornscheuer, Topik, S. 102. Der Mehrwert eines Topos ergibt sich nach Bornscheuer eben aus diesem Zusammenspiel von habitualisierten Formen und intentionaler, situativ bezogener Verwendung.

⁴⁴ Vgl. Bornscheuer, Topik, S. 104.

Art und Weise, wie über eine Sache geredet werden kann. Topische Strukturen lassen sich zwar intentional in Texten einsetzen, sie weisen in dieser Funktion jedoch keine unbegrenzte Flexibilität auf. Um eine Formulierung von Curtius aufzugreifen: Topik entspringt einer Schicht gesellschaftlichen Lebens, die tiefer liegt als individuelles Erfinden.⁴⁵

Aus dieser Funktion als Denkform, gesellschaftlich allgemein bedeutsamer Argumentationsgesichtspunkt, letztlich als Tiefenstruktur des sozialen Diskurses,⁴⁶ erklärt sich die lange Halbwertszeit, die topische Systeme innerhalb einer Gesellschaft entwickeln können. Wandlungen innerhalb der Topik geschehen nur langsam und „evolutionär, weil [...] die Problem- und Selbstreflexion zunächst immer von derjenigen Topik präformiert ist, deren Legitimität sie zur Diskussion stellen will“. Topoi entspringen zwar bestimmten sozialen Kommunikationsprozessen, sie sind aber immer bereits „ihrerseits rückwirkend steuernde Grundelemente der gesellschaftlich-ideologischen Selbstkonstitution“, oder, mit anderen Worten, sie sind Interpretament und Interpretandum zugleich.⁴⁷

Diese enge Verzahnung von Gesellschaft und Topik wird in den vier Strukturmomenten deutlich, die Bornscheuer bei Topoi ausmacht:⁴⁸ Habitualität, die kollektiv-habituelle Vorprägung der Topoi, Potentialität, deren polyvalente Interpretierbarkeit im jeweiligen Kontext, Intentionalität als eine situativ wirksam werdende Argumentationskraft, und Symbolizität, die gruppenspezifisch konkretisierte Merkform der Topoi. Besonders der Aspekte der Habitualität und ist hier wichtig:

Bornscheuer formuliert diesen Begriff in Anlehnung an Panofsky und Bourdieu. Gemeint ist damit das Zusammenspiel des kollektiven Sinnhorizonts einer Gesellschaft mit den jeweils institutionell vermittelten Bildungs- und Auslegungsstandards. Der Habitus konstituiert sich aus den „Schemata, die das Denken der Gebildeten in all den Gesellschaften regeln, die über eine Schule als Institution verfügen“ und erfüllt damit diesselbe Funktion „wie die unbewußten Schemata, auf die die Ethnologie in der Untersuchung der Riten oder Mythen bei Mitgliedern einer Gesellschaft stößt, die derartige Institutionen nicht kennen“, und erscheint als Zusammenspiel dieser „bereits im voraus assimilierter Grundmuster.“⁴⁹ Die Funktion dieses Habitus lässt sich im Sinne einer *Ars inveniendi* fassen, die

eine Unzahl einzelner Schemata hervor[bringt], die sich ohne weiteres auf den

⁴⁵ Vgl. Curtius, Begriff einer historischen Topik, S. 14.

⁴⁶ Neuber, Fremde Welt, S. 32. Vgl. dazu auch Bornscheuer, Topik, S. 20f.

⁴⁷ Bornscheuer, Topik, S. 106-108.

⁴⁸ Vgl. dazu und im Folgenden: Bornscheuer, Topik, S. 96-104.

⁴⁹ Bourdieu, Pierre. Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1974; S. 143. In diesem Sinne sind auch Hallacker/ Schmidt-Biggemann zu verstehen, wenn sie als mögliche äußere Form eines Topos einen intellektuellen Habitus anführen, vgl. Hallacker/Schmidt-Biggemann, Topik, S. 17.

Einzelfall anwenden lassen. In der Terminologie der generativen Grammatik Noam Chomskys ließe sich der *Habitus* als ein System verinnerlichter Muster definieren, die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen – und nur diese.⁵⁰

Übertragen auf die Topik bedeutet dies, dass Topik als „Strukturmoment des sprachlich-sozialen Kommunikationsgefüges“ bzw. als „Determinante des in einer Gesellschaft jeweils herrschenden Selbstverständnisses und des seine Traditionen und Konventionen regenerierenden Bildungssystems“⁵¹ verstanden werden muss. In Bezug auf die jeweils untersuchten Gegenstände oder Sachverhalte hat dies weitreichende Folgen: „Der Habitus ruft den Gegenstand hervor, bringt ihn zum Sprechen, während dieser seinerseits den Habitus hervorzurufen, an ihn zu appellieren, ihn zu provozieren scheint.“⁵² Ohne eine entsprechend habitualisierte Topik kann innerhalb eines gesellschaftlichen Kommunikationsgefüges keine anschlussfähige Darstellung eines Gegenstandes stattfinden, da der Gegenstand selbst (in seiner jeweiligen Form) erst durch diese Topik erschaffen wird und ihr in dieser Prägung entspricht. Der Gegenstand antwortet auf die Fragen der Topik, und verstärkt diese, indem er ihre Funktionalität unter Beweis stellt. Diese abstrakte Darstellung lässt sich anhand der Hexenfigur konkretisieren: Ohne ein entsprechendes juristisches Befragen (hier im wörtlichen Sinne) anhand von Interrogatorien, die die Fundörter einer dämonologischen Topik verzeichnen, und ohne eine Darstellung innerhalb des durch eben diese Topik geformten gelehrten Diskurses ist die Hexenfigur in ihrer frühneuzeitlichen Ausprägung nicht vorstellbar. Die dem Diskurs (implizit oder explizit) präsupponierte Existenz und Gefährlichkeit der Hexe rechtfertigt wiederum den gelehrten Diskurs, der als notwendiger wissenschaftlich-theoretischer Überbau über die dämonologischen Vorstellungen im Volksglauben auftritt.

Innerhalb eines topisch strukturierten Wissenssystems wie z. B. der Dämonologie besteht die Aufgabe der *Inventio* weniger in der Auffindung von tatsächlich Neuem, sondern vielmehr darin, Datensätze, die aus einer wie auch immer gearteten *Experientia* stammen, in dieses prästabilisierte System an geltenden Lehrsätzen einzupassen. Dabei stellt sich dieses Problem kaum auf der Grundlage einer herrschenden Dogmatik, die wie im Falle des dämonologischen Diskurses schnell damit ist, abweichende Ansichten und Darstellungen als Häresie und daher als systemextern und irrelevant zu brandmarken, sondern bereits auf der Ebene der Sprache: Es fehlen im Prinzip die Ausdrucksmöglichkeiten, eigentlich und wesentlich Fremdes darzustellen:

⁵⁰ Bourdieu, Pierre. Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1974; S. 143.

⁵¹ Bornscheuer, Topik, S. 96.

⁵² Bourdieu, Pierre. Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 2001; S. 499.

Fremdwahrnehmung braucht also, als konstruktives Verfahren eines Textes verstanden, Anknüpfungspunkte einer kollektiven *memoria*. Mit anderen Worten: Das Neue und das Fremde speist sich notwendigerweise aus einem Inventar des Vertrauten, das aus dem Gedächtnis abrufbar ist und das es erst möglich macht, Fremdes als Fremdes zu beschreiben: das Fremde kann sich nur durch die Anknüpfung an Bekanntes kenntlich machen und ist damit selbst immer schon Teil der kollektiven *memoria*.⁵³

Innerhalb eines topisch geprägten Argumentationssystems kann es kein grundsätzlich Neues und Fremdes geben, dieses kann nur innerhalb der gesellschaftlich verankerten Topik Gestalt annehmen. Dabei ist die gesellschaftliche Topik jedoch nicht als grundlegend statisch zu verstehen, vielmehr werden durch ständige Rekombinationen dieser topischen Bausteine neue Formen geschaffen, die, zunächst probeweise, an das unbekannte Konzept angepasst und ggf. moduliert werden.⁵⁴

Wie Stefan Manns betont, kann eine solche Topik als „Symbiose aus dialektischer und mnemonischer Topik beschrieben werden“.⁵⁵ Zentral ist dabei jedoch das Problem, dass sich die zugrundeliegenden gesellschaftlichen Kommunikationsmechanismen verändern: „Voraussetzung für topische Produktivität ist die Vertrautheit der Rezipienten mit einem Weltwissen, in dem Topoi ankern [...]. Ein Wandel dieses Weltwissens kann zum Scheitern von Topoi führen, weil sie schlicht und einfach nicht mehr gelesen werden können.“⁵⁶ Nicht nur im Kontext der Emblemik, von der Manns ausgeht, sondern auch im Hinblick auf „einfache“ Texte müssen daher, um eine Kommunikation zu ermöglichen, die topischen Strukturen innerhalb des Textes sowie auf Seiten des Rezipienten in ausreichendem Maße übereinstimmen: Nur wenn man in der Lage ist, die Topik zu lesen (sei es durch eine historische archäologische Analyse), kann diese das in ihr gebundene narrative Potential entfalten.⁵⁷

Auch wenn der dämonologische Diskurs nur an wenigen Stellen diese wahrnehmungs- und erkenntnissteuernde Funktion seiner eigenen topischen Matrix erkennt (exemplarisch wurde bereits Friedrich Spee genannt), so zeigt sich in anderen Diskursen deutlich, dass

⁵³ Neuber, Wolfgang. *Similitudo* und kulturelles Gedächtnis. Zur Rhetorik der Alterität in der frühen Neuzeit. In: „Und es trieb die Rede mich an...“ Festschrift zum 65. Geburtstag von Gert Ueding. Hg. v. Joachim Knape, Olaf Kramer u. a. Tübingen, Niemeyer: 2008, S. 181-198; hier S. 182.

⁵⁴ Eine solche Setzung mit Mitteln des Vertrauten findet sich z. B. in der fest etablierten invertierten Darstellung der Hexe, vgl. Kap. 7.

⁵⁵ Manns, Stefan. Nucleus emblematum. Überlegungen zu einer Semiotik des Emblems. In: Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissensüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Hg. v. Thomas Frank, Ursula Kocher, Ulrike Tarnow. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 47-65; hier S. 64.

⁵⁶ Ebda. Vgl. dazu auch Traninger, Anita. Mühelose Wissenschaft. Lullismus und Rhetorik in den deutschsprachigen Ländern der Frühen Neuzeit. München, Fink: 2001; S. 93.

⁵⁷ Vgl. dazu eingehender Schütz, Jonathan. Topik und textuelle Kommunikation. In: Aussiger Beiträge 1 (2007); S. 141-155; hier S. 153f.

dieses Topikverständnis keineswegs der Frühen Neuzeit rückwirkend übergestülpt wird. Als prominentes Beispiel kann hier Philipp Melanchthon herangezogen werden. In seiner Rhetorik betont er beim Begriff *Locus communis* zunächst argumentationslogische Aspekte: „Etenim fere in omni probatione, maior nascitur ex aliquo communi loco“.⁵⁸ Die *Maior*, also der Übersatz, zu jeder Beweisführung stammt aus einem *Locus communis*. Über diese Funktion hinaus bezieht Melanchthon den Begriff jedoch zudem auf die materialen Inhalte: „Ac uoco loco communes [...] in omni doctrinae genere praecipua capita, quae fontes et summam artis continent.“⁵⁹ Die *Loci communes* sind bei ihm nicht nur die genannten Obersätze, sondern in jeder Disziplin die jeweiligen Überbegriffe, die die Quellen und Summen einer Kunst beinhalten. In dieser Hinsicht sind sie „die rhetorische Form des Wissens [...], wer die loci beherrscht, beherrscht das Wissen. Die loci communes sind das inhaltliche Wissen, die Rhetorik und Dialektik ist die Methode, mit der dieses Wissen erworben, bereitgestellt und angewandt wird.“⁶⁰ Die Funktion der *Loci communes* für „die Organisation der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit“⁶¹ leitet über zu dem Gedanken der topischen Steuerung und Organisation der Textrezeption, der bei Melanchthon artikuliert wird. Die loci communes stellen die Wissensmatrix, auf deren Hintergrund sich ein angeleiteter und somit optimierter Lektürevorgang entfalten kann.

Melanchthon formuliert eine neue Rolle für die Rhetorik. In der Formulierung Gadamer: *Zu der Ars bene dicendi*, der Kunst des guten Redens oder der Frage des Redenkönnens überhaupt, tritt bei ihm eine *Ars bene legendi*, ein Lesenkönnen, das ebenfalls durch die Rhetorik vermittelt wird.⁶² In den *Elementa rhetorices* von 1531 schreibt Melanchthon: „Quare et nos ad hunc usum trademus Rhetoricem, ut adolescentes adiuuent in bonis

⁵⁸ Verwendete Ausgabe: Melanchthon, Philipp. *Elementa rhetorices*. Grundbegriffe der Rhetorik. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Volkhard Wels. Berlin, Weidler: 2001; hier S. 142. Die verschiedenen Definitionen der *Loci communes* erscheinen ähnlich disparat wie die Topikdefinitionen allgemein, so dass sie hier aus Platzgründen nicht eingehender diskutiert werden können. Die Definition bei Cicero lautet: „Haec ergo argumenta, quae transferri in multas causas possunt, locos communes nominamus“ (*De inventione* II, 15, 48, verwendete Ausgabe: M. Tullius Cicero. *De inventione*. Über die Auffindung des Stoffes. Herausgegeben und übersetzt von Theodor Nüßlein. Darmstadt, WBG: 1998; hier S. 209.) Im Anschluss daran schreibt z. B. Traninger einem *Locus communis* eher inhaltliche Qualitäten zu, während der Schwerpunkt bei „einfachen“ Topoi stärker auf dialektischen Aspekten ruht. Beide Gruppen sind jedoch in der Argumentation flexibel einsetzbar (vgl. Traninger, *Müheleose Wissenschaft*, S. 58). Vgl. dazu auch die Definition im HWR: „Der L[ocus communis] ist eine fertige Argumentation, die auf der Abstraktionshöhe des Topos verbleibt“ (Coenen, Hans Georg. Lexikonartikel „Locus communis“ in: HWR, Bd. 5, Sp. 398-411; hier Sp. 402).

⁵⁹ Ebda.

⁶⁰ Wels, Volkhard. *Triviale Künste*. Die humanistische Reform der grammatischen, dialektischen und rhetorischen Ausbildung an der Wende zum 16. Jahrhundert. Berlin, Weidler: 2000; S. 213.

⁶¹ Traninger, *Müheleose Wissenschaft*, S. 100.

⁶² Vgl. Gadamer, Hans Georg. *Rhetorik und Hermeneutik*. In: Gadamer, Hans Georg. *Wahrheit und Methode*, Bd. 2: *Ergänzungen und Register*. Tübingen, Mohr: 1993 [Erstdruck: 1976]; S. 276-291; hier S. 281f.; vgl. dazu auch Leiner, Martin. *Die Anfänge der protestantischen Hermeneutik bei Philipp Melanchthon*. Ein Kapitel zum Verhältnis von Rhetorik und Hermeneutik. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 94 (1997); S. 468-487; hier S. 469.

autoribus legendis, qui quidem sine hac uia nullo modo intellegi possunt“,⁶³ die Rhetorik wird auch deswegen gelehrt um der Jugend zu helfen, in den Werken guter Autoren zu lesen, die ohne diesen Weg in keiner Weise verstanden werden können. Die wichtigste Position nimmt hierbei die Dialektik ein. Sie „wird zur Lehre von den Fragestellungen, die man an einen Text richten kann“, und durch die Ordnungsfunktion der Topik letztlich zu einem „Kompendium möglicher Fragen“.⁶⁴

Dies zeigt sich auch in dem topischen Programm, das er in seinen *Loci communes* von 1519 entwirft:

Porro, quod ad argumenti summam attinet, indicantur hic christianae disciplinae praecipui loci, ut intelligat iuventus, et quae sint in scripturis potissimum requirenda, et quam foede hallucinati sint ubique in re theologica, qui nobis pro Christi doctrina Aristotelicas argutias prodidere.⁶⁵

In den *Loci communes* werden die wichtigsten *loci* oder Hauptpunkte der christlichen Lehre angezeigt, damit die Jugend versteht, wonach in der Schrift an erster Stelle zu fragen sei, und wie furchtbar in theologischen Dingen diejenigen irren, die statt der christlichen Lehre aristotelische Sophistereien ausgeben. Eine Bibelhermeneutik gemäß Luthers Vorstellungen, die die Bibel als *sui ipsius interpretes*⁶⁶ ansieht, postuliert, dass die Bibel prinzipiell von jedem ohne dialektische Vorbildung aus sich selbst heraus verstanden wird, und kann sich nicht auf scholastische Spielereien,⁶⁷ auf lange, logisch-syllogistische Verweisketten im Schriftsinn verlassen, sondern ist auf griffige Aussagen angewiesen, die sich auf die Bibel selbst stützen.

Bei Melanchthon steuert also die Rhetorik nicht nur die Produktion von Texten, sondern ist gleichzeitig eine Handreichung zu deren Rezeption. Die *Loci communes* sind nicht als losgelöste Indexbegriffe eines Wissensspeichers zu sehen, sondern sie sind ein Teil des inventarisch-topischen Systems der Rhetorik, sie sind die Oberbegriffe möglicher Syllogismen. Das topische System der Rhetorik wird bewusst eingesetzt, um Erkenntnis zu steuern.

⁶³ Melanchthon, *Elementa Rhetorices*, S. 22. Vgl. dazu auch Leiner, *Protestantische Hermeneutik*, S. 475.

⁶⁴ Leiner, *Protestantische Hermeneutik*; S. 476 sowie 479. Vgl. dazu auch Jäger, Hasso H. E. *Studien zur Frühgeschichte der Hermeneutik*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 18 (1974); S. 35-84; sowie Dilthey, Wilhelm. *Die Entstehung der Hermeneutik*. In: Dilthey, Wilhelm. *Gesammelte Schriften*. Bd. V, 1: *Die geistige Welt*. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: *Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften*. Stuttgart, Teubner: 1974; S. 317-331.

⁶⁵ Zitiert nach: Melanchthon, Philipp. *Loci Communes* (1521). Übersetzt und kommentiert von Horst Georg Pöhlmann. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus: 1997; hier S. 12.

⁶⁶ *Locus classicus*: Luther, Martin. *Assertio omnium articulorum M. Lutheri per bullam Leonis X. Novissimam damnatorum* (1520). Zitiert nach der Weimarer Ausgabe (WA): D Martin Luther. *Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 7, 1897 [Reprint Weimar, Böhlau: 1966]; S. 94-151; hier S. 97, Z. 23.

⁶⁷ „in scholasticas nugas“, Melanchthon, *Loci Communes*; S. 16.

Während sich Melanchthon auf die Auslegekunst schriftlich fixierter Texte (primär der Bibel) beschränkt, liegt es auf der Hand, dass derartige mentale topische Raster die Wahrnehmung und die Repräsentationsmöglichkeiten der gesamten Lebensumwelt prägen. Melanchthon kommt dabei die Leistung zu, gewissermaßen diese rezeptionsästhetische Seite der Topik erkannt und explizit formuliert zu haben. Sein Vertrauen auf die Bibel als letztendlichen Prüfstein, der die Angemessenheit der verwendeten hermeneutischen Werkzeuge von sich aus verifizieren oder falsifizieren wird, spiegelt sich im Hinblick auf das Lesen der Natur im Begriff der *Experientia* sowie im Vertrauen auf die Wirksamkeit eines Abgleichs der getroffenen Aussagen mit überlieferten Autoritäten. Indem die Topik als Rahmen der Erkenntnis und als zu erlernende kulturelle Praxis die Wahrnehmung steuert und die Fragen vorgibt, die an die Wirklichkeit (oder an einen Text) zu stellen sind, sichert sie zugleich ab, dass die gewonnenen Erkenntnisse mit den bereits vorgefundenen Aussagen zum größten Teil übereinstimmen.

Noch sehr viel stärker ist das schriftliche Diskurssystem der Dämonologie in diesen Funktionen verhaftet, da die Kenntnis der relevanten *Loci communes* zugleich strukturiert, wie die Vorlagen gelesen werden. Die dämonologische Topik organisiert in diesem Prozess das Auffinden relevanter Elemente der Texte, ihre Eingliederung in ein archivarisches sowie produktives Wissenssystem, sowie ihre jeweils situative Reaktivierung im Zusammenhang einer neuen Argumentationsführung. Die Topik strukturiert beide Seiten des literarischen Produktionsprozesses der Dämonologien, sowohl ihre Erstellung als auch ihre Rezeption.

6. Humanistische Dialektik: Topik und Inventio

6.1 Topik bei Aristoteles und Cicero

Die grundlegende Formung und Definition, auf die die Entwicklungen und Variationen bei Cicero und später in der Frühen Neuzeit zurückgreifen, erfährt der Topik-Begriff bei Aristoteles in seiner *Topik*.⁶⁸ Hier wird die Funktionalität der Topoi im Hinblick auf die *Inventio* beschrieben, so wird gleich zu Beginn des Textes programmatisch festgelegt:

⁶⁸ Ich beschränke mich bei der Betrachtung der antiken Grundlagen auf die Ausführungen bei Aristoteles und Cicero, wo sich die zentralen Motive des Topik-Begriffs ausmachen lassen. Einflussreiche Darstellungen finden sich auch bei Quintilian und in der *Rhetorica ad Haerennium*, die hier jedoch im Hinblick auf die Tugend der *Brevitas* ausgeklammert werden.

Die Abhandlung beabsichtigt, ein Verfahren zu finden, aufgrund dessen wir in der Lage sein werden, über jedes vorgelegte Problem aus anerkannten Meinungen zu deduzieren und, wenn wir selbst ein Argument vertreten, nichts Widersprüchliches zu sagen.⁶⁹

Topik dient in diesem Verständnis zur Deduktion von Argumenten aus anerkannten Meinungen, aus den *Endoxa*.⁷⁰ Diese werden definiert als die Ansichten, „die entweder von allen oder den meisten oder den Fachleuten und von diesen entweder von allen oder von den meisten oder den bekanntesten und anerkanntesten für richtig gehalten werden.“⁷¹ Derartige Schlüsse erscheinen als *Enthymeme* oder rhetorische Syllogismen, die nicht zwingend eine Notwendigkeit unterstellen, im Gegensatz zu einer Argumentation auf der Grundlage von logischen Funktionen, von dialektischen Syllogismen, die zwingend notwendig sind, und als apodeiktische Schlüsse auf ersten, also nicht weiter deduzierbaren Wahrheiten aufbauen.

Dementsprechend weist Aristoteles diesen beiden Schlussformen verschiedene Gebiete zu: Der logische Syllogismus ist Aufgabe der Philosophie, der rhetorische Syllogismus und der komplette Apparat der Topoi finden Eingang in die Rhetorik.⁷² Diese wird bei ihm folglich definiert als „eine Fähigkeit, bei jeder Sache das möglicherweise Überzeugende zu betrachten“,⁷³ so dass Enthymeme als „Leib der Überzeugung“⁷⁴ eine zentrale Stellung innehaben.

Ironischerweise fehlt in der aristotelischen Topik eine genaue Definition des Begriffs „Topos“. Im Text selbst tauchen Topoi als „Anleitung[en] zur Konstruktion dialektischer Argumente eines bestimmten Typs“ auf.⁷⁵ Es finden sich darin mehrere hundert dieser Topoi, wobei der Begriff hier sehr polyvalent auftritt und unter anderem Verfahrensanleitungen für den Redner, Argumentationsschemata, Beispiele und allgemeine Regeln für das argumentative

⁶⁹ Aristoteles, Topik, I, 1. Zitierte Ausgabe: Aristoteles. Topik. Übersetzt und kommentiert von Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart, Reclam: 2004. hier S. 45.

⁷⁰ Die zentralen griechischen Begriffe sind hier zum einen *sylogizesthai* als schlussfolgern anhand eines (hier rhetorischen) Syllogismus als logische Schlussform, und die *Endoxa*, die anerkannten Meinungen, als dessen Grundlage. Zitiert nach: Aristoteles. TOPIKH. In: Opera omnia graece et latine. Hg. von Ambrosio Firmin Didot. Paris, 1848 [Reprint Hildesheim, Olms: 1973]; S. 172-275; hier S. 172.

⁷¹ Aristoteles, Topik I, 7; S. 45. Dabei ist der Begriff der *Endoxa* schwieriger zu fassen, er lässt sich übersetzen mit „anerkannten Meinungen“ (so z. B. in der Topik-Ausgabe von Wagner / Rapp 2004), an prominenter Stelle findet sich auch die Übersetzung mit „wahrscheinliche Sätze“ (Aristoteles. Topik. In: Philosophische Schriften in sechs Bänden, Übersetzt von Eugen Rolfes, Bd. 2. Darmstadt, WBG: 1995; hier: Sp. 100a). Etymologisch lässt sich der Begriff auf etwas, das in der allgemein herrschenden Meinung enthalten ist, zurückführen.

⁷² Vgl. dazu Berndt, Topik-Forschung, S. 37.

⁷³ Aristoteles, Rhetorik I, 2 [1355b]. Zitiert nach: Aristoteles. Rhetorik. Übersetzt und erläutert von Christof Rapp. WBG, Darmstadt: 2002; hier Bd. 1, S. 22.

⁷⁴ Aristoteles, Rhetorik, I, 1 [1354a]; S. 19. Die komplexe Auffächerung, die der Begriff bei Aristoteles erfährt, kann hier nicht weiter nachvollzogen werden. Eine kenntnisreiche Darstellung findet sich im Kommentarband von Christof Rapp zu der zitierten Rhetorik-Ausgabe, hier S. 223-240.

⁷⁵ Rapp, Christof, Tim Wagner. Einleitung. In: Aristoteles. Topik. Übersetzt und kommentiert von Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart, Reclam: 2004; S. 7-42; hier S. 29.

Vorgehen umfasst.⁷⁶ Die Auflistung ist nicht formal geschlossen und konzentrieren sich auf argumentativ-funktionale Aspekte. Topoi dienen hier somit weniger, wie in den topischen Systematiken der Renaissance, einer umfassenden Prädikalisierung einer Sache, sondern sind sehr viel stärker das, was sie dem Namen nach zu sein scheinen: pragmatisch und funktional optimierte Fundörter für Argumente einer enthymemischen Argumentation, die sich dabei mehrerer strategischer Argumentationen bedienen kann.

Über diese Zugehörigkeit der Topik zur Rhetorik läuft auch Ciceros „verkürzende[] Aristoteles-Adaption“.⁷⁷ Im Hinblick auf ihre Verwertbarkeit in einer Rede schätzt er die Dialektik weitaus schwächer ein als die Topik, die nützlicher sei, und im Sinne einer natürlich erscheinenden Argumentation den Vorrang erhält.⁷⁸ Ohne den aristotelischen Schwerpunkt auf der Unterscheidung der verschiedenen Schlussformen in dieser Genauigkeit nachzuvollziehen, kann er die Topik so als Grundlage aller Argumente darstellen, als „Sitz der Argumente“: Topoi, bzw. die *Loci*, „sunt eae quasi sedes, e quibus argumenta promuntur.“⁷⁹ Diese Vereinfachung in der Klassifikation der Beweisführung ist der zentrale Aspekt, der sich in der Aristoteles-Rezeption von Cicero abzeichnet, und der in der Folge bedeutsam für das Topos-Verständnis der späteren Rhetoriken wurde: In der Tradition Ciceros sind Topoi Grundlage jeglichen Argumentierens.⁸⁰ So wie man auch nicht bei der Verwendung eines Wortes jedes Mal in Gedanken erneut die Buchstaben zusammensuchen muss, so bietet es sich auch nicht an, jedes Mal bei der Behandlung einer Sache erneut die speziellen Argumente zu ersinnen, sondern eher, bestimmte Grundgedanken zur Verfügung zu haben, die wie Buchstaben beim Schreiben eines Wortes schnell zur Behandlung einer Sache zur Verfügung stehen:

Neque enim quotiens verbum aliquod est scribendum nobis, totiens eius verbi litterae sunt cogitatione conquirendae; nec quotiens causa dicenda est, totiens ad eius causae seposita argumenta revolvi nos oportet, sed habere *certos locos*, qui, ut litterae ad verbum scribendum, sic illi ad causam explicandam statim

⁷⁶ Vgl. ebda, S. 31f.

⁷⁷ Schmidt-Biggemann, Wilhelm. *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*. Felix Meiner, Hamburg: 1983; S. 6.

⁷⁸ „[I]nveniendi artem quae τοπική dicitur, quae et ad usum potior erat et ordine naturae certe prior“; Cicero, *Topica*, II, 6. Zitierte Ausgabe: Cicero, M. Tullius. *Topica*. Herausgegeben und übersetzt von Harry Mortimer Hubbell. In: *Cicero in Twenty-Eight Volumes*, Bd. 2: *De inventione, De optimo genere oratorum, Topica*. Cambridge/ London: Harvard University Press: 1960; S. 382-458; hier S. 386.

⁷⁹ Cicero, *Topica*, II, 7; S. 386.

⁸⁰ Dabei soll hier nicht der Vorwurf an die Rhetorik nachvollzogen werden, sie diene nur der Überzeugung und Manipulation der Zuhörerschaft und bediene sich dabei aller verfügbaren Mittel. Eine Trennung zwischen manipulativem Überreden und logischem Überzeugen kann z. B. anhand des Griechischen nicht nachvollzogen werden, hier umfasst der grundlegende Begriff *πειθεῖν* beide Bedeutungen, so dass der topische Apparat auch noch in der Renaissance für Rhetorik und „Wissenschaft“ gleichermaßen zur Verfügung steht (vgl. Hallacker/ Schmidt-Biggemann, *Topik*, S. 15 und 17).

occurrent.⁸¹

Dieser Schritt von einer Definition der Topoi als Argumentationshilfe, bzw. als Platz, wo sich die Argumente finden lassen, hin zu einer Topik, die diese Argumente und Sätze selbst enthält, ist ebenfalls bereits bei Cicero angedeutet. Die hier erwähnten *loci* sind nicht länger nur eine formale Hilfe zur Findung der Argumente, sie sind praktisch der materielle Gehalt selbst, Cicero „polemisiert [...] gegen die Methode und für das fertige Argument.“⁸²

6.2. Humanistische Dialektik

Die Inventionsaufgaben der Topik, die für eine juristische Rhetorik zentral sind, stehen im 16. Jh. im Zeichen der Humanistischen Dialektik. Dieser Begriff beschreibt die rhetorisch-dialektischen Entwicklungen, die im 15. Jh durch Lorenzo Valla vorgezeichnet wurden, durch Rudolf Agricolas *De inventione dialectica libri tres* (vermutlich 1485 beendet, 1515 erstmals gedruckt) eine erste verbindliche Formung erhielten und im Verlauf des 16. Jhs. durch Erasmus, Melanchthon und Petrus Ramus weiter geprägt und verbreitet wurde.⁸³ Die für den vorliegenden Kontext zentralen Grundzüge dieser Humanistischen Dialektik liegen in der Hinwendung auf den tatsächlichen Sprachgebrauch, der anstelle von scholastischen Logik-Konstrukten ins Zentrum des Interesses rückte. Ausgehend von einem der Topik unterstellten Substantialismus stellt die Humanistische Dialektik die Frage nach der Wahrheit weniger auf metaphysische, sprachunabhängige Erwägungen, sondern auf die Fundamente sprachlicher Strukturen. So kann Agricola einen *Loci*-Katalog schaffen, der einen Gegenstand anhand sprachlicher Mechanismen beleuchtet und postuliert, dadurch alles Wesentliche zu erfassen. Ohne diese Annahme, dass Sprache, korrekt und regelorientiert angewendet, die Wirklichkeit auch angemessen widerspiegeln kann (wobei sich hier auch Parallelen zu der im 16. Jh. intensiv geführten Debatte um die *Lingua adamica* zeigen), ist ein letztes Endes rein sprachlich determinierte Wissenschaft von den Hexen nicht denkbar.

Ich beschränke mich dabei in den Ausführungen größtenteils auf Agricola, da sich hier

⁸¹ Cicero, *De oratore*, 2, 130 (S. 286); Hervorhebungen J. S.; vgl. dazu auch Berndt, *Topik-Forschung*, S. 40.

⁸² Berndt, *Topik-Forschung*, S. 40.

⁸³ Eine grundlegende Orientierung bietet Risse, Wilhelm. *Die Logik der Neuzeit*. Bd. 1: 1500-1640. Bad Canstatt, fromann-holzboog: 1964; S. 14-200; sowie Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, S. 1-68. Risse verwendet in diesem Kontext den Begriff „Rhetoridialektik“, in der Forschung findet sich auch an mehreren Stellen die Bezeichnung „Sprachdialektik“. Vgl. als Einführung in die Thematik auch Mundt, Lothar. Rudolf Agricolas *De inventione dialectica* – Konzeption, historische Bedeutung und Wirkung. In: Rudolf Agricola 1444-1485. Protagonist des nordeuropäischen Humanismus zum 550. Geburtstag. Hg. v. Wilhelm Kühlmann. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 83-146.

zum einen die grundlegenden Ideen auf relativ engem Raum und zu einem frühen Zeitpunkt finden lassen, und da er zum anderen, ähnlich wie der dämonologische Diskurs, außerhalb der konfessionellen Debatten des 16. Jhs. steht. Selbstverständlich entsteht das Denken Agricolas nicht in einem luftleeren Raum. Wichtige Voraussetzungen lassen sich beispielsweise bereits bei Lorenzo Valla nachzeichnen, die im folgenden Abschnitt kurz beleuchtet werden sollen.

6.2.1 Lorenzo Valla

In seinem Werk *Repastinatio dialectice et philosophie*, dessen erste Version 1439 fertig gestellt wurde,⁸⁴ greift Lorenzo Valla (1406-1457) den Aristotelismus der Spätscholastik an, dessen feine Unterscheidungen und sprachliche dialektische Spitzfindigkeiten nicht im tatsächlichen Sprachgebrauch (der bei ihm stets der stilistisch vorbildhafte Usus der lateinischen Antike ist) wiedergefunden werden können.⁸⁵ Dementsprechend definiert er sich selbst nicht als Dialektiker, sondern als „practical and theoretical orator,⁸⁶ und betont die Vorrangstellung der Rhetorik gegenüber der Dialektik:

Nam quid alius est dialectica quam species confirmationis et confutationis? He ipse sunt partes inventionis, inventio una ex quinque rhetorice partibus. „Dialectici est syllogismo uti“. Quid, non oratore eodem utitur? [...] Sed vide quid interest. Dialecticus utitur „nudo“ (ut sic loquar) syllogismo, orator autem „vestito armatoque, auro et purpura ac gemmis ornato.“ [...] [L]onge difficillima rhetorica est ardua, nec omnibus capessenda. Nanque lato mari mediisque in undis vagari et tumidis ac sonantibus velis volitare gaudet, nec fluctibus cedit, sed imperat [...]. Dialectica vero amica securitatis, socia litorum, terras potius quam maria intunens, prope oras et scopulos remigat.⁸⁷

Zum einen sei die Dialektik nichts als die Verifikation oder die Falsifikation bestimmter Sachverhalte. Die kritisierte Definition, Dialektik definiere sich durch ihre Beschäftigung mit Syllogismen (also mit der sprachlichen Logik), wird vehement zurückgeworfen: Auch die

⁸⁴ Seit dem 16. Jh. taucht als alternative Bezeichnung *Dialecticae Disputationes* auf, vgl. Nauta, Lodi. In *Defense of Common Sense. Lorenzo Valla's Humanist Critique of Scholastic Philosophy*. Cambridge/London, Harvard University Press: 2009; hier S. 3. Für Details vgl. auch Mack, Peter. *Renaissance Argument. Valla and Agricola in the Traditions of Rhetoric and Dialectic*. Leiden, Brill: 1993; hier S. 22-36.

⁸⁵ So zweifelt er die zentrale Stellung an, die der logische Syllogismus bei Aristoteles erhält, und setzt ihn in seiner Funktion innerhalb einer Rede gleichberechtigt neben andere Formen der Schlussfindung, vor allem die Schlüsse über die Topik, nach Aristoteles also dialektische Syllogismen (über die *Endoxa*). In diesem Sinne reduziert er auch die Anzahl der Syllogismen und versucht, hier einen pragmatisch orientierten Gegenpol zu den sprachlogischen Betrachtungen der Scholastik zu setzen. Vgl. dazu Nauta, In *Defense of Common Sense*, S. 239-255 sowie 269-291.

⁸⁶ Mack, *Renaissance Argument*, S. 15 sowie S. 28-32.

⁸⁷ Zitierte Ausgabe: Valla, Lorenzo. *Repastinatio dialectice et philosophie*. Hg. v. Gianni Zippel. Padua, Editrice Antenore: 1982. 2 Bd. Hier Bd. 1, S. 175 und 177.

Rhetorik beschäftige sich mit Syllogismen, der Unterschied liege jedoch darin, dass die Dialektik Syllogismen nackt (also in der reinen Form) verwende, Rhetorik jedoch im vollen Gepränge sprachlicher Pracht (bewaffnet, eingekleidet in Purpur und mit Edelsteinen geschmückt). Diese Wertung wird wenig später noch verstärkt: Rhetorik ist bei weitem die schwierigste Kunst und kann nicht von allen bewältigt werden. Denn sie erfreut sich am Herumfahren auf offener See zwischen den Wellen und am Aufblähen und Klang der Segel. Sie flieht nicht vor den Wellen, sondern gebietet ihnen. Die Dialektik hingegen ist eine Freundin der Sicherheit, Gefährtin der Küste, betrachtet eher das Land als das Meer und rudert an der Küste und zwischen den Felsen.

Die technische Begrifflichkeit der Dialektik wird mit dem Kämpfen mit vergifteten Waffen verglichen. Daher sollen die Dialektiker und die Philosophierenden von nun an nicht mehr in der Unwissenheit ihrer Sprache verbleiben, sondern sich hin zu einem natürlichen und von den Gelehrten ausgebauten Sprachgebrauch bewegen: „Proinde nolint posthac dialectici isti atque philosophantes in suorum quorundam vocabulorum inscitia persevare, sed ad naturalem et a doctis tritum sermonem se convertere [...].“⁸⁸ Der Hauptkritikpunkt Vallas ist die Praxisferne der Dialektik, die sich in ihrer Tradition nicht einem sprachlichen Diskurs stellt, sondern in ihrer eigenen abgesicherten Nomenklatur verbleibt.⁸⁹ Gemäß des humanistischen Programms, das die Abkehr vom mittelalterlichen, scholastisch geprägten Latein und die Hinwendung zum idealisierten antiken *Usus* vorsieht, beschäftigt sich Valla mit einer Dialektik der tatsächlich verwendeten Sprache, also mit der Sprache, die sich in den antiken Quellen findet. Im Hinblick auf Agricola und die Humanistische Dialektik und nicht zuletzt im Hinblick auf die Wissenschaft von den Hexen ist dabei von besonderem Interesse, wie sich die Konzeption des Wahrheitsbegriffes angesichts dieses sprachlichen Fundamentes verschiebt.

Vallas Definition von „Wahrheit“ ist: „Veritas qualitas est quae sensui mentis inest, et orationi“ (Die Wahrheit ist eine Eigenschaft, die dem Verstand und der Rede innewohnt).⁹⁰ Die daraus folgende Definition lautet dann: „Veritas est tum notitia animi de aliqua re, tum orationis ex notitia animi profecta significatio“,⁹¹ die Wahrheit ist also die Bekanntheit des Geistes mit einer Sache, und aus dieser Bekanntheit des Geistes ergibt sich die [wahrheitsgemäße] Bedeutung der Sprache/der Rede: „[T]ruth is not something which is said of everything

⁸⁸ Valla, *Repastinatio*, S. 277.

⁸⁹ Vgl. dazu auch Mack, *Renaissance Argument*, exemplarisch S. 77f. und 113.

⁹⁰ Valla, *Repastinatio*, S. 378. Hier steht Valla noch in der Tradition der Scholastik und Aristoteles. Der zentrale Ansatzpunkt seiner Kritik in diesem Kontext ist jedoch der Status der *Veritas* als eine der Transzendentalien (also als einer der Sammelbegriffe, die sich nicht in den aristotelischen Kategorien fassen lassen), gegen die er vorgeht. Vgl. dazu Nauta, *In Defense of Common Sense*, S. 67-70.

⁹¹ Valla, *Repastinatio*, S. 378.

which exists. Rather it is a quality of mind and discourse.⁹² Es verhält sich also nicht so, dass Sprache lediglich eine ontisch verankerte Wahrheit einkleidet, sondern die Wahrheit liegt, im Sinne einer „Wahrähnlichkeit“ bzw. *Verisimilitudo* im rhetorischen Gegenstand selbst.⁹³

Daraus ergibt sich, dass eine enge Beziehung zwischen einer Sache und dem sie bezeichnenden Begriff existiert, die bei Valla auf drei Kategorien beruht:

The underlying assumption of much of what Valla wrote is that language refers to the world [...] Each thing can be analyzed in these three categories [substance, quality, action], and as language describes things, it must refer to one or more of these three ultimate things (*res*).⁹⁴

Die Was-Frage nach einer Sache innerhalb eines Sprachsystems ist gleichbedeutend mit der Frage nach der Definition: „Tunc enim cum constet aliquid esse, querimus ‚quid‘ illud sit, hoc est querimus eius rei diffinitionem.“⁹⁵ Diese Frage führt wiederum zurück auf die drei Kategorien von *Substantia*, *Qualitas* und *Actio*, anhand derer Valla die Dinge analysiert:⁹⁶ „ ‚Quid‘ enim, ut ostendi, et substantiam et qualitam et actionem complectitur.“⁹⁷ Nur durch eine solche sprachliche Zuweisung ist es möglich, über eine vorsprachliche Wirklichkeit zu reden (die in diesem Prozess natürlich wiederum sprachlich vermittelt wird). Die Welt der Dinge existiert zwar auch ohne Bezeichnungen. Wie es sich später bei Agricola abzeichnen wird, kann hier jedoch über einen Apparat an Kategorien (bei Agricola sind dies *Loci*) eine innere Bedeutungsrelation zwischen einer Sache und der Bezeichnung, die sie innerhalb eines Sprachsystems erhält, festgemacht werden. In diesem Sinne kann Valla die Bedeutungen der Verben „sein“ und „heißen“ einander annähern:

Cum interrogatione autem aut cum appositio [„est“] videtur significare ‚appellatur‘. Ut ‚quid est homo?‘, ‚quid est animal?‘: idest ‚homo‘ vel ‚animal, quid appellatur?‘ Homo est animal rationale mortale, idest his nominibus appellatur.⁹⁸

Im Falle einer Frage oder mit einer Apposition scheint „sein“ die Bedeutung von

⁹² Mack, Renaissance Argument, S. 51.

⁹³ Vgl. dazu Guiot, Bettina. Methode und Gedächtniskunst. Disposition und Vermittlung und Wissen im ausgehenden 16. Jahrhundert am Beispiel des *Organon Dialecticum et Rhetoricum* des Francisco Sánchez de las Brozas. Diss. Universität Bielefeld: 2003; S. 55.

URL: http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/539/pdf/BG_DISS.pdf [01.02.2009]. Vgl. dazu auch Fubini, Riccardo. *L'umanesimo italiano e i suoi storici. Origini rinascimentali – critica moderna*. Milano, Franco Angeli: 2001; S. 133.

⁹⁴ Nauta, In defense of common sense, S. 274.

⁹⁵ Valla, Repastinatio, S. 169.

⁹⁶ Diese drei Kategorien sind die einzigen Überbleibsel des aristotelischen Apparates, die Valla akzeptiert. Vgl. dazu Nauta, In Defense of Common Sense, S. 16-20 sowie 274.

⁹⁷ Valla, Repastinatio, S. 164f.

⁹⁸ Valla, Repastinatio, S. 134.

„genannt werden“ zu haben. Die Beispielsätze „Was ist ein Mensch?“ oder „Was ist ein Tier?“ lassen sich durch die Sätze „Als was wird ein Mensch (bzw. ein Tier) bezeichnet?“ wiedergeben. Ein Mensch ist ein rationales sterbliches Tier, d. h., er wird mit diesen Begriffen bezeichnet. Die Frage nach dem spezifischen Sein einer Sache wird also gleichgesetzt mit der Frage nach seinen Prädikaten.⁹⁹ Die Frage „Was ist ein Mensch?“ wird hier nicht in einem existentiellen Sinn verstanden, sondern als Frage nach einer Definition. Somit umfasst eine Was-Frage alle drei Kategorien, und richtet sich direkt auf die Essenz der Sache:¹⁰⁰ „Quid enim [...] et substantiam et qualitatem et actionem complectitur, ut ‚quid est color?‘, ‚quid est vox?‘ [...], idest ‚que res?‘.“¹⁰¹ Peter Mack sieht in diesem Zusammenhang eine enge Verbindung zwischen Sprache und dem bezeichneten Gegenstand, „a further ratification of the adequacy of things said, as expressions of how things are“.¹⁰²

In seinen Ausführungen geht Valla auch auf den Mythos der *Lingua adamica* ein, der auf einer kompletten Entsprechung von Sprache und Realität aufbaut.¹⁰³ Dieser Mythos taucht in der Frühen Neuzeit immer wieder auf, verbunden mit naturalistischen Sprachauffassungen, die nach der Wiederentdeckung von Platons Kratylos-Dialog vermehrt debattiert wurden.¹⁰⁴ Valla vermeidet eine dezidierte Stellungnahme in diesem Kontext.¹⁰⁵ Es ist jedoch möglich, diese naturalistischen Tendenzen mit seinem Schwerpunkt auf dem korrekten Gebrauch der Sprache parallel zu führen: Während der Anfang der Sprache im Sinne der *Lingua adamica* durchaus als göttlich inspiriert gesehen werden kann, wobei die Bezeichnungen hier direkt für die Dinge stehen, liegt Vallas Fokus auf dem tatsächlichen Gebrauch, der sich bereits von diesen Ursprüngen entfremdet zu haben scheint: „Homines enim, rebus cognitis, voces quas adapterent invenerunt et properea ‚signa‘ appellaverunt, quorum primus fuit Adam, Deo auctore“.¹⁰⁶ Die Menschen erfanden, als sie die Dinge erkannten, lautliche Zeichen, die für diese stehen, und die sie später „Zeichen“ nannten. Der erste von ihnen war (von Gott inspiriert) Adam. Wie auch Nauta betont, bezieht sich diese Darstellung eher auf die Achse

⁹⁹ Die Umkehr dieser Betrachtung findet sich auf S. 124, hier werden nicht die Dinge, sondern die Begriffe hinterfragt: „Nihil interest utrum dicamus: ‚quid est lignum?‘, ‚quid est lapis?‘, ‚quid ferrum?‘, ‚quid homo?‘ an ‚quid significat lignum, ferrum, lapis, homo?‘ Es besteht kein Unterschied zwischen den Fragen „Was ist Holz / Stein / Eisen / [der] Mensch?“ und „Was bedeutet Holz / Stein / Eisen / Mensch?“. Während man ausgehend von einer Theorie der Arbitrarität aller sprachlichen Zeichen heutzutage eher sagen würde, dass in der ersten Formulierung der Frage die Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens abgefragt wird, während sich die zweite Formulierung auf die Ausdrucksseite und die (von mir kursiv gesetzten) Begriffe konzentriert, setzt Valla in diesen Beispielen diese beiden Bereiche gleich.

¹⁰⁰ Vgl. dazu Nauta, In Defense of Common Sense, S. 61.

¹⁰¹ Valla, Repastinatio, S. 164f.

¹⁰² Mack, Renaissance Argument, S. 49.

¹⁰³ Valla, Repastinatio, S. 122.

¹⁰⁴ Vgl. dazu Nauta, In Defense of Common Sense, S. 55.

¹⁰⁵ Vgl. Nauta, In Defense of Common Sense, S. 56.

¹⁰⁶ Valla, Repastinatio, S. 123.

zwischen lautlichem Zeichen und mentalem Bild, weniger auf die Achse zwischen Bezeichnung und Referent in der realen Welt, dennoch scheinen hier Aspekte einer naturalistischen Sprachauffassung durch, im Sinne dass „the meaning of a word is the same as the thing which the word names.“¹⁰⁷

Eine Sache verbleibt zwar, was sie ist, jedoch erst durch die sprachliche Zuweisung wird sie für den Menschen zu einem Bedeutungsträger. Die Sache ist an sich nicht-sprachlich (*non-vox*),¹⁰⁸ sie verlangt jedoch nach einer sprachlichen Bestimmung, um für den mit Sprachlichkeit ausgezeichneten Menschen bedeutsam zu werden: „Expression corresponds to reality“.¹⁰⁹ Sachlichkeit wird somit zu einer Dimension der Sprache, eine Sache kann nicht unabhängig von ihrem sprachlichen Bezug diskutiert werden.¹¹⁰

Während Valla betont, dass eine Sache nicht ohne ihre sprachliche Seite gedacht werden kann, und so die sprachtheoretischen Grundlagen legt, auf die die Humanistische Dialektik aufbaut, wird dieser Ansatz bei Agricola radikalisiert: Hier wird eine Dialektik entworfen, die, gestützt auf die Idee einer sprachlich determinierten Wirklichkeit, die Modi der Aussagen im Hinblick auf die Sprachproduktion optimiert. Bereits bei Valla ist das Problem des Realitätsbezugs von Sprache komplett in der Rhetorik aufgehoben,¹¹¹ Agricola liefert dazu gewissermaßen das Handwerkszeug.

6.2.2 Rudolf Agricola: *De inventione dialectica libri tres*

Die Verbindung zwischen Valla und Agricola wird in der Forschung an vielen Stellen betont. Agricolas *De inventione* erscheint so als „program of dialectical study embodying an intellectual position from Valla“.¹¹² Dieses Postulat einer „apostolic succession“¹¹³ findet jedoch auch seine Kritiker. Gerade das zentrale Verhältnis von Dialektik und Rhetorik ist bei beiden Schriftstellern unterschiedlich: Indem Valla die Rolle der Rhetorik hervorhebt, ordnet er ihr die Dialektik unter. Agricola hingegen verortet die Dialektik im Zentrum des Gesche-

¹⁰⁷ Mack, Renaissance Argument, S. 55.

¹⁰⁸ Valla, Repastinatio, S. 123.

¹⁰⁹ Mack, Renaissance Argument, S. 51.

¹¹⁰ Vgl. auch Guiot, Bettina. Methode und Gedächtniskunst. Disposition und Vermittlung und Wissen im ausgehenden 16. Jahrhundert am Beispiel des *Organon Dialecticum et Rhetoricum* des Francisco Sánchez de las Brozas. Diss. Universität Bielefeld: 2003. URL: http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/539/pdf/BG_DISS.pdf [01.02.2009]; S. 55f.

¹¹¹ Vgl. Nauta, In Defense of Common Sense, S. 61.

¹¹² Jardine, Lisa. Lorenzo Valla and the Intellectual Origins of Humanist Dialectic. In: Journal of the history of philosophy 15 (1977); S. 143-164; hier S. 164.

¹¹³ So die Bezeichnung in Monfasani, John. Lorenzo Valla and Rudolph Agricola. In: Journal of the History of Philosophy 28, 2 (1990); S. 181-200; hier S. 181 und 182.

hens, während sich die Rhetorik nur noch mit dem sprachlichen Schmuck befasst.¹¹⁴ Der Unterschied ist jedoch nicht so groß, wie es erscheinen mag, betrachtet man Rhetorik und Dialektik gemeinsam aufgehoben in einem Regelsystem, das den Sprachgebrauch strukturieren soll (gemeinsam mit der Grammatik würde ein solches System in etwa dem akademischen *Trivium* entsprechen).¹¹⁵ Aus dieser Sicht bestehen die Differenzen größtenteils aus abweichenden Kompetenzzuschreibungen, während sich die zugrundeliegenden Konzepte ähneln.

Der Grund dafür, dass ich beide Autoren hier parallel führe, liegt in zwei zentralen Punkten. Zum einen ist dies das Ziel einer Vereinigung von Logik und tatsächlichem Sprachgebrauch.¹¹⁶ Sowohl Valla als auch Agricola versuchen, die Dialektik von der wirklichkeitsfernen Diktion zu trennen, in der sie im Kontext der mittelalterlichen Scholastik verhaftet ist. Der zweite Punkt ist das stille Postulat eines sprachlichen Substantialismus, das sich in beiden Werken findet. Sprache bzw. sprachliche Darstellungen gewinnen sowohl bei Agricola als auch bei Valla über den Umweg eines kategorischen bzw. topischen Apparats eine eigene Beweisfähigkeit. Eine *Inventio*, die über diese Systematik geschieht, gewinnt eine für rhetorische Zwecke ausgelegte faktische Plausibilität, die *Verisimilitudo* (als Wahrähnlichkeit) oder *Probabilitas* (im Sinne einer „Zustimmungseignung“).¹¹⁷ Diese, der Sprache und sprachlichen Darstellungen unterstellte Faktizität liegt dabei auch den dämonologischen Traktaten zugrunde, wenn z. B. die sprachlich strukturierte *Historia* stark genug ist, um eine mögliche individuelle anders gelagerte Erfahrung gewissermaßen zu überlagern.¹¹⁸

In seinem Hauptwerk, *De inventione dialectica in libri tres*, definiert Agricola die Dialektik als „ars probabiliter de qualibet re proposita bene disserendi, prout cuiusque natura capax esse fidei poterit“.¹¹⁹ Der Zielpunkt der Dialektik ist also das *bene disserendi*, gutes bzw. überzeugendes Sprechen über ein vorgelegtes Thema, das in der Lage ist, Vertrauen (*Fides*) in seine Wahrhaftigkeit zu erzeugen. Dieses gute Sprechen der Dialektik orientiert sich nicht mehr an der überlieferten Form der rhetorischen Ziele (*Docere, Delectare, Movere*), sondern konzentriert sich in erster Linie auf das überzeugende Sprechen, das er dem *docere*, dem Belehren annähert: „oratio quaecunque de re quaque instituitur, omnisque adeo sermo,

¹¹⁴ Vgl. Mack, *Renaissance Argument*, S. 250, sowie Monfasani, Valla and Agricola, S. 189.

¹¹⁵ Die Neukonzeption des *Triviums* im 16. Jh., das auf die „Praxisbezogenheit und tatsächliche Anwendbarkeit“ des erlernten Wissens abzielt, wird bei Wels eingehender untersucht. Vgl. Wels, *Triviale Künste*; S. 12.

¹¹⁶ Vgl. Mack, *Renaissance Argument*, S. 245.

¹¹⁷ Vgl. zu dieser Auslegung des *Probabilitas*-Begriffes Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 229.

¹¹⁸ Vgl. dazu Kap. 2.2.

¹¹⁹ Zitiert nach: Agricola, Rudolf. *De inventione dialectica in libri tres*. Drei Bücher über die *Inventio dialectica*. Auf der Grundlage der Edition von Alardus von Amsterdam (1539) kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Lothar Mundt. Tübingen, Niemeyer: 1992; II, 2; S. 96.

[...] hocque primum et proprium habere videtur officium, ut doceat aliquid eum, qui audit.¹²⁰ Jede Rede über irgendeinen beliebigen Gegenstand, jede Äußerung, hat als primäre und wesentliche Aufgabe, den Zuhörer zu belehren. Die weiteren Funktionen neben diesem *Docere* sind bei ihm sekundär und folgen aus dem *Docere*. Reden können zwar bewegen und unterhalten, aber erst, wenn diese primäre Funktion erfüllt ist.

Mittel zum Erreichen dieser Glaubwürdigkeit sind, analog zu Cicero, die *Topoi*. Sie sind *Sedes argumentorum*, und zwar jeglicher Argumentation, und nicht mehr, wie noch bei Aristoteles postuliert, ein Sonderfall der Analytik, der sich nur bei den *Enthymemen* findet.¹²¹ Um dieser zentralen Rolle gerecht zu werden, entwirft Agricola eine „humanistische Topik“.¹²² Vereinfachend ließe sich sagen, dass Valla das Programm einer sprachpragmatischen Logik entwirft, und Agricola diesen Ansatz weiterführt, indem er durch seinen Topos-Katalog die praktische Seite dieser dialektischen Invention darstellt.¹²³ In seinem Buch räumt er jedem seiner 24 *Topoi* eine umfangreiche Beschreibung ein, die er durch eine Vielzahl von Beispielen, meistens aus der antiken Literatur, untermauert. Durch diese Konzentration auf den Gebrauch erscheint Agricolas Topik als ein natürliches Vermögen des Menschen, das durch Übung und Schulung weiter ausgebaut werden kann, die Topik wird zu einer erlernbaren *Ars* im humanistischen Sinn.

Der Tatsache, dass eine solche *Ars* erlernt und geübt werden kann (und muss), entspricht die didaktische Auslegung, die der Rhetorik stets eigen ist. Eine Facette davon ist z. B. eine gewisse Vereinfachung der Dialektik. Der Hintergrund davon liegt nicht zuletzt in pragmatischen Aspekten: Einerseits die von Risse betonte Tatsache, dass weniger das aristotelische Organon als vielmehr das subjektive Fassungsvermögen der recht jungen Studenten das Maß des Unterrichtsinhalts ist, oder aber die von Wels betonte Konzentration auf das zu vermittelnde richtige, also klassische Latein, das die scholastischen Logikverschränkungen, die das mittelalterliche Latein prägten, nicht tragen kann.¹²⁴ Dieser didaktischen Ausrichtung

¹²⁰ Agricola, *De inventione*, I,1; S. 8.

¹²¹ Vgl. dazu Risse, Wilhelm. Vorwort. In: Agricola, Rudolph. *De inventione dialectica libri tres*. Mit einem Vorwort von Wilhelm Risse. Hildesheim/ New York, Olms, 1976. [=Nachdruck der Ausgabe von 1528]; S. 1*-21*; hier S. 12*.

¹²² Vgl. hierzu und auch im Folgenden: Wels, Volkhard. Humanistische ars und deutsche Sprache in Ortolph Fuchpergers *Dialectica deutsch* (1533). URL: <http://www.phil-hum-ren.uni-muenchen.de/GermLat/Acta/Wels.htm>; [4.09.2008].

¹²³ Vgl. Mack, *Renaissance Argument*, S. 250. Mack betont jedoch, dass Valla nicht zwingend die Vorlage für Agricola sein muss, und dass er hier größtenteils innovativ arbeitet. Der Topos-Katalog stellt den Kernbereich der *De inventione doialectica tres* dar, vgl. dazu auch Mack, Peter. Rudolph Agricola's Topics. In: Rodolphus Agricola Phrisius. 1444-1485. Proceedings of the International Conference at the University of Groningen. Hg. v. Akkerman, F. und A. J. Vanderjagt. Leiden, Brill: 1988; S. 257-269.

¹²⁴ Hier zeigt sich auch die Problematik von Risses Verständnis der Rhetorik, die angesichts solcher Formulierungen nur als Schwundstufe der Logik angesehen werden kann, während z. B. Wels dies eher auf die pragmatische Ausrichtung der Humanistischen Dialektik zurückführt. Erwähnt und unterrichtet werden die Phänomene, die sich im sprachlichen Usus tatsächlich finden lassen, nicht die theoretisch möglichen logi-

entspricht, dass sich Agricola selbst eine eher grobe und vereinfachende Herangehensweise attestiert. Er möchte die Dialektik nicht besser erklären als die ihm vorausgehenden Autoren, jedoch möglichst einleuchtend, und daher notgedrungen weniger subtil: „Non equidem, quod melius aliquid effecturum me sperem quam maximi illi doctriissimeque viri [...], sed ut crassius effusiusque istam [...] tradam assequarque, ut si minus haec subtiliter disputata esse, saltem [...] apertius explicata videantur.“¹²⁵

Im Gegensatz zu Valla legt Agricola den Schwerpunkt auf die Dialektik. Die Rhetorik habe zu Unrecht den Bereich der *Inventio* usurpiert.¹²⁶ Im Modell von Agricola, das für das 16. Jh. maßgeblich sein sollte, fallen bei der Produktion einer Rede die ersten Bereiche, *Inventio* und *Dispositio* (bzw. *Iudicium*) der Dialektik zu. Die Rhetorik ist demnach nur noch zuständig für *Elocutio*, *Ornatio*, *Memoria* und *Actio*, also für die Bereiche, die sich mit dem Ausformulieren und Ausschmücken sowie gegebenenfalls dem tatsächlichen Aufführen einer Rede beschäftigen.¹²⁷ Die Frage nach der Überzeugungsfunktion, die wie Perelmann betont, Rhetorik und Argumentieren überhaupt erst notwendig machen,¹²⁸ bleibt auch angesichts der Belehrung, die Agricola als grundlegendes Motiv der Dialektik anführt, erhalten.

Agricolas Vorrangstellung des *Docere* macht einen wichtigen Unterschied im Vergleich zu Ciceros „Überwältigungsrhetorik“¹²⁹ aus. Hier ist das rhetorische *Movere* allein, ohne das vorgeschaltete *Docere*, ausschlaggebend: „Derjenige Redner, der die Gefühle seiner Zuhörer vollkommen im Griff hat, kann das Publikum in jede beliebige Richtung lenken, [...] und er kann jedes Ziel erreichen, das ihm beliebt.“¹³⁰ Im Hinblick auf das *Movere* erscheinen so eine rationalisierende Vernunft und logische Beweisführungen einer emotionalen Argumentation unterlegen.

In beiden Konzeptionen ist eine intersubjektiv verankerte und durch den Redner manipulierbare Realität wichtig. Agricola macht diesen Zusammenhang anhand des rhetorischen *probabile* explizit und ordnet ihn genauer in die Rhetorikgeschichte ein:

[P]robabile in disserendum non solum id esse, quod revera probabilis est, hoc est, quemadmodum [Aristoteles] inquit, quod vel omnibus videtur, vel plurimis, vel sapientibus ... nobis est probabile, quod apte consentaneque de re proposita dicetur.¹³¹

Für Agricola ist alles das *probabile*, über das sich angemessen und widerspruchsfrei reden lässt. Er nimmt hier Bezug auf die Definition von *Endoxa* von Aristoteles,¹³² die in den

schen (und in der Polemik scholastischen) logischen Verschränkungen. Vgl. Risse, Vorwort, S. 8*; sowie Wels, Volkhard. Humanistische Ars.

lateinischen Übersetzungen als *Probabilia* wiedergegeben werden.¹³³ Es zeigt sich allerdings eine leichte Verschiebung bezüglich der Intension der Begriffe: *Endoxa* lässt sich, wie bereits ausgeführt, mit „anerkannte Meinung“ wiedergeben,¹³⁴ und bezieht sich auf die Herkunft dieser *Endoxa*, bzw. auf die Quelle ihrer Glaubwürdigkeit. *Probabilia* hingegen, als „Dinge, denen man zustimmen kann“ legen den Schwerpunkt auf die Auswirkung einer solchen Argumentation.

Auch Agricolas *Probabilia* entsprechen nur noch am Rande der sozialen Verankerung, die Aristoteles betont, und zielen eher auf Sprache und auf durch sprachliche Mechanismen vermittelte Wahrheit hin.¹³⁵ *Probabilis* ist auch das, was sich durch den Redner solchermaßen

¹²⁵ Agricola, *De inventione*, I,3; S. 30. Auch bei Valla erscheint diese *Ars* als *res brevis prorsus et facilis*, gewissermaßen als „child's play“ (vgl. Monfasani, Valla and Agricola, S. 183). Wels zeichnet hier nach, dass sich ähnliche Konzeptionen in konkret didaktischen Umsetzungen finden, so z. B. in der württembergischen Schulordnung von 1559 (vgl. Wels, Volkhart. *Humanistische Ars*).

¹²⁶ Vgl. dazu den wissenschaftsgeschichtlichen Exkurs in II, 25, ferner: Mundt, Lothar. Einleitung. In: Agricola, Rudolf. *De inventione dialectica in libri tres*. Drei Bücher über die *Inventio dialectica*. Auf der Grundlage der Edition von Alardus von Amsterdam (1539) kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Lothar Mundt. Tübingen, Niemeyer: 1992; S. XIII-XXVII; hier S. XIV.

¹²⁷ Vgl. dazu: Mundt, Vorwort, S. XV.

¹²⁸ Vgl. Perelman, Chaim, L. Olbrechts-Tyteca. *The New Rhetoric. A Treatise on Argumentation*. Notre Dame/London: University of Notre Dame Press: 1969; S. 1.

¹²⁹ So die Bezeichnung bei Bornscheuer, Topik, S. 78 ff.

¹³⁰ Vickers, Brian, unter Mitarbeit von Sabine Köllmann. *Mächtige Worte – Antike Rhetorik und europäische Literatur*. Berlin, LIT: 2008; S. 93. In *De oratore* wird dieser Gedanke von der Figur des Antonius formuliert: [P]lura enim multo homines iudicant odio aut amore aut cupiditate aut iuracundia aut dolore aut laetitia aut spe aut timore aut errore aut aliqua permotione mentis quam veritate aut praescriptio aut iuris norma aliqua aut iudici formula aut legibus (Cicero, *de oratore*, II, 178; S. 316): Die Menschen treffen ihre Entscheidungen vielmehr aufgrund von irgendwelchen Gefühlsregungen, wie Hass oder Liebe, Begierde oder Zorn, oder auch aufgrund von Irrtümern und Missverständnissen, und weniger aufgrund von Wahrheit, Vorschriften, Rechtsnormen, Verfahrensregeln oder Gesetzen.

¹³¹ Agricola, *De inventione*, II, 2; S. 210.

¹³² Vgl. Aristoteles, *Topika*, I, 1, 7.

¹³³ So z. B. in der von mir zitierten Ausgabe Paris 1848, S. 172: Griechisch „Ἐνδοξα δὲ τὰ δοκουντα πασιν ἢ τοῖς πλείστοις ἢ τοῖς σοφοῖς, καὶ τοῦτοις ἢ πασιν ἢ τοῖς πλείστοις ἢ τοῖς μάλιστα γνωρίμοις καὶ ἐνδόξοις.“ entspricht lateinisch: „*Probabilia* autem sunt, quae videntur omnibus, aut plurimis, aut doctis; et horum aut omnibus, aut plurimis, aut celeberrimis et clarissimis.“ [Hervorhebung J. S.]

¹³⁴ Vgl. dazu auch die Anmerkungen von Wagner und Rapp: Aristoteles, *Topik*, S. 268f. Eine etwas genauere und klobige Übersetzung wäre „etwas, das im öffentlichen Denken verankert ist“. Der Begriff des „*sensus communis*“, der sich bei Cicero findet, hat eine etwas andere Gewichtung. Der Begriff wird in der römischen Antike nicht streng im Sinn einer Beweislogik, sondern „in verschiedenen Verwendungszusammenhängen zur Beschreibung überindividueller Wahrnehmungen, Gefühle, Gedanken und Ideen verwendet.“ In diesem Sinne nennt ihn Cicero neben anderen Konstanten als Basis für sittliche Lebensführung (vgl. *De Oratore*, II, 68) und betont, dass es ein großer Fehler ist, innerhalb einer Rede dagegen zu verstoßen („[...] in dicendo autem vitium vel maximum sit [...] a consuetudine communis sensus abhorrere“, *De Oratore* I, 12). Vgl. dazu Neumann, *Sensus communis*, Sp. 842f.

¹³⁵ Im Kontext der juristischen Rhetorik hält sich diese Definition der „wahrscheinlichen Wahrheit“ (Schröder, *Topik und Jurisprudenz*, S. 39) noch bis ins späte 17. Jahrhundert: Sachverhalte, die in der *Communis Opinio* verankert sind, erhalten dadurch eine gewisse Autorität, dass ihr Gelehrte usw. zustimmen. Erst in der Frühaufklärung wird dieses Konzept explizit kritisiert, wenn z. B. Christian Thomasius mit Rückgriff auf die aristotelische Formulierung schreibt: „Hiernächst must du auch dieses nicht einmahl ohne Unterscheid für wahrscheinlich halten / was von den meisten oder den weisesten / klügsten und gelehrtesten für waar ausgegeben wird.“ (Thomasius, Christian. Einleitung zu der Vernunft-Lehre [...] Halle, bei Christoph Salfelden: 1691 [Reprint Hildesheim, Olms: 1968], I, 99; S. 48; zu Thomasius vgl. eingehender Kap. 8.3).

als Ergebnis seiner Rede darstellen lässt. Agricola verwischt so die Grenze zwischen Ansichten, die einer Rede vorausgehen (und auf denen die Rede in ihrer Argumentation aufbaut) und solchen, die von ihr erzeugt werden. Dies ist nicht in dem Sinne zu verstehen, dass eine Rede nicht mehr auf im kollektiven Sinnhorizont verankerte Ansichten zurückgreift. Es ist eher so, dass Agricola das Zusammenspiel von Aussagen und sozialer Realität erkennt und ausformuliert. In der aristotelischen Konzeption der rhetorischen Syllogismen sind diese systemischen Kopplungen noch nicht vorgesehen, da seine *Endoxa* sehr viel stärker als statische Konstrukte angelegt sind.

Im Hinblick auf die Hexenliteratur sind diese Konzepte von großer Bedeutung. Durch die Publikation von dämonologischen Schriften und der Multiplikation der vertretenen Ansichten durch weitere Traktate, Predigten, hoheitliche Erlasse etc. wird die soziale Realität in hohem Maße beeinflusst und eben diese veränderte Realität fließt wieder in die Produktion neuer Schriften ein, so dass sich die dämonologische Literaturproduktion als Kette, bzw. als selbstpropellierender, selbstreferenter Prozess darstellen lässt. Ein eindruckliches Beispiel hierfür ist der Prozess der Familie Pappenheimer, der 1600 in Bayern stattfand und, als Abschreckung konzipiert und daher mit exemplarischer Härte durchgeführt, in außerordentlich grausamen Hinrichtungen aller Beteiligten endete.¹³⁶ Als fachliche Autorität in diesem Prozess fungierte der prominente Dämonologe Martin Delrio, dessen *Disquisitionum Magicarum Libri Sex* einen starken Einfluss auf die Richter hatten. In einem Schreiben an Delrio berichtet der Jesuit Kaspar Rhey über diesen Prozess und betont dabei, dass der Richter Delrios Text besitzt und ausführlich gelesen habe.¹³⁷ Der Prozessablauf, den Delrio mit seiner Publikation somit nicht unwesentlich gesteuert hat, findet als Exempel wiederum Eingang in die nächste Auflage seines Textes:

[S]cripsit ad me ex nostris, vir fide dign[e], Gaspar Rhey An. 1600. in haec verba: Hic Monachii 27 Noue[m]b. Mater filiaque duo viri puerque doudennis [...] atrociprorsus supplicio affecti fueru[n]t. [...] vis verbo dicam, quicquid scelerunt in libris, quos de magia inscribis, admiserunt isti. Hoc ex ore Iudicis iurati: qui in veneficos hosce & quaestionib. egit, & illos (libros inquam tuos, ac diligetissime, perlegit) praesens audiui. Itaque sexies vrbem intra vsti sunt ferro ac laminis, extra perfractis ante brachiis à rota in rogo vstulati sunt viui.¹³⁸

¹³⁶ Eine gründliche Darstellung des Prozesses findet sich in: Kunze, Michael. Der Prozeß Pappenheimer. Ebelsbach, Rolf Gremer: 1981.

¹³⁷ Vgl. dazu Kunze, Der Prozeß Pappenheimer, S. 188.

¹³⁸ Delrio, Martin. *Disquisitionum Magicarum*; V, 16; S. 772. Eine Übersetzung dieser Passage bietet Duhr, Bernhard. Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen. Köln, J. P. Bachem: 1900, hier S. 43: „Am 27. November sind hier zu München eine Mutter mit ihrer Tochter, zwei Männer und ein zwölfjähriger Knabe auf entsetzliche Weise hingerichtet worden. Was es nur immer an Verbrechen giebt in deinem Buche über die Zauberei, das haben diese verübt. Das habe ich selbst aus dem Munde des geschworenen Richters gehört, der gegen diese Zauberer die Untersuchung geführt und deine Bücher sehr sorgfältig gelesen hat.“

Diese Geschichte soll als Exempel belegen, dass die Taten der Hexen oft wunderbar und erschreckend erscheinen, aber dennoch wahr sind. Hier ist die Rückkopplung der Informationsschleife extrem kurz und plastisch darstellbar: Delrios Text beeinflusst den Ablauf eines Prozesses, die Reaktion darauf findet Eingang in die nächste Auflage. Sie ist damit exemplarisch für die Selbststeuerung der Textproduktion im dämonologischen Diskurs: Die Texte schaffen eine soziale Realität, die wiederum verstärkend (hier z. B. als auf *Evidentia* beruhendem Exempel) auf sie selbst zurückwirkt, so dass sich der Diskurs aus sich selbst speisen kann.¹³⁹

Eine anhand der *Loci* zügig durchführbare Invention soll die Rede vor Beliebigkeit schützen und absichern, dass der Sachbezug der Rede ausreicht. Um dies zu erreichen, müssen die Begriffe durch das Feld der Topoi geführt werden, mit dem Ziel einer möglichst vollständigen Prädikation. Das Ziel ist hier keine logische, sondern eine psychologische Begründung der Wahrheit.¹⁴⁰ Im Anschluss an Valla kommt Agricola mit seinen Topoi so in den Bereich eines topischen „Substantialismus“,¹⁴¹ da die Prädikate hier als wirkliche Teile des Subjekts aufgefasst werden: „[...] omnia, quae vel pro re quaque vel contra dicuntur, cohaerere et [est] cum ea quadam (ut ita dicam) naturae societate coniuncta.“¹⁴² Alles, was für oder gegen eine Sache gesagt werden kann, hängt zusammen, und ist mit der Sache durch eine gewisse natürliche Gemeinschaft verbunden. Agricola sieht seine Dialektik also nicht als rein manipulativ, sondern er geht von einer Verbundenheit von Begriff und Sache aus. Sofern eine Aussage vom sprachlichen System produziert werden kann, und korrekt durch das Feld der Topoi geführt und attribuiert ist, ist sie kohärent mit anderen möglichen Aussagen, und durch die präsupponierte Kopplung von Sprache und Wirklichkeit auch analog zur Realität. Es ist somit möglich, „die Einzelheit, das Einzelding und am Ende auch so etwas wie eine Vorform von Empirie als Konsequenz von topischer Theorie zu sehen.“¹⁴³

Dieser Substantialismus der Topik lässt sich gerade im Kontrast zu Aristoteles' Kategorien genauer darstellen. „Die These der aristotelischen Kategorienschrift ist, daß sich jeder unverbundene Ausdruck auf eine oder mehrere Entitäten bezieht, die zu einer der zehn folgen-

Weiter: Demnach wurden sie innerhalb der Stadt sechs Mal mit Eisen gebrandmarkt, vor der Stadt wurden ihnen von einem Rad die Arme gebrochen, bevor sie lebend auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Vgl. zu dieser engen Informationsschleife auch Rummel/ Voltmer. *Hexen und Hexenverfolgung*; S. 93f.

¹³⁹ Im Hinblick auf die sehr komplexen soziohistorischen Hintergründe ist diese Aussage selbstverständlich zu relativieren. Hier sind auch diskursexterne Faktoren in vielerlei Hinsicht ausschlaggebend. In Grundzügen, mit einer entsprechend vereinfachten Darstellung der Kommunikationssituation, zeichnen sich hier jedoch die Mechanismen eines selbstreferentes Kommunikationssystem ab, das auf die Umwelt zwar reagiert, dabei jedoch nur noch seiner inhärenten Logik folgen muss, vgl. dazu Kap. 2. 1.

¹⁴⁰ Vgl. Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, S. 14.

¹⁴¹ Vgl. ebda., S. 12.

¹⁴² Agricola, *De inventione*, I,2; S. 18.

¹⁴³ Schmidt-Biggemann. *Topica universalis*; S. 12.

den Klassen gehört: Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Zustand, Handeln und Leiden.¹⁴⁴ Dieser Katalog von Kategorien ist bei Aristoteles sowohl im Sinne einer grammatikalischen Logik wie auch als Metaphysik zu betrachten,¹⁴⁵ bei Agricola gerät sie zum Sitz von Argumenten. Dabei übernimmt er zunächst den metaphysischen Aspekt, den Aristoteles seinen Kategorien im Sinne einer logischen Untersuchung beimisst, für seine *Loci*, indem er sie in die Dinge selbst legt:

Inest tamen omnibus (tametsi suis quaeque discreta sunt notis) communis quaedam habitudo, et cuncta ad naturae tendunt similitudinem, ut quod est omnibus substantia quaedam sua, omnia ex aliquibus oriuntur causis, omnia aliquid efficiunt.¹⁴⁶

Obwohl sich alle Dinge voneinander durch Merkmale unterscheiden, haften doch allen eine bestimmte gemeinsame äußere Gestalt an, und alle haben die Tendenz zu einer Ähnlichkeit ihres Wesens, so dass alle ihre bestimmte Substanz haben, alle aus irgendwelchen Ursachen hervorgehen, alle irgend etwas bewirken. Diese Passage entspricht noch der Intention der aristotelischen Kategorienschrift. Gleich darauffolgend im Text zeigt sich jedoch die Inanspruchnahme dieser sprachlogischen Analyse für eine rhetorische Argumentationsstrategie:

Haec igitur communia, quia perinde ut quicquid dici ulla de re potest, ita argumenta omnia inter se continent, idcirco locos vocaverunt, quod in eis velut receptu et thesauro quodam, omnia faciendae fidei instrumenta sint reposita. Non ergo aliud est locus, quam communis quaedam rei nota, cuius admonitu, quid in quaeque re probabile sit, potest inveniri.¹⁴⁷

Diese Gemeinsamkeiten werden, da sie in sich alles enthalten, was über eine Sache gesagt werden kann, und damit auch alle Argumente, *Loci* genannt, da wie in einer Art Zufluchtsort und Schatzkammer alle Instrumente zur Erzeugung von Glaubwürdigkeit (*Fides*) aufbewahrt sind. Nichts anderes ist also ein *Locus* als ein gemeinsames Merkmal einer Sache mit einer anderen, anhand dessen *inveniert* werden kann, was an einer bestimmten Sache *probabilis* ist.

Agricolas *Loci* dienen der *Invention* von Argumenten, sie werden jedoch im Inneren der

¹⁴⁴ Oehler, Klaus. Einleitung. In: Aristoteles. Kategorien. Übersetzt und erläutert von Klaus Oehler. Darmstadt, WBG: 1984; S: 37-119; hier S. 52. Vgl. dazu die Formulierung im Text gemäß dieser Ausgabe: „Von dem, was ohne Verbindung geäußert wird, bezeichnet jedes entweder eine Substanz oder ein Quantitatives oder ein Qualitatives oder ein Relatives oder ein Wo oder ein Wann oder ein Liegen oder ein Haben oder ein Tun oder ein Erleiden“, 4; S. 10.

¹⁴⁵ Vgl. dazu und im Folgenden: Schmidt-Biggemann, Topica universalis, S. 6f.

¹⁴⁶ Agricola, De inventione, I, 2; S. 18.

¹⁴⁷ Agricola, De inventione, I, 2; S. 20.

Dinge verortet. Dieser Beimischung von Metaphysik, die eine Argumentation durch Verwendung dieser *Loci* erfährt,¹⁴⁸ entspricht auch die hier ausgesprochene Zielsetzung: An die Stelle einer metaphysischen Wahrheit tritt der Glaube (*Fides*) an das, was der Redner sagt.¹⁴⁹ „Während Aristoteles die anfechtbare äußere Formulierung, den [*exo logos*], von dem unanfechtbaren [*eso logos*], der gedachten Begrifflichkeit, als dem Träger des Beweises unterscheidet,“ wird bei Agricola durch die sprachliche Fixierung die äußere Sprachform als Träger der Logik/Dialektik verstanden: „Instrumentum autem eius [der Dialektik] est oratio.“¹⁵⁰

Wo Aristoteles von *Logos* spricht, taucht hier der Begriff der *Oratio* auf. Die im christlichen Kontext gegebene theologische Färbung des Logos-Begriffs wird von Agricola gleich zu Beginn seines Werkes auf die *Oratio* übertragen: Die Sprache wurde dem Menschen von Gott gegeben, der Mensch ist zur Vernunft und Wissenschaft befähigt.¹⁵¹ Die Gabe des Sprechens und der Rede¹⁵² steht somit nur dem Menschen zu, und gleichzeitig ist die Rede, als direkt von Gott herstammend, mit den Dingen verbunden, sie wird zum Zeichen der Dinge, zum „signum rerum“. Der hier deutlich mitschwingende Mythos der *Lingua Adamica* wird insofern abgeändert und erweitert, als er sich weniger auf eine bestimmte Einzelsprache wie z. B. Hebräisch oder Aramäisch bezieht, sondern auf Sprache im allgemeinen Sinn. In dieser Sprache ist bei Agricola die Wirklichkeit aufgehoben und kann durch sprachliche Mechanismen erfasst werden. Dies wirkt sich selbstverständlich auf den Begriff der Wahrheit aus:

„[D]er Preis für diese neue Möglichkeit, dialektische Ordnungen [aufgrund der sprachlichen Verfasstheit der Dinge] oberhalb der natürlichen zu institutionalisieren, war hoch. Der Sieg der dialektischen Dispositionsfreiheit wurde mit einem empfindlichen Verlust an metaphysisch sicherer Ordnung erkaufte, vor allem mit dem Verlust des logisch kompetenten Instrumentariums, das die Sicherheit der metaphysischen Erkenntnis garantierte. Die Wahrheit war seit Agricola von der Überzeugung nicht mehr unterscheidbar.“¹⁵³

¹⁴⁸ Dies zeigt sich auch, wenn Agricola in I, 3 (S. 24) die Formulierungen von Fragen über *Loci* den Fragen nach den Dingen selbst gleichsetzt, z. B. die Frage „Ist weiß ein *Accidens* des Menschen“ („*Sitne accidens eius album esse?*“) mit der Frage „Ist der Mensch weiß“ („*Sitne homo albus?*“). Auch wenn formallogisch hier nur geringe Unterschiede auszumachen sind, so zeigt sich auf der Oberfläche durch die Verkürzung der Fragen eine Substantialisierung der *Loci*: „Weiß“ wird nicht mehr explizit als Akzidenz markiert, sondern gerät in die Nähe der Substanz. Eine ähnliche Funktion zeigt sich in der Gleichsetzung der Fragen „Was ist ein Stein“ und „Wie wird ein Stein genannt“, die bei Valla geschehen.

¹⁴⁹ Vgl. hierzu und im Folgenden: Risse, *Die Logik der Neuzeit*, S. 15 – 18.

¹⁵⁰ Agricola, Rudolf. *De inventione dialectica*; II, 12. Zitiert nach: Risse, *Die Logik der Neuzeit*; S. 16.

¹⁵¹ „*rationis doctrinaeque capaci*“ (Agricola, *De inventione*, I,1, S. 8).

¹⁵² „*loquendi atque orationis [...] munus*“ [Hervorhebung J.S.]; ebda.

¹⁵³ Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, 15. Es zeigt sich hier bereits in der Wortwahl, dass der Schritt von dieser Wahrheit als Überzeugung zur rhetorischen Überredung recht klein ist. Positiver formuliert Jardine diesen Sachverhalt: Bei ihr erscheint Agricola als Gründungsvater „[of] the art of discourse or discursive reasoning which made the transition from philosophical dogmatism to discursive probabilism on the threshold of the modern age“ (Jardine, Lisa. *Distinctive discipline. Rudolph Agricola's influence on methodical thinking in the humanities*. In: *Rodolphus Agricola Phrisius, 1444 – 1485. Proceedings of the Internatio-*

Die Bedeutung der Humanistischen Dialektik für den dämonologischen Diskurs des 16. Jhs. besteht dabei nicht in einer direkten und detaillierten Übernahme aller Aspekte. Der hier schrittgebende Text aus dem 15. Jh., der *Malleus Maleficarum* (1487), der in seiner Darstellungs- und Argumentationstechnik ebenfalls topische Züge aufweist, kann allein aus zeitlicher Sicht nicht in diese Tradition eingeordnet werden. Ebenso ist das topische Material, dessen sich der Diskurs bedient, weitaus älter. Agricolas *De inventione* werden hier nicht als präskriptives Lehrbuch einer Dialektik der Dämonologie verstanden, sondern eher als deskriptiver Text, der die Möglichkeiten und Potenz, die der sprachlichen Dialektik im 16. Jh. zugeschrieben werden, genauer fasst. Der Humanistischen Dialektik kommt der Verdienst zu, diese Argumentationsverfahren explizit formuliert und weitreichend institutionalisiert zu haben.¹⁵⁴ Sie spannt einen Horizont an Möglichkeiten sprachlicher Darstellungen auf, vor dem sich der dämonologische Diskurs entfalten konnte. Indem das primäre Vorgehen der *Inventio* an die Topik gekoppelt wird, und indem postuliert wird, dass eine solche Methode auch absichert, dass die Darstellung in ausreichendem Maße tatsächlich die Realität widerspiegeln kann, werden die Produktionsmechanismen der Dämonologien methodologisch fundiert. Gerade das sich aus heutiger Sicht in eklatanter Weise stellende Problem, der fehlende Realitätsbezug des Diskurses, wird so in topischen Mechanismen aufgehoben:

Bei einer topischen Argumentation werden allein wahrscheinliche Argumente verwendet. Kein Argument ist allein schlechterdings schlagend, aber die entfaltete Fülle von imaginierten – und allemal aus semantischer Analogie gewonnenen – Vorstellungen begründet am Ende einen Entschluss in überzeugender Weise.¹⁵⁵

Indem die Humanistische Dialektik diese Argumentationstechnik mit dem stillen Postulat eines topischen Substantialismus versieht, schafft sie die maßgebliche Grundlage, um das Problem der *Experientia*, so es sich denn stellen sollte, zu umgehen. Die im Vorwort der *Dämonomanie* diskutierten Probleme der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten werden so in einem topischen System aufgehoben und können umgangen werden. Dabei überträgt sich die Beweiskraft, die diese Topik innerhalb des theoretisch ausgearbeiteten Systems entfaltet, mit dem Effekt einer faktischen Evidenz auf die soziale Realität des Hexereidelikts, wo sie hilft, Lücken und Probleme eines möglichen *non sequitur* in den Darstellungen für den juristischen Gebrauch funktional zu füllen.

nal Conference at the University of Groningen, 28 – 30 October 1985. Hg. v. F. Akkerman, A. J. Vanderjagt. Leiden, Brill: 1988; S. 38 – 57; hier: S. 45).

¹⁵⁴ Wie weit Agricola im 16. Jh. letztendlich verbreitet war ist in der Forschung nach wie vor umstritten. Dass er jedoch gerade im juristischen Bereich rezipiert wurde, betont z. B. Mundt, Rudolf Agricolas *De inventione dialectica*, hier S. 107f.

¹⁵⁵ Schmidt-Biggemann, Apokalypse und Philologie, S. 241.

So bietet die Humanistische Dialektik beispielsweise einen Ausweg aus dem Problem, dass sich die Taten der Hexen im einzelnen nur schwer belegen lassen.¹⁵⁶ Agricola betont, dass die verschiedenen *Loci* sich nicht nur auf die sinnlich wahrnehmbare Realität beziehen, sondern auch über den Verstand erschlossen werden können.¹⁵⁷ Durch die Kraft des menschlichen Geistes ist es möglich, eine, wenn auch unsichere und zweifelhafte, Gewissheit bzw. Wissenschaft (in der Formulierung Mundts) zu erlangen („...ad tantam rerum investigationem, licet dubiam, licet incertam, ad investigationem tamen potuerit pervenire“).¹⁵⁸

Das Zusammenspiel der *Loci* ermöglicht ein Argumentieren, das „dem verborgenen Innenraum der Dinge und dem Wesen dessen, von dem die Rede ist“, entnommen ist („[...] ex interioribus rerum penetralibus [...] atque è natura eorum“).¹⁵⁹ Dieser Innenraum ist nicht mehr sinnlich erfahrbar. Er kann jedoch anhand der beschriebenen dialektischen Mechanismen erschlossen werden.

7. Die invertierte Hexe

Wie sehr sich die hier geschilderten topischen Mechanismen in die sprachlichen Konstrukte einschreiben, anhand derer die Hexen Gestalt annehmen, lässt sich besonders plastisch an der Darstellungskonvention der „Invertierten Hexe“ nachzeichnen. Das Handeln der Hexe ist, in der Formulierung Muchembleds, „exactement la projection à l'envers de la religion chrétienne“.¹⁶⁰ Clark betont in diesem Zusammenhang die seit Saussure und Derrida diskutierten Funktionen von Sprache: Angesichts von „unstable meanings“, die sich in der Sprache ergeben, erscheint die Inversion als notwendige Setzung eines konträren Signifikan-

¹⁵⁶ Vgl. dazu Kap. 2.

¹⁵⁷ Dies geschieht am Beispiel des *Locus* der *Adiacentia*: „[O]mnia, quia adiacent rebus, aut sensibus comprehenduntur, aut cognoscuntur intellectu“; Agricola, *De inventione*, I, 11; S. 68.

¹⁵⁸ Ebda, S. 70.

¹⁵⁹ Agricola, *De inventione*, I, 12; S. 80; vgl. dazu die Übersetzung von Mundt, ebda. S. 81.

¹⁶⁰ Muchembled, Robert. *Sorcières du Cambésis. L'acculturation du monde rural aux XVI^e et XVII^e siècles*. In: Dupont-Bouchat, Marie-Sylvie, Willem Frijhoff, Robert Muchembled. *Prophètes et sorciers dans les Pays-Bas XVI^e-XVII^e siècle*. Hachette: 1978; S. 155-261; hier S. 191. Gemäß Muchembled sei diese Darstellungskonvention ein Konstrukt der Akkulturation, der versuchten Zivilisierung und Umerziehung der Landbevölkerung durch die weltlichen und theologischen Eliten auch im Kontext der Gegenreformation, und beruhe, da sie schnell zur Hand ist, letzten Endes auf ökonomischen Prinzipien (vgl. dazu auch Muchembled, Robert. *Lay Judges and the Acculturation of the Masses (France and the Southern Low Countries, Sixteenth to Eighteenth Centuries*. In: *Religion and Society in Early Modern Europe*. Hg. v. Kaspar von Greyerz. London, George Allen & Unwin: 1984; S. 56-65). Problematisch erscheint dabei jedoch die These der Akkulturation selbst. So führt z. B. Wirth aus, dass diese Hypothese auf einer starken Überbetonung der Differenzen zwischen de postulierten Volks- und Elitenkulturen besteht und stets voraussetzt, dass die Volkskultur in diesem Vergleich unterentwickelt erscheint. Vgl. Wirth, Jean. *Against the Acculturation Thesis*. In: *Religion and Society in Early Modern Europe*. Hg. v. Kaspar von Greyerz. London, George Allen & Unwin: 1984; S. 66-78, insbesondere S. 76f. Vgl. für einen Überblick über diese Debatte auch die Einleitung von Kaspar von Greyerz im selben Band, S. 1-14; sowie Clark, *Thinking with Demons*, S. 508-525.

ten.¹⁶¹ Diese Hypothese wird untermauert durch den Verweis auf die hohe Produktivität, die diese Figur in vielen Bereichen frühneuzeitlicher Alltagskultur zeigt.¹⁶² Die Dämonologien bewegen sich innerhalb eines Sprachspiels, das sich aus den bekannten christologischen binären Schematismen sowie aus sprachlogischen Mechanismen speist:

What it made sense for demonologists to say depended partly on traditional metaphysical notions about the logical shape and moral economy of the world and partly on shared linguistic patterns for describing its most disturbing aspects.¹⁶³

Es stellt sich hierbei jedoch die Frage, ob eine Analyse dieser „shared linguistic patterns“ notwendigerweise auf der Abstraktionsebene einer (post-)strukturalistischen Sprachtheorie verbleiben muss. Ein solcher Ansatz läuft Gefahr, die spezifischen literarischen und geistesgeschichtlichen Gegebenheiten der Frühen Neuzeit zu übergehen, die angesichts der zeitlichen Eingrenzung der Wissenschaft von den Hexen eine zentrale Rolle spielen müssten. Vielversprechender erscheint daher der Versuch, das Phänomen der Inversion auf dialektische Mechanismen zurückzuführen.

Die Hexe ist als Gegenpol und Bedrohung der Schöpfung der natürlichen und theologischen Ordnung entgegengesetzt. Obwohl sie damit außerhalb dieser Ordnung steht, ist sie dennoch durch eine binäre Kodierung geprägt, die die Vorstellungen bis hin zur heutigen Zeit prägt, und wird so in einem engen Korsett an Verhaltensmustern dargestellt, und damit, gewissermaßen *ex negativo*, wieder in die göttliche Ordnung der Schöpfung eingebunden.

Für Strukturen wie im Modell der strengen Gefolgschaft, die das Verhältnis von Hexe und Teufel prägt, findet sich bei Agricola der *Locus* der *Kyria* als Untergruppe zur *Causa efficiens*.¹⁶⁴ Im Krieg hat z. B. der Fürst oder die *Civitas* die beherrschende Stellung und damit die Rolle der *Causa efficiens* inne, ein Soldat gehorcht und dient. Diese Darstellung orientiert sich dabei an den Idealen einer christlichen Lehnsstruktur,¹⁶⁵ in der *Dämonomanie* werden sogar Strafen erwähnt, die fällig werden, wenn die notwendigen Leistungen seitens der Hexen nicht erbracht werden (also ein notwendiges Quantum an bösen Taten).¹⁶⁶ In dieser starren Struktur wird die Börsartigkeit der Hexen zu einem *Nativum*, einem permanenten *Adiacens*.¹⁶⁷ Es kann daher keine guten Handlungen von Hexen geben: Die permanenten Eigenschaften

¹⁶¹ Vgl. dazu Clark, *Thinking with demons*, S. 134-147.

¹⁶² So z. B. im Karneval, verstanden als „Verkehrte Welt“, vgl. dazu Clark, *Inversion*, S. 101f. sowie 125.

¹⁶³ Clark, *Inversion*, S. 127.

¹⁶⁴ Vgl. Agricola, *De inventione*, I, 14; S. 92.

¹⁶⁵ Vgl. dazu Wilkin, *Women, Imagination and the Search for Truth*, S. 88-98.

¹⁶⁶ Eine Hexe hat „kein Rhu/ wann sie nicht jemens tödte/ oder etwas arges anstiffte“ (F 1591, S. 109), als mögliche Strafe werden Schläge auf die Fußsohlen erwähnt.

¹⁶⁷ Vgl. Agricola, *De inventione*, I, 11; S. 70f.

(*nativa adicentia*) von Bosheit, die über die topische Logik dazu neigen, ihre Handlungen (*Actus*) zu determinieren, bedingen, dass auch vermeintlich gute Taten im größeren Rahmen stets negative Auswirkungen zeitigen.¹⁶⁸

Der letzte Grund, auf den sich die Welt zurückführen lässt, ist auch bei Agricola der Schöpfergott, der nicht wollte, das irgendein Ding in der Welt inaktiv und daher ohne Nutzen ist, sondern alles sollte wie im Haus eines klugen Hausvaters seinen Beitrag zum Schöpfungsganzen leisten.¹⁶⁹ So basiert auch das Handeln der Hexen in letzter Konsequenz auf der Zulassung Gottes, der *Permissio dei*, was jedoch nicht zur Entschuldigung herangezogen werden kann.¹⁷⁰ In diesem Zusammenhang ist das Problem aufgehoben, das sich angesichts einer derart gesteuerten Hexe im Hinblick auf den Tatbestand der Vorsätzlichkeit stellt, der den Kernbereich der Hexendefinition der *Dämonomanie* darstellt.¹⁷¹ Die Tatsache, dass Gott dieses Verbrechen zulässt, kann angesichts der gefallenen Natur nicht als Unschuldsbeweis der jeweiligen Akteure herangezogen werden.

Da alles bestrebt ist, gemäß seiner *Adiacentia* etwas ihm Ähnliches zu erzeugen,¹⁷² und da sich aus den *Adiacentia* das Handeln, die *Actus* ergeben,¹⁷³ setzt sich diese Logik der *Kyria* bis in die Details der Handlungen der Hexen fort. Ein fester Ort, um diese Bräuche zu schildern, sind die Darstellungen der rituellen Treffen der Hexen, des sogenannten Sabbats. Da die Teilnahme an diesen Treffen Bestandteil des elaborierten Deliktverständnisses ist, hat sich im dämonologischen Diskurs hat sich zur Entstehungszeit der *Dämonomanie* bereits ein relativ fester Katalog an Topoi etabliert, der in den Dämonologien allgemein größtenteils gleichförmig repetiert wird.¹⁷⁴ Immer wiederkehrende Topoi sind dabei die Ausfahrt der

¹⁶⁸ In diesem Sinne verwirft die *Dämonomanie* gleich zu Beginn magische Heilungen, indem sie klarstellt, dass jeder, der sich bewusst magischer Mittel zur Heilung bedient, selbst als Magier bzw. als Hexe zu bezeichnen ist (vgl. F 1591, S. [1]).

¹⁶⁹ „Neque enim autor ille rerum segne quicuqam aut sine usu esse voluit, sed tamquam in prudentis patrisfamilias domo, cuncta ut essent in officio, effecit.“; Agricola, *De inventione*, I, 11; S. 72.

¹⁷⁰ In der *Dämonomanie* taucht das Beispiel eines Straßenräubers auf: Auch wenn dieser einen bösen Menschen tötet, muss er dennoch bestraft werden; vgl. F 1591, S. 5. Auf den folgenden Seiten setzt sich der Text eingehender mit der Überlegung auseinander, ob angesichts des Hexereiverbrechens davon ausgegangen werden kann, dass Gott Böses schaffe (was verneint wird).

¹⁷¹ „Ein Zauberer/ Hex oder Hexenmeister ist/ der fürsetzlich vnd wissentlich durch Teiffelische Mittel sich bemühet vnd vnderstehet sein fürnehmen hinauß zutringen/ oder etwas dadurch zu bekommen vnd zugelingen“ (F 1591, S. 1).

¹⁷² „Iam cuncta aliquid gignere simile nituntur“, Agricola, *De inventione*, I, 11; S. 72.

¹⁷³ „Ab adiacentibus oriuntur actus“, Agricola, *De inventione*, I, 12; S. 76.

¹⁷⁴ Die *Dämonomanie* beschäftigt sich z. B. im Kapitel II, 4 mit dem Hexensabbat, vgl. dazu in dieser Arbeit Kap. 11. 1. Einen Überblick auch im Hinblick auf die Inversionen bietet Roper, *Witch Craze*, 104-123. Grundlegende Untersuchungen zur Herkunft und Verbreitung der mythologischen Motive in den Sabbat-Darstellungen und ihrer Verarbeitung in den Dämonologien wurden von Carlo Ginzburg geleistet. Vgl. z. B. (mit weiteren Literaturhinweisen) Ginzburg, Carlo. *Deciphering the Sabbath*. In: *Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries*. Hg. von Bengt Ankarloo und Gustav Henningsen. Oxford, Clarendon Press: 1990; S. 121-137. Vgl. dazu auch die Kritik an dieser Herangehensweise in: Muchembled, Robert. *Satanic Myth and Cultural Reality*. In: ebda, S. 139-160; hier insbesondere S. 139-142.

Hexen in verschiedenen Formen (ggf. mit der Darstellung der Strategien, um den schlafenden Ehemann nicht zu wecken), der tatsächliche (oder eingebildete) Flug zu den Treffen, das Festbankett, der Tanz der Hexen sowie die Verehrung Satans in verschiedenen Manifestationen und durch verschiedene Rituale, häufig mit der Schilderung des Analkusses als Ehrenbezeugung der Hexen, sowie der rituelle Geschlechtsverkehr zwischen Hexen und den Dämonen.

Aus diesem Bündel an Merkmalen soll hier der Tanz der Hexen genauer betrachtet werden, da sich hier die invertierten Aspekte in besonderem Maße nachweisen lassen. Gemäß der *Dämonomanie* pflegen Hexen

allweil sie dantzen/ zusagen/ Har/ Har/ Teuffel/ Teuffel/ spring hie/ spring da/ hupff hie/ hupff dort/ Spil hie/ Spil da. Etliche aber ruffen Sabbath/ Sabbath: welchs so vil bedeut als ein Fest und Tag der Rhu. Heben darbey die Händ und Kehrbäsem [sic] in die höhe/ Erstlich zur Anzeig irer grossen Freud und Genüge/ und daß sie dem Teuffel von Herzen dienen unnd ihn mit lust anruffen: unnd darnach/ daß sie darmit die Anrufung/ die Gott gezimmet/ nachspilen. (F 1591, S. 110)¹⁷⁵

Die antisemitischen Untertöne, die im Begriff „Sabbat“ mitschwingen,¹⁷⁶ werden in dieser Darstellung stark reduziert.¹⁷⁷ Dies lässt Raum zu einer funktionalen Interpretation des Begriffes: Der Sabbat wird neutral als religiöser Fest- und Ruhetag erklärt und bietet im Sinne einer Akkomodation des Phänomens Parallelen zum christlichen Sonntag. Dieser Ruhetag wird durch den Tanz der Hexen zu einem wilden und zügellosen Fest verkehrt. Der Tanz invertiert damit religiöse Rituale, die Andacht, die Gott „gezimmet“, richtet sich bei den Hexen an den Teufel.¹⁷⁸

Ich möchte diesen Bereich der Inversion für eine vorläufige Unterscheidung „makro-

¹⁷⁵ Dieser Ruf („Har/ Har“) findet sich auch in der französischen Ausgabe, vgl. B, pag. 88r. Die Darstellung wurde auch in die *Magia* (1628) von Bernhard Albrecht übernommen, der sich in vielen Details zum Sabbat auf die *Dämonomanie* stützt: „Sie haben auch im brauch/ alldieweil sie tanzen/ daß sie zusammen singen. Har har/ Teuffel Teuffel/ springe hie springe da/ hüpf hie hüpf dort/ spiele hie/ spiele da: Etliche aber ruffen/ Sabbath Sabbath/ welches so viel heißt/ als ein Ruhe oder Feyertag: Heben darbey die Hende und Besem [!] in die höhe/ zur anzeigung iher grossen frewd/ und daß sie willig vnd geneigt seyn/ dem Teuffel zu dienen/ ihn zu ehren vnd anzubeten.“ (Albrecht, Bernhard. *Magia* [...] Leipzig, bei Johann Albrecht Mintzeln: 1628; hier S. 196.) Interessant ist an dieser Rezeption, dass die Ausdeutung des Sabbat-Begriffes, der in der *Dämonomanie* dezidiert nicht als antisemitischer Verweis konstruiert ist, hier in ein Werk mit übernommen wurde, das ansonsten stark antisemitisch (wie auch antikatholisch) geprägt ist.

¹⁷⁶ Vgl. dazu exemplarisch Behringer, Kulturgeschichte des Klimas, S. 173f. Wie auch die alternative Bezeichnung „Synagoge“ zeigt, werden Elemente aus dem antisemitischen Diskurs in die Hexenlehren übernommen.

¹⁷⁷ Wie sich auch in den Vergleichen zwischen der deutschen und französischen Version zeigt, fehlen bei Bodin derartige antisemitische Untertöne komplett (dies ist durchaus ein Alleinstellungsmerkmal der *Dämonomanie*). Sie werden jedoch in der deutschen Version an verschiedenen Stellen ergänzt.

¹⁷⁸ Konsequenterweise deutet Fischart in einer selbst verfassten Marginalie auch den Ruf „Har Har“ (bzw. „Hur Hur“) als Inversion: Er ist nichts anderes als das Wort „Ruh“, nur eben rückwärts (vgl. F 1591, S. 156), und damit sowohl auf der Ausdrucks- wie auch auf der Inhaltsseite invertiert.

strukturelle Inversion“ nennen. Unter diesem Begriff fasse ich die invertierten Elemente zusammen, die größere Strukturen umfassen und eine gewisse kausale Logik erkennen lassen. Im genannten Beispiel werden Elemente der christlichen (bzw. jüdischen) Andacht zu einem Teufelskult umgedeutet und markieren so im Sinne des *Kyria*-Konzeptes die allgemeine Inversion der Teufelsgefolgschaft. Im weiteren Sinne zeigt sich die makrostrukturelle Inversion darin, dass alles Handeln der Hexe eine Umkehrung einer fruchtbaren, gottesfürchtigen und reproduktiven Gesellschaft ist.¹⁷⁹ Fischart zählt hier die üblichen topischen Versatzstücke auf: Hexen rufen Unwetter hervor und bedrohen damit die Ernte (vgl. F 1591, S. 85f.), sie bewirken Krankheiten bei Mensch (F 1591, S. 262) und Vieh (F 1591, S. 139) und durch das sogenannte „Nestelknüpfen“, also das Verknoten von Schnüren oder ähnlichem (oder schlicht das Überkreuzen von Fingern) z. B. bei Hochzeiten, werden Paare unfruchtbar gemacht (F 1591, S. 74f.) usw. Die den Hexen zugeschriebene Form der Sexualität, der Geschlechtsverkehr mit Dämonen oder dem Teufel, führt entweder zu keinem Nachwuchs, oder zu den sogenannten Wechselbälgern, die von Anfang an dem Teufel verfallen sind (F 1591, S. 4).¹⁸⁰ Diese Liste ließe ich noch lang fortführen.

Davon unterschieden wird die „mikrostrukturelle Inversion“. Dieser Begriff umfasst die „kleineren“ Charakteristika, die Details in der Hexendarstellung, die sich nicht mehr durch eine kausale Verbindung motivieren lassen: Hexen rühren beim Wettermachen links herum im Kessel, die linke Hand wird zur Begrüßung verwendet, man erweist dem Teufel per Analkuss seine Reverenz, in der bildenden Kunst sitzt die Hexe zumeist rückwärts auf ihrem Reittier.¹⁸¹

Auch die Darstellungen des Hexentanzes weisen Elemente dieser Strukturierung auf: Der Tanz um das Feuer wird so gestaltet, dass man dabei „das Angesicht auß dem Reyen“ (F 1591, S. 104) kehrt. Man tanzt also im Kreis, dreht dem Feuer jedoch den Rücken zu. Und auch wenn man paarweise tanzt, geschieht dies konsequent „Rucken an Rucken“ (F 1591, S. 104). Ein eindrückliches Beispiel findet sich auch bei Nicolas Rémy, in der *Daemonolatria*, wenn er (nach einer ausführlichen Darstellung des invertierten Tanzes) schildert, wie sich die Dämonen anbeten lassen:

¹⁷⁹ Vgl. dazu auch Roper, *Witch Craze*, S. 127-159.

¹⁸⁰ Vgl. zu diesem Motiv in der *Dämonomanie* Kap. 15. 3.

¹⁸¹ Zu dieser mikrostrukturellen Inversion lassen sich auch in der Gegenwart problemlos eine Vielzahl von Beispielen aus verschiedenen kulturellen Kontexten anführen, z. B. das Phänomen der „backward messages“ auf den Alben verschiedener Musikgruppen, die sich dadurch einen dämonischen Anstrich verleihen, oder auch in einer mir letzters zugetragenen einprägsamen Geschichte: Hier pflegt die Großmutter einer Bekannten, ihre Strümpfe auf links zu tragen, da dies vor Fußpilz schütze. Eine logische Motivation lässt sich hier beim besten Willen nicht mehr finden, vermutlich hat sich hier die Inversion verselbständigt, und soll nun als übersinnliches Mittel, das schnell zur Hand ist, gegen eine ansonsten schwer kontrollier- und einsehbar Krankheit schützen.

Folgende weiß/ damit sie ihn bepflegen anzubeten/ ist bey ihnen am bräuchlichsten: erstlich fallen sie nied' auff ihre Knie. Darnach legen sie die Händde auswendig zusammen [...] jedoch auff dem Rucke/ und verkehrter Weiß/ sie haben den Ruck zu ihm gewand/ bleiben so lang kniend/ biß er selbst zu ihnen sagt/ daß es genugsam sey. So gar befleist sich der böse schnöde Geist/ daß alles verkehrter und verruckter weiß bey ihnen zugehe.¹⁸²

Die *Dämonomanie* schildert das Gebet der Hexen dergestalt, dass sie eine Grube in den Boden graben, in die sie beim Beten den Kopf stecken „vnd vberlaut dem Sathan ruffen: Augenscheinlich damit anzuzeigen/ ir Gebett vnd Anruffen geh nit zu Gott/ sondern zu dem Sathan in den Abgrund“ (F 1591, S. 183).

Die Elemente der makrostrukturellen Ebene sind final, durch den *Locus* des *Finis* geprägt.¹⁸³ Bei der mikrostrukturelle Inversion lässt sich keine kausale Motivation ausmachen. Hexen würden ihre Versammlungsorte auch vorwärts reitend erreichen (vermutlich sogar besser), die Macht des Teufels hängt nicht mit den Körperstellen zusammen, auf die man ihn küsst etc.

Der Grund für diese mikrostrukturelle Inversion in der Darstellung liegt in den Mechanismen topischer Wissensproduktion: Für das dämonologische Schaffen der Frühen Neuzeit stellt die Hexe immer etwas Fremdes dar, das in Verhören erforscht werden muss. Im Sinne einer „Topik als Tiefenstruktur des gesellschaftlichen Diskurses“¹⁸⁴ kann dieses Fremde jedoch nur in bereits bekannten und im Diskurs verankerten Kategorien beschrieben und greifbar gemacht werden. Die bekannte und bewährte Topik zur Beschreibung alltäglicher Phänomene wird dazu umgeformt und restrukturiert zu einer „nicht-habituelle[n] Kombinatorik alltags-sprachlicher „Monaden“¹⁸⁵, in der das Fremde Gestalt annehmen kann. „Salopp formuliert: Es ist alles wie bei uns, nur ganz anders. Präziser formuliert: Es ist die Ähnlichkeit, rhetorisch als *similitudo* zu fassen, die für die Abweichung von der Norm verantwortlich ist.“¹⁸⁶

Diese „Dialektik des Anderen“, die darin besteht, dass das Fremde nichts anderes ist als eine diskursive Setzung mit Mitteln des eigenen,¹⁸⁷ schlägt sich in den Hexendarstellungen in der Form der mikrostrukturellen Inversion nieder.¹⁸⁸ Gerade weil das Hexereiverbrechen als

¹⁸² Rémy, Nicolas: DAEMONOLATRIA, S. 150. Diese Übersetzung orientiert sich sehr eng an der lateinischen Vorlage: „Adorationis etiam modus is innium vulgatissimus a sagis perhibetur: primum in genua procumbere: auersas deinde manus in morem obstantium compondere, sed post terga, atque inuersas tum illu[m] versus porrectas sustinere tantisper, dum satis, superque esse voce significauerit. Ita malus, praeusque distorta, ac peruersa amat omnia“, S. 130 der lateinischen Version.

¹⁸³ Über die zentrale Stellung, die dieser locus in der Argumentation einnimmt, vgl. Agricola, De inventione, I, 15; S. 94: „Finem potissimum esse causarum diximus.“

¹⁸⁴ Vgl. zu dieser Formulierung Neuber, Wolfgang. Fremde Welt, S. 32 sowie Bornscheuer, Topik, S. 20f.

¹⁸⁵ Neuber, Fremde Welt, S. 308.

¹⁸⁶ Neuber, Similitudo und kulturelles Gedächtnis, S. 197.

¹⁸⁷ Neuber, Fremde Welt, S. 307.

¹⁸⁸ Die mikrostrukturelle Inversion ist in diesem Sinne keine Erfindung des 16. Jhs., sondern kann auf eine lange

schwer zu belegendes Vergehen konzipiert ist, das im Verborgenen geschieht, ist man (dies durchaus im Sinne Agricolas) auf dialektische Funktionen angewiesen, um den verborgenen „Innenraum der Dinge“ zu beleuchten.¹⁸⁹ Die Fremdheit der Hexe lässt sich nur darstellen, wenn sich innerhalb dieser Darstellung ein ausreichender Fundus an bekannten Topoi ausmachen lässt.

Dies geschieht auch beim Komplex des Analkusses, der fest zum dämonologischen Inventar gehört. Hier werden die Schilderungen zumeist mit dezidierter Abscheu vorgetragen, die Detailtiefe spricht jedoch für eine gewisse Faszination an der Materie:

Nun ist es dem nicht genug/ daß sie sich vor dem Obersten verneigen/ Item für ihm auf die Knie fallen/ unnd umb die Hüfte umpfangen/ sondern (pfü der grossen Schand) sie werden auch wieder ihren Willen gezwungen das sie ihm müssen auff das Arbloch küssen/ Nemlich wenn er sich zuvor in einen Zottelichten Bock verwandelt hat/ unnd viel stärker reucht und übler stinckt als immer ein Bock im anfang des Frühlings thun vermag.¹⁹⁰

Diese Schilderung weist schon beinahe grobianistische Züge und erinnert an die Zeit, als derartige Analküsse bei Tieren als Ehrenstrafen durchaus im Gebrauch waren.¹⁹¹ Die Funktion dieses Kusses innerhalb der rituellen Handlungen der Hexen ist jedoch die einer Ehrerbietung. Ähnlich wie bei den Darstellungskonventionen frühneuzeitlicher Monstra zeigt sich hier eine „kombinatorische Mobilität der Körperteile“,¹⁹² so dass die Ehrerbietung invertiert am ehrlosesten Körperteil stattfindet. Sowohl der Vorgang selbst als auch die Körperstelle sind hinreichend bekannt, neu ist jedoch die Verbindung von beiden.

Diese aufwändige Darstellung des Fremden bedarf einer Legitimation: „Fremdes wird aber nur zugelassen, ja konstituiert, wo im eigenen kulturellen Kontext ein Bedürfnis nach Alterität vorhanden ist (sei sie nun exotisch, bedrohlich, transzendental oder was auch

Tradition zurückblicken: Zentral für z. B. die Inversion ist hier die Darstellungskonvention des Teufels als „Affè Gottes“, der sich zwar bemüht, die Schöpfung nachzuahmen, dies jedoch immer nur defizitär bewerkstelligen kann (Vgl. dazu Grün, S.: Lexikoneintrag „Affè“. In: Reallexikon für Antike und Christentum. Hg. v. Theodor Klauser. Bd. 1, Stuttgart, Hiersemann: 1950, Sp. 158-160.) Quellen zum Schwerpunkt der Topik auf dem Nachahmungstrieb liefert Hünemörder, Christian. Lexikoneintrag „Affen“ in: Lexikon des Mittelalters. Bd 1, München/Zürich, Artemis: 1980. Sp. 194f. Zu zeitgenössischen Belegen bei Luther vgl. Thesaurus Proverbiorum Medii Aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters. Begründet v. Samuel Singer. Berlin, de Gruyter: 2001; hier Bd. 11, S. 291.

¹⁸⁹ Agricola, De inventione, I, 12; S. 80; vgl. dazu die Übersetzung von Mundt, ebda. S. 81.

¹⁹⁰ Rémy, Daemonolatria, S. 150. Vgl. dazu die lateinische Version, S. 130.

¹⁹¹ So z. B. im burgundischen Recht in der fränkischen Zeit: Hier ist vorgesehen, dass der erappte Dieb eines Jagdhundes neben einer zu zahlenden Geldstrafe als Ehrenstrafe zusätzlich eben diesem Tier das Hinterteil küsst, vgl. Rüping, Grundriss, S. 18.

¹⁹² Locher, Elmar. Topos und Argument. Anmerkungen zur Verknüpfung des Monströsen von Schedels *Weltchronik* zu Gaspar Schotts *Physica Curiosa*. In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Hg. von Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 194-223; hier S. 195.

immer).¹⁹³ Das grundlegende Bedürfnis, die logische Leerstelle einer *Causa efficiens* für die unerklärlichen Ereignisse, durch die die Natur die Gesellschaft der Frühen Neuzeit bedroht, zu füllen, ist wenig verwunderlich: „In einer langen Folge kollektiver seelischer Erschütterungen hat das Abendland die Angst besiegt, indem es einzelne Ängste ‚benannte‘, das heißt identifizierte und sogar produzierte.“¹⁹⁴ Es ist aus dieser Perspektive wenig verwunderlich, dass die Darstellungskonvention der Inversion im dämonologischen Diskurs des 16. Jhs. derart produktiv werden konnte. Hier zeichnet sich in besonders eindrücklichem Maße die topisch-kombinatorische Produktionsästhetik der Hexenfigur ab: Elemente von bekannten und zumeist idealierten Prozessen der normalen Welt (deren Existenz auch der dämonischen Welt unterstellt wird) werden gemäß der Inventionstopik erfragt, identifiziert, und so im Sinne der Humanistischen Dialektik kohärent und umfassend beschrieben. Der zweite Schritt besteht dann in einer Neukombination, um der angenommenen größtmöglichen Fremdheit der Vorgänge, deren Wahrnehmung sich der direkten *Experientia* entzieht, gerecht werden zu können.¹⁹⁵

Die Inversion steht den Dämonologien zur Verfügung, die dahinterstehenden rhetorischen Textmechanismen werden jedoch nicht thematisiert. Eine Erklärung derartiger Phänomene findet selten statt, und wenn, dann anhand einer lebensweltlichen Logik. Fischart zeigt sich verwundert über den verkehrten Tanz der Hexen und bietet eine mögliche Erklärung:

Villeicht auß disem bedencken/damit keins das ander so leichtlich ins Gesicht fasse/ und es erkennen lehrne/ un[d] hernach/ wan[n] eins auß der Gespilschafft von der Oberkeit gefänglich eingezogen und befraget würde/ das andere verrahte und angebe.“ (F 1591, S. 104)

Dieser Erklärungsversuch wird selbst zu einem topischen Versatzstück. So argumentiert in diesem Sinne auch Rémy: „Es sey denn diß die Ursach/ Nemlich/ auff daß sie sich auff solche Weiß nicht ansehen/ noch leichtlich erkennen mögen.“¹⁹⁶ Hier zeigt sich im Anschluss jedoch, dass eine kausale Erklärung nicht notwendig erscheint, und dass diese Inversion bereits zum festen Katalog der *Adiacentia* der Hexen geworden ist: „Oder kan auch vielleicht

¹⁹³ Neuber, *Fremde Welt*, S. 307.

¹⁹⁴ Delumeau, Jean. *Die Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jhs.* Reinbek bei Hamburg, Rowolth: 1985; hier Bd. 1, S. 31.

¹⁹⁵ Dabei erscheint es jedoch notwendig zu sein, die abstrakten Schemata bei konkreten Geständnissen überzeugend zu füllen. So betont auch Roper, dass die Geständnisse den Vorgaben entsprechen mussten, dass sie jedoch auch mit einer gewissen Menge an individuellen lebensweltlichen Details versehen werden müssen, um überzeugend zu erscheinen. Vgl. Roper, *Witch Craze*, S. 52.

¹⁹⁶ Rémy, *Daemonolatria*, S. 136; vgl. lat: „Dubium quae tam praeposteri ordinis causa, atque occasio, nisi forte ea est, ne se recta, atque ex aduerso in tuentes tam facile agnoscant“, S. 119.

diß die Ursach seyn/ Nemlich/ damit sie alles ungestalter// und verkehrter Weiß verrichten“.¹⁹⁷ In dieser nicht hinterfragten Version, als habitualisiertes Charakteristikum kann die Inversion ihr volles Potential als zentrales Gestaltungsmotiv der Dämonologien entfalten. So erscheint es, geprägt durch den Strukturmoment der Symbolizität,¹⁹⁸ als fossilierte Form im Diskurs, die nicht weiter hinterfragt oder belegt werden muss, sich letztlich damit jeglicher logischer Sinnprüfung entziehen und dergestalt über lange Zeit halten kann. Als fester und habitualisierter Topos wird sie bis in die Gegenwart hinein immer wieder reproduziert.

Die Vermutung, dass Hexen verkehrt herum tanzen, um sich nicht zu erkennen, zeigt dabei, wie sich das Hexenbild im Detail verschiebt. Dass die Forderung nach einer Ausweitung der Prozesse eine notwendige Reaktion auf die vermutete Zunahme der Hexerei darstellt, ist seit dem *Malleus* ein Allgemeinplatz der dämonologischen Literatur.¹⁹⁹ Der Informationsfluss vom vermuteten Hexenhandeln hin zur juristischen Verfolgung, die so angemessen reagieren kann, ist fest etabliert. Neu an dem Gedanken Fischarts ist, dass die Hexen selbst in ihren Riten auf diese Verfolgung und das damit verbundene juristische Prozedere reagieren. Sofern sich die Hexen gegenseitig nicht kennen, können sie sich auch nicht in möglichen Kettenprozessen gegenseitig belasten. Im Gegensatz zum Tenor der Hexenliteratur, der die Hexerei in einem festen topischen Korsett als relativ invariables und statisches Geschehen schildert, auf das von außen eingewirkt wird, präsentiert sich die Hexerei hier als wandelbares Konstrukt, das so natürlich schwerer zu fassen und dadurch bedrohlicher wird. Parallel dazu findet eine Aufwertung der Verfolgung statt, die die Hexen dazu zwingt, zu reagieren und ihre Riten zu modifizieren.

8. Das Ende der dialektischen Invention und das Ende der Wissenschaft von den Hexen

Der folgende Abschnitt betrachtet anhand von drei Beispielen, wie eng sich das Verhältnis von dämonologischem Diskurs und den hier skizzierten Aspekten der Topik gestaltet. Es ist selbstverständlich, dass eine Wissenschaft auf sprachlichen Funktionen aufbauen muss. Auffallend ist jedoch, wie energisch im Falle der Kritik an Weier in der

¹⁹⁷ Ebda; vgl. lat.: „Idem etiam illud esse potest, quod absurda, indecoraque omnia amant, ac faciunt“, ebda.

¹⁹⁸ Vgl. Bornscheuer, Topik, S. 103.

¹⁹⁹ So betont er z. B. die Existenz der Hexerei-Sekte. Diese stelle ein relativ neues Phänomen dar, das bei der Abfassung des *Canon episcopi* noch nicht existiert habe. Auf diese Annahme stützt er seine Abkehr von den Vorschriften im *Canon Episcopus*, da auf diese neue und verschärfte Situation mit neuen und verschärften Werkzeugen der Verfolgung reagiert werden müsse (vgl. dazu Kap. II/ 1, 3 nach der Zählung in der Ausgabe von Behringer/ Jerouschek).

Dämonomanie die dialektischen Grundlagen der Dämonologie verteidigt werden und dass die grundsätzliche Kritik an den Hexenverfolgungen im 17. Jh. nicht losgelöst von Umstellungen im topischen System der Wissensverarbeitung betrachtet werden kann, wie exemplarisch anhand von Bacon und Thomasius dargestellt werden soll.

8.1 Johann Weier als „böser Dialecticus“

Die Widerlegung der Ansichten von Weier wird in der Vorrede der *Dämonomanie* als zentrales Anliegen dargestellt. Bodin schreibt, dass sich die Publikation der *Démonomanie* verzögert hat, da er von seinem Drucker Weiers *De Lamiis* zugeschickt bekam, worauf er dem Text einen weiteren Abschnitt anfügte,²⁰⁰ die „Refutation des opinions de Iean VVier“. Der Arzt Johann Weier (bzw. Weyer oder Wierus) ist einer der profiliertesten Kritiker an der Hexenlehre im 16. Jh. Er stellt in seinen zwei zentralen Publikationen, einmal *De Praestigiis Daemonorum* und *De Lamiis* in den 1560er und 1570er Jahren die Urteilpraxis generell infrage, indem er die Geständnisse in den Prozessen auf melancholische Träume zurückführt.²⁰¹

Weiers Melancholie-These ist der zentrale Angriffspunkt der *Dämonomanie* (vgl. F 1591, S. 266-268).²⁰² Flankiert wird diese Kritik durch verschiedene *Argumenta ad hominem*, die der Person Weiers die Glaubwürdigkeit entziehen sollen, so z. B. über seinen Lehrer Agrippa (mit den üblichen Verweisen auf dessen schwarzen Hund; vgl. exemplarisch F 1591, S. 260). Interessant für den vorliegenden Kontext ist jedoch eine Passage, die die dialektische Struktur der Argumentation Weiers angreift:

Dann diß ist der grund seiner gantzen Disputation, ich will seine beschreibung oder Definition gleich hierher setzen. Lamia est, quae ob foedus praestigiosum aut imaginatum, cum daemone initum, propria ex suo delectu, vel maligio Daemonis instinctu impulsuue, illiusque; ope qualia cunque mala, vel cogitatione, vel imprecatione, vel re ludicra, atque ad institutum opus inepta designare putatur.²⁰³

²⁰⁰ „SVR la fin de cest' oeuvre, & sur le point de le mettre soubz la presse, l'Imprimeur auquel l'en auois donné la charge m'enuoya vn nouveau liure *de Lamijs* de Iean Vier Medecin, ou il soustient que les Sorciers, & Sorcieres ne doibuent estre punies: ce qui a differé l'impression de l'oeuvre.“ (B, pag. 218r).

²⁰¹ An dieser Stelle kann nicht im Detail auf die Ausführungen Weiers eingegangen werden, vgl. für eine Überblicksdarstellung Dillinger, *Hexen und Magie*, S. 137-142 sowie Rummel/ Voltmer, *Hexen und Hexenverfolgung*, S. 61-64.

²⁰² Diese Passagen stellen dabei die zentralen Stellen dar, in der die ansonsten eher milde Misogynie der *Dämonomanie* offen zutage tritt.

²⁰³ Die Marginalie gibt als Quelle sowohl Weiers *De Praestigiis* (VII, 1) als auch *de Lamiis*, Kap. 5, an, zitiert wird praktisch wörtlich die betreffende Passage aus *De Lamiis*. Eine mögliche Übersetzung ist: Eine Hexe ist, von der vermutet wird, dass sie sich törlich zu einem festgelegten Werk verpflichtet hat, sei es aufgrund eines vorgetäuschten oder eingebildeten Vertrages, der mit einem Dämon eingegangen wurde und dieses entweder aus eigenem Antrieb oder aufgrund der bössartigen Eingebung des Dämons, sei es durch irgendeine

[...] Hierauß kan ein jeder wol sehen/ daß wie Weier hieuo/ da er von der Melancholy der armen Weiblin handelt/ grob inn seiner Kunst der Artzney sich hat verstigen/ also nun hie viel gröber inn der Dialectic vber Schnur hawet/ als er eine Definition durch Imagination vnnd einbildung formiret vnd bildet/ Sintemal zu einer eigentlichen Beschreibung oder Definition einer sachen eigentlich gehörig/ daß sie gleichsam mit Fingern darauff deute/ vnnd die Natürlich Eigenschafft vnnd das war Wäsen eins dings gleichsam Augenscheinlich vor Augen darstelle. (F 1591, S. 269f; vgl. B, pag. 228r)²⁰⁴

Eine Definition einer eingebildeten Sache (wie die Hexerei im Sinne Weiers) ist demnach nicht zulässig, da eine Definition auf den Wesenskern eines Gegenstandes hinweisen muss sowie auf seine natürlichen Eigenschaften. Die Kritik steht hier in der Tradition des 16. Jhs., so betont auch Agricola, dass es bei der Definition sehr nützlich ist, mit der Natur einer Sache vertraut zu sein und sie sorgfältig durchleuchtet zu haben.²⁰⁵ In den Regeln, die er für das korrekte Definieren angibt, betont er diesen Fokus auf die *Substantia*, zusammen mit dem Hinweis, dass eine Definition nicht anhand von unklaren, mehrdeutigen, dunklen oder weit hergeholtten Begriffen geschehen soll.²⁰⁶ Dass Weier hier gegen die grundlegenden Regeln der Dialektik zu verstoßen scheint, wird ihm nicht als Nachlässigkeit ausgelegt, sondern als Vorsatz. Die Marginalie macht dies explizit: „D. Weier ist ein böser. Dialecticus“ (F 1591, S. 270 Marg.). Zu dieser etwas schulmeisterlich anmutenden Kritik passt die Weiterführung: Es sei „noch viel lächerlicher“, dass Weier hier sechs „Disiunctiones inn seyn Definition geflickt hat: Angesehen/ daß Aristotiles sagt/ die definition sey falsch und Mangelhafft/ wann nur ein einzige Dusiunction (oder) darinnen seye.“ (F 1591, ebda.)²⁰⁷

Dass das Problem mit Weiers Definition sich jedoch nicht nur auf der Ebene unsauber gehandhabter Sprachlogik bewegt, sondern sehr viel grundlegender die topischen Produktionsmechanismen der Hexenfigur bedroht, wird im weiteren Verlauf des Textes deutlich:

Wann dann nun dies ein Hechß oder Vnhold ist/ welche man eine zu sein vermeinet/ vnnd aber keine ist/ was bedarff es dann viel Bücherschreibens von Hechssen/ oder vil nachgrüblens/ nach der Beschreibung dessen das nicht ist. Dann erstlich

bösartige Tat, oder durch Gedanken, oder durch eine Verwünschung oder durch vorgetäuschte Tatsachen. Allerdings markiert Weier in seinem Text diese Definition als seine eigene Hypothese, indem er sie nicht nicht mit „Lamia est“ sondern mit „Lamiam appello“ beginnt, die *Dämonomanie* radikalisiert hier den Text. Zitiert nach: Weier, Johannes. *Opera omnia* [...] Amsterdam, bei Vandenberg: 1660; S. 690.

²⁰⁴ Bei Bodin kommt die Blattzahl 228 zweimal vor, das Zitat findet sich auf dem zweiten Blatt.

²⁰⁵ Vgl. exemplarisch: „Illud est certum, quisquis definire quippam volet, utilissimum esse, cognitam sibi naturam eius et diligenter perlustratam habere“; Agricola, *De inventione* I, 5; S. 40.

²⁰⁶ „Deinde, ut quid sit res, hoc est, substantiam eius explicet. Praeter haec, ut aperta, hoc est, neque ambiguis nominibus, et quae in multas ducantur significationes, neque obscuris aut ex longinquo translatis, constet“; ebda., S. 44.

²⁰⁷ Dabei findet sich die Verdeutlichung des Begriffes „Disjunktion“ durch das Beispiel „oder“ nur in der deutschen Version.

fraget man/ ob diß/ darvon man zu disputieren vermuth/ inn wesen vnd esse oder rerum natura sey: id est, an sit: darnach [quid²⁰⁸] sit, fürs dritt qualis sit, vnnd fürs viert cur sit. Wann man nun die Regel nachsetzen solt/ müßt man den Titel deß Buchs De Lamijis darüber sich Weier sich fast bemühet/ außleschen/ ja das Buch vil mehr gar abschaffen/ dann eine Definition eins dings/ das niergends ist/ setzen. Welchs inn Philosophischen sachen warlich ein grober fähler vnd Incongruities ist. (F 1591, S. 270, vgl. B, pag. 228r)

Der Text greift hier auf die grundlegende Fragetechnik nach den *quattuor Status generales* des Redegegenstandes zurück,²⁰⁹ Weier übergeht hier die erste *Quaestio* bei der Behandlung eines Gegenstandes, die *Quaestio coniecturae* („an sit“). Bei konsequenter Anwendung dieser Schulregel würde sich der Titel von Weiers Buch (wie im Prinzip auch die komplette dämonologische Literatur) erübrigen: Eine Sache, die nicht existiert, kann nicht definiert werden, es erübrigt sich also, darüber zu schreiben.²¹⁰

Der grundlegenden Kritik entspricht jedoch, dass Weier mit dieser Formulierung der Definition den Kern des Problems getroffen hat, und dadurch noch lange vor der Folterkritik Spees die topischen Mechanismen der Dämonologie grundsätzlich hinterfragt. Wenn man das Phänomen Hexerei konsequent in seiner eigentlichen Natur verankert, nämlich als faktisch nicht belegbares und sprachlich geschaffenes Konstrukt, würde sich ein dämonologischer Diskurs erübrigen. Aus heutiger Sicht ist es offensichtlich, dass hier nicht Weier am *Status Coniecturae* scheitert, sondern der komplette Diskurs.

In Gänze zeigt die zitierte Passage die zentrale Rolle der Dialektik im dämonologischen Diskurs. Ihre Funktionen werden von zeitgenössischen Gegnern hinterfragt und im vorliegenden Beispiel von Befürwortern energisch verteidigt. Es ist unwahrscheinlich, dass es bei der Verteidigung der Hexenlehre in der *Dämonomanie* klar ist, dass es sich hier nicht nur um eine unsaubere Handhabung der Dialektik handelt, sondern um eine systemimmanente Kritik an den rhetorischen Produktionsprozessen der Hexenfigur. Die Dialektik der Dämonologie kann an dieser Stelle noch anhand „eigener Mittel“ verteidigt werden, also mit dem Hinweis darauf, dass Weier sich mit dieser fehlerhaften Definition außerhalb des Systems platziert. Dass

²⁰⁸ Das „quid“ fehlt bei Fischart, findet sich jedoch bei Bodin.

²⁰⁹ Diese Fragekataloge finden sich in den antiken Rhetoriken an vielen Stellen, einen Überblick mit weiterführenden Literaturverweisen bietet Lausberg, Heinrich. Handbuch der literarischen Rhetorik. München, Hueber: 1973; hier § 99-138; S. 70-85; Vgl. zur vorliegenden Formulierung zentral § 134, S. 83. Vgl. dazu auch Agricola, De inventione, II, 8 und 9; S. 244-260. Agricola betont auch, dass sich die vierte Frage („cur sit“ bzw. „propter sit“) auf Aristoteles zurückführt (im Gegensatz zu Cicero und Quintilian), was mit dem Schwerpunkt der hier zitierten Passage auf den Ausführungen Aristoteles korrespondiert.

²¹⁰ So betont beispielsweise auch Agricola, dass die Existenz des Redegegenstandes vorausgesetzt werden muss, auch wenn dies zunächst unklar erscheint. Wird diese Prämisse als Fundament aufgehoben, stürzt alles darauf Aufbauende in sich zusammen. („[...] ideoque suspensi semper ex ea conditione, ‚si res sit‘, agimus. Quam ubi abstulerimus, mox omnia, quae huic velut fundamento incumbabant, corruunt“; Agricola, De inventione, II, 8; S. 246).

Hexen als Bedrohung real existieren und es daher eine Literatur über sie geben muss, ist für die *Dämonomanie* eine nicht weiter zu hinterfragende Prämisse. Somit kann Weier kritisiert werden, weil er deren Produktion verstellt. Erst wenn das Hexenwesen und der materielle Einfluss des Teufels auf die Welt in Gänze angezweifelt werden kann, wie später z. B. bei Thomasius, eröffnet sich die eigentliche Potenz dieser Passage. In der *Dämonomanie* erscheint die Verteidigung noch einmal geglückt, die Dialektische Invention der Dämonologie kann gerettet werden.

8.2 Francis Bacon

Bacon soll hier nicht als Gegner der Dämonologie angeführt werden, sondern als Kritiker des dialektischen Systems, auch wenn sich bei ihm verschiedentlich direkte Verweise auf Hexen finden. Der kritische Unterton beruht hier jedoch eher auf seiner generellen „naturalistic and frequently skeptical attitude“.²¹¹

Men are to admonished that, as they are not to mistake the causes of these operations [d. i. Vorgänge in der Natur]; and rashly to take that for done which is not done. And therefore, as wise judges have prescribed and cautioned, men may not too rashly believe in the confessions of witches, nor yet the evidence against them. For the witches themselves are imaginative, and believe oftentimes they do that which they do not: and people are credulous in that point, and ready to impute accidents and natural operations to witchcraft.²¹²

Eine Kritik an den Hexenprozessen ist hier nicht zu übersehen. Den Geständnissen der Hexen ist nicht uneingeschränkt zu glauben, da auch sie „imaginative“ sind, also auf bequeme Ableitungen zurückgreifen, um Vorgänge in der Natur zu begründen, und dabei über die natürlichen Ursachen hinaus gehen.²¹³ Diese Betrachtungen sind jedoch nur ein kleiner

²¹¹ Zagorin, Perez. Francis Bacon. Princeton, Princeton University Press: 1998; S. 115.

²¹² Bacon, Francis. *Sylva Sylvarum, or a Natural History in Ten Centuries* (1627), § 903. Zitiert nach: *The Works of Francis Bacon*. Hg. von James Spedding, Robert Ellis, Douglas Heath. New York/ Cambridge, Hurd and Houghton/ Riverside Press: 1869; Bd 4, S. 151-Bd. 5, S. 169; hier Bd. 5, S. 120f. Die zentrale Quelle für diese falschen Ableitungen sieht er in den Salben und Tinkturen, die die Hexen bei den meisten ihrer Rituale verwenden, und die entweder durch den Verschluss der Poren der Körper verschiedene Dämpfe im Gehirn konzentrieren, oder direkt durch ihre halluzinogenen Inhaltsstoffe auf den Menschen einwirken: „[...] for it is certain that ointments do all (if they be laid on thick) by stopping the pores, shut the vapours, and send them to the head extremely. And for the particular ingredients of those magical ointments, it is like they are opiate and sopiferous.“ Vgl. zum Kontext des Imaginativen im dämonologischen Diskurs der elisabethanischen Kultur eingehender Lobsien, Verena Olejniczak, Eckhard Lobsien. *Die unsichtbare Imagination. Literarisches Denken im 16. Jahrhundert*. München, Fink: 2003; S. 349-370.

²¹³ Dabei negiert Bacon jedoch eine mögliche Einflussnahme böser Geister auf die Wirklichkeit nicht vollständig, vgl beispielsweise Bacon, *Sylva Sylvarum*, § 950 (S. 143): „The experiments which may certainly demonstrate the power of imagination upon other bodies are few or none: for the experiments of witchcraft are

Nebenschauplatz von Bacons eigentlichem Projekt, der Abwendung des Erkenntnisinteresses von sprachlichen Gegebenheiten, und die Hinwendung zur Natur als „Maßstab der Universalkenntnis“.²¹⁴

In den Aphorismen des *Novum Organon* von 1620 versucht Bacon, eine neue Logik, basierend auf der Interpretation der Natur zu begründen.²¹⁵ Diese soll die Defizite kompensieren, die sich aus der überlieferten Wissenschaftsmethodik ergeben, die dem menschlichen Geist im Bezug auf die Absicherung von Erkenntnis und Wissen keine wirkliche Hilfe bietet. Wie er im Aphorismus I, 82 betont, lag es keinem Sterblichen am Herzen, dem menschlichen Geist von seinen Sinnen sowie von den geordneten und gut begründeten Erfahrungen her einen Weg zu bahnen und zu sichern, sondern alles wurde entweder dem Nebel der Traditionen oder den Verdrehungen und Wirbeln der Argumente oder dem Zufall, einer umherirrenden Erfahrung, ungerichteten Schwankungen und Weitschweifigkeiten überlassen.

[...] [N]on ulli mortalium curae aut cordi fuisse, ut intellectui humano, ab ipso sensu et experientia ordinata et bene condita, via aperiretur et muniatur; sed omnia vel traditionum caligini, vel argumentorum vertigini et turbini, vel casus et experientiae vagae et inconditae undis et ambagibus permissa esse. [...]²¹⁶

Diese Kritik richtet sich bei Bacon explizit gegen die Humanistische Dialektik.²¹⁷ Der topische Apparat der dialektischen Invention, so der Vorwurf, greift zu kurz. Er kann nicht die Prinzipien und Grundsätze einer Kunst darstellen, sondern nur das, was mit ihr übereinzustimmen scheint: „Inventio enim dialecticae non est principiorum et axiomatum praecipuorum, ex quibus artes constat, sed eorum tantum quae illis consentanea videtur“ (Aph. 82). Die Dialektik und die mit ihr einhergehenden Antizipationen sind daher nur für solche Wissen-

no clear proofs; for that they may be by a tacit operation of malign spirits.“

²¹⁴ Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 213.

²¹⁵ Vgl. Desroches, Dennis. *Francis Bacon and the Limits of Scientific Knowledge*. London/ New York, continuum: 2006; hier S. 110f.

²¹⁶ Bacon, Francis. *Novum Organon*, Aph. I, 82. Zitiert nach: Bacon, Francis. *Neues Organon*. 2 Bd. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Wolfgang Krohn. Hamburg, Felix Meiner: 1999. Sämtliche Zitate sind dieser Ausgabe entnommen, so dass ich im weiteren Verlauf nur noch die Nummer des jeweiligen Aphorismus angeben werde.

²¹⁷ Gemäß Jardine ist davon auszugehen, dass Bacon die Humanistische Dialektik während seines Studiums am Beispiel Agricolas kennenlernte. Vgl. dazu Jardine, Lisa. *Francis Bacon. Discovery and the Art of Discourse*. Cambridge, Cambridge University Press: 1974; hier S. 8f. Eben dieser Konflikt mit der Dialektik und der damit verbundenen Schulrhetorik lässt sich z. B. auch noch bei Harsdörffer wahrnehmen, in dessen Werk sich ein Nebeneinander von Einflüssen Bacons und neoplatonischen Strömungen aufzeigen lässt. Dies beruht nicht zuletzt darauf, dass Harsdörffers Wahrheitsbegriff „rhetorisch-dialektisch“ geprägt ist, während er jedoch auf der anderen Seite in seinen *Erquickstunden* immer wieder auf mathematische Beweise zurückgreift. Vgl. Hess, Peter. Neoplatonismus und Bacon-Rezeption: Naturphilosophie bei Harsdörffer. In: *Morgen-Glantz* 13 (2003); S. 321-349; hier S. 342 und 348; sowie Alt, Peter André. Fragmentierung und Reorganisation arkanen Wissens. Zur Verarbeitung hermetischer Topoi in der barocken Bukolik. In: *Scientia Poetica* 12 (2008); S. 1-43.

schaften geeignet, die auf Meinungen und Übereinstimmungen basieren. Hier besteht der Anspruch nicht darin, die Dinge selbst zu treffen, sondern lediglich darin, Zustimmung zu erzwingen: „In scientiis quae in opinionibus et placitis fundatae sunt, bonus est usus Anticipationum et Dialecticae; quando opus est assensum subjugare, non res“ (Aph 29). Das Problem ist hier, dass derartige, letztlich rhetorische Mechanismen auf eine schnelle *Inventio* nützlicher Fakten hin optimiert sind und daher zu schnell zufriedenstellen. Wahrheiten müssen in diesem System nicht anhand der Natur gesucht werden, da sie bereits im kollektiven Sinnhorizont verankert und für den Redner schnell verfügbar sind.²¹⁸

Bacons Kritik beginnt bei basalen Vorgängen. Im Gegensatz zu Agricola thematisiert er explizit den Hiatus zwischen einem Begriff und der durch ihn bezeichneten Sache. Er schildert in einer absteigenden Reihung die Abhängigkeit eines logischen Syllogismus von Sätzen (Propositionen), diese basieren auf Wörtern, diese wiederum sind ein Zeichen für einen Begriff. Wenn nun die Begriffe, als Grundlage von allem, unklar und zu schnell von den Dingen abstrahiert sind, hat die darauf aufbauende Struktur keine Festigkeit. Die einzige Hoffnung besteht daher in einer korrekten Induktion: „Syllogismus ex propositionibus constat, propositiones ex verbis, verba notionum tesseræ sunt. Itaque si notiones ipsae (id quod basis rei est) confusae sunt et temere a rebus abstractae, nihil in iis quae superstruuntur est firmitudinis. Itaque spes est una in *inductione* vera“ (Aph. I, 14). Eine solche wahre Induktion besteht darin, aus empirischen, sinnlichen Einzelwahrnehmungen die Grundsätze abzuleiten, und dann von dort stufenweise bis zu allgemeinen Sätzen aufzusteigen. Dieser Weg ist jedoch noch nicht beschriftet worden.²¹⁹

Diese verfestigten Fehler in der Erkenntnis werden in Bacons Darstellung der „Idole“ greifbar. Er nennt hierbei vier Gruppen (vgl. Aph. I, 39 bis 44). Die Idole des Stammes (*Idola tribus*), die in der bereits aus biologischen Gründen mangelhaften Erkenntnisfähigkeit der Menschen bestehen, die Idole der Höhle (*Idola specus*), die (in Anlehnung an Platons Höhlengleichnis) auf den individuellen Abirrungen und Vorurteilen des Menschen beruhen, die Idole des Marktes (*Idola fori*), die sich aus dem sozialen Leben des Menschen ergeben, wie z. B. eine defizitäre und ungenaue Sprachverwendung, und zuletzt die Idole des Theaters (*Idola theatri*). Diese letzte Gruppe kommt über die Philosophiegeschichte auf die Menschen, sowie auch durch verkehrte Prinzipien bei der Beweisführung von Aussagen („Sunt denique Idola quae immigrarunt in animos hominum ex diversis dogmatibus philosophiarum, ac etiam ex perversis legibus demonstrationum; quae Idola Theatri nominamus“, Aph. I, 44). Dass die

²¹⁸ Vgl. dazu auch Briggs, John. Francis Bacon and the rhetoric of Nature. Cambridge/London, Harvard University Press; 1989; S. 150f.

²¹⁹ Vgl. Aph. 19.

dialektische Tradition eher dieser letzten Gruppe zuzurechnen ist, macht der Verweis auf die mangelhaften Belegverfahren deutlich.

Bacons zentrales Ziel ist es, dem menschlichen Geist eine Hilfestellung zu geben, die es ihm ermöglichen sollte, zu eigentlicher Erkenntnis zu gelangen.²²⁰ Dabei bedient er sich, trotz aller Kritik an der Dialektik, eines Mechanismus, der aus der Tradition wohlbekannt ist. Er zählt 27 *Instantiae praerogativae* auf, die im Prinzip gleich funktionieren wie die *Loci*-Kataloge der Dialektischen Invention.²²¹ „Die Naturinvention war der dialektischen Invention strikt analog, sie benutzte die Argumentationsformen der Wissenschaft, die sie bekämpfte.“²²² Der Unterschied besteht nicht in der Fragetechnik, sondern in der Instanz, die befragt werden muss. Während die Dialektische Invention auf einen breiten Fundus an Quellen, sei es die *Experientia*, seien es im kollektiven Sinnhorizont verankerte Aussagen und *Loci communes* zurückgreift, beschränkt sich die Naturinvention auf die bei Bacon als unerschöpflich konstruierte Natur. Hier sollen die *Instantiae* dem Verstand helfen, nicht nur mit dem „Schlüsselchen des Verstandes“, wie es die bisherige Logik tut, das Abstrakte der Dinge zu erfassen, sondern die wirkliche Natur („ut non tenuibus mentis quasi claviculis rerum abstracta capet et prenet (ut logica vulgaris), sed naturam revera persect“, II, 52). Deutlich wird dies in der letzten der *Instantiae*, der *Instantias Magicas* (vgl. II, 51).²²³ Hierunter werden Vorgänge gezählt, die sich scheinbar nicht erklären lassen und daher Wundern gleichen („tamen sint instar miraculi“).

²²⁰ Vgl. Desroches, Francis Bacon, S. 110; Sowie Gaukroger, Stephen. Francis Bacon and the Transformation of Early Modern Philosophy. Cambridge, Cambridge University Press: 2001; hier S. 153f.

²²¹ Diese *Instantiae* (bzw. „vorrangige Fälle“ in der Übersetzung von Krohn) werden im zweiten Teil des *Novum Organon* dargestellt (Vgl. Aph. II, 22-51; eine zusammenfassende Auflistung findet sich in II, 52).

²²² Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 219.

²²³ Der Begriff der Magie verweist hier nicht in seiner aktuellen Bedeutung auf die Praktiken, die ein Magier, Zauberer oder eine Hexe ausführt, sondern ist im frühneuzeitlichen Sinn zu verstehen, wo er im Sinne der *Magia naturalis* eine wissenschaftliche Disziplin beschreiben kann. Diese ist scharf abgetrennt von „satani-scher“ Hexerei und bemüht sich um „natürliches Wissen“, um das Verständnis von zunächst unklaren Zusammenhängen in der Natur, und berührt in dieser Bedeutung nicht die Welt des Göttlichen bzw. Übernatürlichen. Vgl. dazu Goldammer, Kurt. Der göttliche Magier und die Magierin Natur. Religion, Naturmagie und die Anfänge der Naturwissenschaft vom Spätmittelalter bis zur Renaissance. Mit Beiträgen zum Magie-Verständnis des Paracelsus. Stuttgart, Franz Steiner Verlag: 1991; hier insbesondere S. 14-16 sowie 19f.; sowie Clucas, Stephen. 'Wondrous force and operation': magic, science and religion in the Renaissance. In: *Textures of Renaissance Knowledge*. Hg. v. Philippa Berry, Margaret Tudeau-Clayton. Manchester/ New York: Manchester University Press: 2003; S. 35-57. Dieser „wissenschaftliche“ Magiebegriff taucht auf bei Bacon selbst auf, wenn er in *De augmentis* den Magiebegriff zunächst, wie es die *Dämonomanie* tut, auf die „Perser“ zurückführt, wo er für das Wissen über die Übereinstimmung aller Dinge („scientia consensuum rerum universalium“) steht. Im Hinblick auf die zeitgenössische Verwendung betont er, dass Magie als Wissen verstanden wird, das über die genaue Kenntnis der verborgenen „Formen“ der Dinge zu wunderbaren Werken führen kann („Nos vero eam illo in sensu intelligimus, ut sit scientia quae cognitionem *Formarum Abditorum* ad opera admiranda deducat.“) Eine dämonische Potenz der Magie ist damit jedoch nicht gemeint, wie Bacon auch in den weiteren Ausführungen explizit darlegt. Zitiert nach: Bacon, Francis. *De dignitate et augmentis scientiarum libri IX*; III, 5. In: *The Works of Francis Bacon*. Hg. von James Spedding, Robert Ellis, Douglas Heath. New York/ Cambridge, Hurd and Houghton/Riverside Press: 1869; Bd II, S. 85-Bd. III, S. 186; hier Bd. II, S. 300. Zum Komplex der *Magia naturalis* im Gegensatz zur dämonischen Magie vgl. auch Clark, *Thinking with Demons*, S. 214-250; speziell zu Bacon S. 221-224.

Wie andere Vorgänge auch beruhen jedoch derartige Phänomene auf Kausalketten, auf deren Manipulation auch scheinbar übernatürliche Kräfte angewiesen sind: „Marvels occurred naturally through a chance conjunction of causes; natural magicians (and demons) manufacture marvels by engineering such conjunctions.“²²⁴ Bacon verschiebt die Erklärung dieser Phänomene auf die zeitliche Ebene: die Erklärungen und Beweise fehlen „bis jetzt“ („de eo nulla hactenus nobis constant indicia“, [Hervorhebung J. S.]), eine Erklärung anhand der Natur wird stattfinden, wenn die Wissenschaft entsprechend vorangeschritten ist.

Dadurch verschieben sich auch die Gegebenheiten in Bezug auf die Beweisbarkeit von Aussagen. Einer der zentralen Ansatzpunkte der Humanistischen Dialektik ist es, Aussagen zu ermöglichen, die ihre Zustimmung auf rhetorischem Weg gewissermaßen erzwingen, indem sie sich auf allgemein anerkannte Sachverhalte stützte. Dies schloss, auch in der ramistischen Tradition, im Prinzip den Bereich der äußeren Natur aus.²²⁵ Wenn in der Konzeptualisierung einer Naturinvention nach Bacon die Schlüsselstellung der Wortwissenschaften auf die Naturwissenschaften übergeht,²²⁶ müssen sich auch die Mechanismen zum Belegen von Aussagen auf die Natur konzentrieren. Die Wahrheit der Aussagen muss durch Experimente demonstriert werden: „Die okkulten Formen der Natur werden durch Induktion inveniert und experimentell ad oculos demonstriert.“²²⁷

Das Erkenntnisinteresse der „neuen Wissenschaft“, für die Bacons Kritik exemplarisch steht, bezieht sich auf die Kenntnis der Dinge, nicht mehr auf eine metaphysisches Verstehen und Invenieren von Zusammenhängen:

Für all diejenigen, die eine Vorreiterrolle bei der Entwicklung des Naturwissens in der Frühen Neuzeit spielten, lag die höchste Gewissheit folglich in der genauen, aufmerksamen Beschreibung von Gegenständen – und nicht mehr im logisch-theoretischen Sinnieren über Gott und Natur. Die Vernunft [...] war zu einer Methode zum Berechnen von Ergebnissen und zum Ordnen von Schemata geworden, eine Methode zur Verdichtung von Erfahrung, nicht mehr zum Verstehen innewohnender Gründe.²²⁸

²²⁴ Daston, Lorraine, Katharine Park. *Wonders and the Order of Nature 1150-1750*. New York, Zone Books: 1998; S. 223.

²²⁵ Vgl. Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 215.

²²⁶ Vgl. ebda.

²²⁷ Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 218.

²²⁸ Cook, Harold J. *Das Wissen von den Sachen*. In: *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Hans Ulrich Schneider. Darmstadt, WBG: 2006; S. 81-96; hier S. 96. Grundlage für diese Verschiebung ist auch eine öffentliche Begeisterung für die Sache an sich, die sich bereits im 16. Jh. am Aufkommen von Kuriositätenkabinetten, öffentlichen Anatomievorträgen etc. ablesen lässt. Vgl. ebda, S. 95. Ebenso verschiebt sich im Verlauf des 16. Jhs. das naturphilosophische Erkenntnisinteresse weg von einem scholastischen Aristotelismus, der sich „auf das beschränkt, was immer oder meistens passiert“ hin zu einem Interesse am Detail und an „versteckten Geheimnisse[n] der Natur“. Vgl. Daston, Lorraine. *Die Lust an der Neugier in der frühneuzeitlichen Wissenschaft*. In: *Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit*. Hg. v. Klaus Krüger. Göttingen, Wallstein: 2002; S. 147-175; hier S. 160.

Eine Darstellung und Ergründung der Hexen anhand des Instrumentariums einer empirischen Wissenschaft schließt sich daher nicht nur aufgrund der empirisch schwerlich nachweisbaren Handlungen der Hexe aus, sondern auch, weil diese Wissenschaft nicht die grundlegenden Zusammenhänge klären könnte, die im Falle der in einem theologisch-naturphilosophischen Spannungsfeld verorteten Hexe aufkommen. Die Wissenschaft von den Hexen ist nur mit einem „logisch-theoretischen Sinnieren über Gott und Natur“ denkbar.

Bacon ist einer der ersten Kritiker, der sich gegen die dialektischen Mechanismen wendet, die der Dämonologie zugrunde liegen. Seine *Instantiae* erschweren die freie Bildung von Ableitungen und Ketten. Auf der Grundlage seines „Naturbegriffs“ konnte eben nicht argumentiert werden, weil jede Logik nur als Projektion des defizitären Verstandes auf die unerschöpfliche Natur faßlich war.²²⁹ Eine Ableitung, wie z. B. die Beweisfunktion, die ein Muttermal als vermeintliches *Signum diaboli* in einem Hexenprozess erfüllen konnte, ist damit nicht möglich. Das allmähliche Abklingen der dämonologischen Wissenschaft basiert demgemäß nicht nur auf der schwindenden Akzeptanz einer wie auch immer definierten „magischen Weltansicht“, sondern auch auf veränderten Methoden und veränderten Ansprüchen, die an die Beweisstrategie von Texten und Aussagen herangetragen werden. Anders ausgedrückt: Man hört nicht nur deswegen auf, über Hexen als Faktum zu sprechen, weil man nicht mehr an ihre Existenz glaubt, sondern auch, weil man, im wörtlichen Sinn, nicht mehr über sie sprechen kann. Wenn im Empirismus Natur zum „Maßstab der Universalerkenntnis“ wird,²³⁰ dann können keine Aussagen mehr über „reale“ Hexen getroffen werden.

Während diese Zusammenhänge bei Bacon nur am Rande auftauchen, lässt sich die Parallele zwischen Dialektikkritik und Kritik an den Hexenverfolgungen im Kontext der Frühaufklärung bei Christian Thomasius direkt aufzeigen. Hier tritt weniger die Natur als Kontrollinstanz auf, sondern sehr viel grundlegender die Vernunft, die zu diesem Zeitpunkt bereits soweit methodisch gefasst werden kann, dass sie diese Rolle ausfüllen kann.

8.3 Christian Thomasius

Thomasius wird immer wieder als einer der prominentesten und grundlegendsten Kritiker der Hexenverfolgungen genannt. Er trat in seinen Publikationen *De crimen magicae* (1701) sowie *De origine ac progressu processus inquisitorii contra sagas* (1712) massiv dem zu seiner Zeit noch gängigen Hexenglauben sowie der rechtlichen Handhabung des Hexerei-

²²⁹ Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, S. 218.

²³⁰ Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 213.

verbrechens entgegen. Seine Kritik gliedert sich in das Programm der Frühaufklärung ein:

Selbstbehauptung der Vernunft [...] gründet zuallererst in Kritik, d. h. vor allem in der Aberglaubenskritik. Besonders in den ersten Jahrzehnten der Aufklärungsepoche in Deutschland [...] erweist sich diese Zuordnung als zutreffend. [...] Nur durch Kritik religiösen, weil falsch-moralischen Aberglaubens und durch Kritik physikalischen, weil widernatürlichen Aberglaubens erhält der Beginn von Aufklärung in den protestantischen Gebieten Deutschlands seine eigentümliche Gestalt, eine Gestalt, die weitaus eher im Spiegel ihrer Aberglaubenskritik erkennbar wird als in ihrer noch kaum ausdifferenzierten Programmatik.²³¹

Thomasius nahm in der Forschung lange Zeit eine recht exponierte Stellung ein, die sich in vielerlei Idealisierungen spiegelt.²³² Diese Stilisierung als „einsamer Fackelträger der Vernunft“²³³ macht es jedoch schwer, gerade das hexerekritische Werk im Kontext der Masse an Gegnern der Hexenverfolgung und der Weiterentwicklung dialektischer Strömungen zu sehen. Unterschlagen wird häufig auch die Tatsache, dass Thomasius 1694 im Spruchkolleg der Universität Halle über einen Hexenfall referierte und sich unkritisch, ganz im Sinne der Ausführungen Carpzovs, zu der Thematik äußerte.²³⁴ Auch wenn er sich später gegen die Hexenverfolgung wendet, ist seine Position bis heute nicht vollständig geklärt, zwiespältig bleibt seine unklare Position zum Vergehen des *Maleficium*s und zur Folterpraxis.²³⁵

Verbunden ist damit keinesfalls die Leugnung der Existenz des Teufels. Pott verortet Thomasius gerade in Bezug auf seine Aberglaubenskritik im pietistischen Umfeld der Universität Halle. Hier wird die Existenz des Teufels als Tatsache angenommen, die Stellung von Zauberei als *Crimen exceptum* spielt jedoch keine Rolle mehr, da sie nur ein Indiz für die allgemeine Verfallenheit der Menschheit darstellt. Im Gegensatz zu den dämonologischen Schriften des 16. Jhs. geht Thomasius davon aus, dass der Teufel keinen Einfluss auf die materielle Natur nehmen kann. Eine Beeinflussung über den Geist ist damit jedoch noch

²³¹ Pott, Martin. Aufklärung und Hexenaberglaube. Philosophische Ansätze zur Überwindung der Teufelpakttheorie in der deutschen Frühaufklärung. In: Das Ende der Hexenverfolgung. Hg. v. Sönke Lorenz, Dieter R. Bauer. Stuttgart, Steiner: 1995; S. 183-202; hier S. 185f. Vgl. explizit zu Thomasius in diesem Essay S. 193-198.

²³² So taucht er z. B. bei Bloch als „aufrechter Mann“ oder „deutsche[r] Lichtpunkt“ auf (Bloch, Ernst. Christian Thomasius, ein deutscher Gelehrter ohne Misere. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1967 [erstmalig 1953]; S. 45 und 56).

²³³ Schwerhoff, Gerd. Aufgeklärter Traditionalismus – Christian Thomasius zu Hexenprozeß und Folter. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 104 (1987); S. 247-260; hier S. 248.

²³⁴ Im späteren *De crimen magicae* verwendet er viel Raum darauf, eben die Ausführungen Carpzovs zu widerlegen, wobei ihm dieser Widerspruch durchaus als Redlichkeit angerechnet werden kann. Vgl. Schröder, Peter. Christian Thomasius zur Einführung. Hamburg, Junius: 1999; S. 136f.

²³⁵ Vgl. Pott, Aufklärung und Hexenaberglaube, S. 198. Vgl. zu Thomasius' ambivalenter Position der Folter gegenüber auch Dannat, Sabine, Martin Gottschalk. Die Abschaffung der Folter im Aufklärungsdiskurs. In: „Auss liebe der gerechtigkeit vnd ummb gemeines nutz willenn“. Historische Beiträge zur Strafverfolgung. Hg. v. Günter Jerouschek und Hinrich Rüping. Tübingen, diskord: 2000; S. 135-163; hier S. 142-147.

möglich, das Mittel gegen sie ist, im pietistischen Sinn, innere Einkehr und Selbsterkundung.²³⁶

Es soll an dieser Stelle nicht versucht werden, den Standpunkt von Thomasius endgültig zu klären. Es soll lediglich akzentuiert werden, dass sich diese Kritik nicht getrennt von den dialektischen Veränderungen, für die er steht, sehen lassen. Die Aussage, dass sich Thomasius den Hexenprozessen auf der Grundlage seines Kampfes „für einen weltlichen, vom Klerus nicht beeinträchtigten Souverän“ nähert,²³⁷ ist insoweit zu ergänzen, als dass sich in seinen Hexenschriften seine Bemühungen um die Förderung der Vernunft und die Abkehr von tradierten dialektischen Mechanismen spiegeln. Diese Kritik taucht bei Thomasius an vielen Stellen auf. Ihr Bezug zur Wahrheit wird in seiner *Einleitung zu der Vernunft Lehre* (1691) explizit formuliert:

Die Wahrheit ist der Zweck der Vernunft-Lehre. Und solchergestalt ist sie von der Grammatic und von der Rede-Kunst entschieden/ weil jene nur anweist/ wie man seine Gedancken ohne Ansehung auf die Wahrheit durch die Rede an den Tag geben solte/ diese aber/ wie man durch eine zierliche Rede andere Leute zu etwas/ es sey nun wahr oder nicht/ bereden solle. [...] Und würde also den Namen der Vernunft Lehre mit nichten meritiren/ wenn sie den Menschen nur lehrete/ wie er die allbereit erkannte Wahrheit aussprechen/ oder andern fürtragen/ oder wie der Mensch von Dingen/ die er gar nicht verstünde/ etwas ordentlich herplaudern solte.²³⁸

Der hier angeführte Komplex der Grammatik und der Rhetorik (als Redekunst) umfasst den kompletten Bereich der Sprachproduktion.²³⁹ Die der Rhetorik unterstellte pragmatisierte und sprachlich determinierte Vorstellung von Wahrheit widerspricht einer Vernunftlehre, die sich versteht als „Lehre, die die Menschen unterweist, wie sie ihre Vernunft [...] überhaupt in Erkänntnis der Wahrheit/ [...] recht gebrauchen/ und anderen Menschen damit dienen sollen“.²⁴⁰

Die Problematik der menschlichen Verblendung, die das Erkennen der Wahrheit verstellt, wird von Thomasius in der *Außübung der Vernunft-Lehre* immer wieder auf den falschen Respekt vor fehlbaren menschlichen Autoritäten zurückgeführt. Diese werden „als

²³⁶ Pott, *Aufklärung und Aberglaube. Die deutsche Frühaufklärung im Spiegel ihrer Aberglaubenskritik*. Tübingen, Niemeyer: 1992; S. 231f. sowie 243-245.

²³⁷ Schröder, *Thomasius*, S. 144. Für diese Annahme spricht die Tatsache, dass Thomasius die Hexenverfolgungen hauptsächlich der katholischen Kirche anlastet.

²³⁸ Thomasius, *Einleitung zur Vernunft-Lehre*, II, 11 und 13; S. 91f.

²³⁹ Wobei jedoch das „Plaudern“ an die in der Frühen Neuzeit weit verbreitete Kritik an der „Geschwätzigkeit“ der Lullisten erinnert (vgl. Traninger, *Mühevolle Wissenschaft*, S. 72-84.). Die Kritik von Thomasius richtet sich hier gegen sämtliche rhetorische und dialektische Strömungen, die seinem Ideal der Vernunft-Lehre nicht entsprechen, was sowohl auf die Humanistische Dialektik als auch auf den Lullismus zutrifft.

²⁴⁰ Thomasius, *Einleitung zu der Vernunft-Lehre*, II, 1 ; S. 88f.

ein Abgott auff den Thron Gottes“ erhoben und bewirken so eine „Verwilderung des menschlichen Verstandes“.²⁴¹ Zusammen mit diesen Autoritäten ist in der Interpretationslehre von Thomasius auch die Topik insgesamt nahezu bedeutungslos geworden.²⁴²

Diese Kritik an den dialektischen Mechanismen wird in Thomasius' Schriften gegen den Hexenglauben spürbar. Gleich zu Beginn des Traktates *de crimem magicam* rechtfertigt er den vermutlich ausbleibenden Beifall seiner Zeitgenossen für das Werk, da es dem Vorurteil der (menschlichen) Autorität, in dem noch die meisten stecken,²⁴³ widerspricht. Derartige Autoritäten werden im Text immer wieder identifiziert und angegriffen, sei es in der Behauptung, dass die Schriften berühmter katholischer wie auch protestantischer Männer zu dieser Thematik auf unwahre Geschichten rekurren,²⁴⁴ oder in der Feststellung, dass es in den Hexenprozessen nie ein *Corpus delicti* gegeben habe.²⁴⁵

In diesem Sinne versteht sich auch in seinem Traktat *De origine ac progressu processus inquisitorii* die Kritik an der *Dämonomanie*, da sich diese entweder auf in Verhören erpresste Geständnisse oder aber auf alberne Märchen stützt.²⁴⁶ Mit dieser Kritik an der Sachhaltigkeit der dämonologischen Argumentation schließt er an die Theorien an, die bereits in den Werken zur Vernunft-Lehre ausgeführt wurden und überführt sie damit in einen konkreten Handlungsbezug. Thomasius versucht, durch eine genaue historische Analyse den Hexenglaubens zu rationalisieren und so das Dickicht der verschiedenen Meinungen und Publikationen zu lichten. Diese Kritik blockiert die dialektische Reproduktion des dämonologischen Diskurses. Dass dieser Prozess länger dauert und nicht geradlinig verläuft, mag zum einen der sog. „Hexenkrieg“ belegen, bei dem in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. noch einmal der Hexenglaube intensiv debattiert wurde,²⁴⁷ sowie die schlichte Tatsache, dass zwischen der theoretischen

²⁴¹ Thomasius, Christian. *Außübung der Vernunft-Lehre* [...] Halle, bei Christoph Saalfelden: [1691] [Reprint Hildesheim, Olms: 1968]; I, 91; S. 44.

²⁴² Vgl. dazu Schröder, *Topik und Jurisprudenz*, S. 42.

²⁴³ „[...] autoritatis praejudicium, cui quam pluri adhuc immersi sunt“. Thomasius, Christian. *De crimem magicam*, § 1. Zitiert nach: Thomasius, Christian. *Über die Hexenprozesse*. Überarbeitet und herausgegeben von Rolf Lieberwirth. Weimar, Böhlau: 1967; S. 32-107, hier S. 34.

²⁴⁴ „Fabulis de Magis referta sunt scripta Virorum celeberrimorum tam Catholicorum, quam Protestantium“. Thomasius, *De crimem magicam*, § 2, S. 36. Hier ist auch die Verwendung des Begriffes „fabula“ aufschlussreich, der im Gegensatz zur „historia“ dezidiert unwahre oder erfundene Geschichten bezeichnet.

²⁴⁵ „Numquam in processu contra sagas adfuit corpus delicti“. Thomasius, *De crimem magicam*, § 48, S. 94.

²⁴⁶ „...potissimum tamen ad exempla confessionum talium provocans, aut ad fabellas putidissimas“. Thomasius, *Processus inquisitorii contra sagas*, § 74. Zitiert nach: Thomasius, Christian. *Über die Hexenprozesse*. Überarbeitet und herausgegeben von Rolf Lieberwirth. Weimar, Böhlau: 1967; S. 108-217, hier S. 200. Thomasius bezieht sich hier vor allem auf das Kapitel II, 4, das in der vorliegenden Arbeit noch genauer untersucht wird, vgl. Kap. 11.

²⁴⁷ Die Auseinandersetzung wurde im Oktober 1766 durch Don Ferdinand Sterzingers „Akademische Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerey“ vor der bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgelöst, und resultierte in einer Flut an Schriften von Befürwortern und Gegnern des Hexenglaubens, wobei am Ende die Gegner (und mit ihnen die Sache der Aufklärung in Bayern) den Sieg davontrugen. Die Debatte lässt sich beschreiben als „eine Aufklärungsdebatte, die mit großer Wahrscheinlichkeit bewußt inszeniert worden ist, die aber bald die Grenzen der üblichen gelehrten Debatten sprengte, weil alle Schichten

Ausarbeitung der Vernunft-Lehre, die gegen die alte Dialektik gerichtet ist, und ihrer praktischen Anwendung auf die Dämonologie Thomasius' Stellungnahme im Spruchkolleg 1694 stattfand.

Zusätzlich zu dem Bündel an soziokulturellen Ursachen, das im Laufe des 17. und 18. Jhs. dafür sorgte, dass die Figur der Hexe als Verursacherin von Unglück gesellschaftlich nicht mehr notwendig war, ist auch der grundlegende Wandel von Strategien der Generierung und Organisation von Wissen anzusetzen. Hierbei geht es nicht um die Vorstellung eines „aufgeklärten Menschen“, der an solche Dinge schlichtweg nicht mehr glaubt, sondern um den Wechsel in der Methodik, Erzeugung und Darstellung des Wissens. Eine im Verlauf des 17. Jhs. auf Empirie und bei Thomasius auf Rationalität ausgerichtete *Inductio* hat schlichtweg keine dialektischen Möglichkeiten mehr, die Hexenfigur zu denken und zu belegen.

der Bevölkerung daran Anteil nahmen“ (Behringer, Wolfgang. Der „Bayerische Hexenkrieg“. Die Debatte am Ende der Hexenprozesse in Deutschland. In: Das Ende der Hexenverfolgung. Hg. v. Sönke Lorenz, Dieter R. Bauer. Stuttgart, Steiner: 1995; S. 287-313; hier S. 310).

D. Argumentationsstrategien

Im folgenden Abschnitt soll anhand konkreter Beispiele aus der *Dämonomanie* gezeigt werden, wie sich die geschilderten topischen Mechanismen innerhalb der Argumentationsstrategie des Textes wiederfinden lassen und welche Auswirkungen diese Mechanismen auf den Text selbst haben. Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt dabei nicht nur auf inhaltlichen Aspekten, sondern auch auf der Frage, wie die Argumentation im Text im Detail aufgebaut wird. Es werden dazu zwei Kapitel im Hinblick auf den Argumentationsaufbau einem *close reading* unterzogen, wobei die Ergebnisse (mit entsprechenden Modulationen) exemplarisch durchaus für den ganzen Text stehen können.

Untersucht wird das Kapitel I, 1 (F 1591, S. 1-7), das die dem Text zugrunde liegende Definition der Hexen darstellt und weiter ausführt sowie das Kapitel II, 4 (F 1591, S. 100-112), das sich mit dem expliziten Teufelspakt beschäftigt. Diese Auswahl beruht auf den verschiedenen argumentativen Strategien, die sich in den beiden Kapiteln festmachen lassen. Um die Einbettung der beiden Kapitel im Kontext des Textes zu verdeutlichen, soll zunächst auf die Gliederung des gesamten Textes eingegangen werden.

9. Die Gliederung der *Dämonomanie*

In seiner Grundstruktur ist der Text um eine nachvollziehbare Gliederung bemüht, die den Zugang zur dunklen und schwer verständlichen Materie der Dämonologie erleichtern soll. Die Textstruktur wird zum Ende der „Vorred“ vorgestellt:

Damit aber vnser fürhabend materi/ so für sich selbst sonst schwer vnd dunckel/ desto baß verstanden werde/ so habe ich gegenwertiges Werck inn vier folgende theil angestellet.

I. Im ersten Buch wirt gehandelt von den Naturen der Geister/ vnd wie dieselbigen sich mit den Menschen vereinigen oder gesellen: Auch von den Göttlichen Mitteln geheime verborgene sachen zu wissen: vnd demnach auch von Natürlichen Mitteln/ zugleichem end zugelingen.

II. Im zweiten Buch/ werden Summarisch auff's kürzest/ so möglich gewesen/ die Künstlein/ vnd vnzimliche Mittel der Zauberer vnnd Hexen angerührt: Doch also/ daß keiner darauß gelegenheit schöpfen mag/ daß böß zu seim vorthail zuziehen. Sondern allein vmb vorspieglung der Netz vnd Strick/ darvor sich jeder zuhüten hat: vnnd zubehülff der Richter/ die stäts der weil vnd muß haben/ dergleichen ding zuersuchen vnd nachzuforschen/ vnnd gleichwol gern bericht hetten/ daß Vrtheil recht zufellen.

III. Im dritten Buch wirt von zimlichen Mitteln gehandelt/ wie man den

Zaubereien vorkommen oder sie wider vertreiben solle.

III. Im vierdten dem letsten wirt angehenckt/ die widerlegung des Doctor Johan Weier/ vnd die aufflösung der Argument/ welche man inn disem Handel erregen möchte. [...] (F 1591, Vorred)¹

Diese Inhaltsangabe bildet die Gliederung des Textes übersichtlich ab und illustriert zugleich exemplarisch die begrenzte Reichweite dieses logischen Gerüsts. Der deutsche Text übernimmt hier die Anzahl der Bücher aus der französischen Vorlage (vgl. B i 3r), ohne dabei auf das Problem einzugehen, dass er ein Buch mehr beinhaltet, da hier die Widerlegung Johann Weiers als viertes Buch gezählt wird (die französische Version erwähnt die Widerlegung lediglich, ohne ihr jedoch den gleichen Rang wie den anderen Textelementen einzuräumen). Dementsprechend wird in der Übersicht der deutschen Version das vierte Buch, „Von Rechtmässiger Ausbkundschaftung/ Erforschung/ Inquisition/ vnnnd Straffung gegen den Hechßen vnd Zaubern für zunehmen“ (F 1591, S. 200),² unterschlagen. Im Text selbst erscheint die Widerlegung Weiers dann korrekt gezählt als fünftes Buch (vgl. F 1591, S. 258).

Diese Unstimmigkeit sollte nicht überbewertet werden, sie illustriert jedoch die Grundtendenz des Textes, eine übersichtliche und straffe Argumentationsführung zugunsten der *Copia* des Materials zurückzunehmen. „Die Fülle von kurz angeschnittenen Einzelproblemen, die fortwährende Wiederholung beliebter Themen und die ungebändigte Zitierfreude [...] vermitteln [...] zunächst den Eindruck völliger Systemlosigkeit.“³ Der Text ist jedoch, wie sich insbesondere im Kapitel I, 1 zeigt, alles andere als systemlos oder unstrukturiert. Ursula Lange betont, dass die zahllosen Digressionen „bewußt gesetzte Einzelpfeiler einer um strengste Gedankenordnung bemühte Methode“⁴ sind, die deutliche ramistische Spuren aufweist. Dies ist für das 16. Jh. nicht weiter verwunderlich, da der Ramismus im Sinne einer Universaltopik zumindest in Grundzügen eines der gängigsten Ordnungsschemata dieser Zeit war, dessen Einfluss sich auch in anderen Werken Bodins abzeichnet.⁵ Er kam jedoch als ein Ordnungssystem, das auf topischen Funktionen aufbaut, mit der Zunahme der Wissensmenge, die er zu verwalten und zu organisieren hatte, immer stärker in Bedrängnis.⁶ Neben dem

¹ Dabei sind derartige Überblicke über den Gesamtaufbau sehr selten. Es findet sich lediglich am Ende des zweiten Buches noch ein Absatz, der den Inhalt der ersten beiden Bücher knapp rekapituliert (vgl. F 1591, S. 145), ansonsten fehlen vergleichbare Passagen im Text.

² Vgl. B, pag. i3r: „Au quatrieme liure de l’inquisition, & forme de proceder contre les Sorciers, & des preuues requises pour les peines contre eux ordinnées“ bzw. „DE L’INQUISITION DES SORCIERS, LIVRE QVATRIESME“ (B, pag. 165r).

³ Lange, Untersuchungen zu Bodins Demonomanie, S. 34.

⁴ Ebda.

⁵ Zur Verbindung zwischen Bodin und Ramus vgl. zentral McRae, Kenneth. Ramist Tendencies in the Thought of Jean Bodin. *Journal of the History of Ideas* 16 (1955), S. 306-323; sowie ders., A Postscript in Bodin’s Connection with Ramism. In: *Journal of the History of Ideas* 24 (1963), S. 569-571.

⁶ Vgl. dazu (am Beispiel von Zwingers *Theatrum Humanae Vitae*) Schmidt-Biggemann, Topica Universalis, S. 59-66.

Register der dritten deutschsprachigen Auflage⁷ sind ebenso die inhaltlichen Digressionen Beleg für die nur schwer zu beherrschende Fülle des Materials. Innerhalb eines topischen Systems wächst nicht nur die Menge an versammeltem Wissen, sondern exponentiell dazu auch die Anzahl an möglichen topischen Kopplungen, die bei der Darstellung berücksichtigt werden müssen. Diese Mechanismen zeichnen sich besonders im Kapitel II, 4 ab. Hier durchbrechen die Anschlussmöglichkeiten der aufgeführten Beispiele immer wieder den Argumentationszusammenhang, zu dessen Unterstützung sie eigentlich herangezogen werden. Die von Erasmus eingeforderte *Copia exemplorum* (s. u.) lässt sich nicht frei und unproblematisch in der Argumentation disponieren, sondern entwickelt eine eigene Dynamik, die als zentrifugales Element die Textkohärenz immer wieder bedroht. Angesichts dieser Fülle kann auch die Orientierung an ramistischen Ordnungsfunktionen kein Garant mehr für eine straffe Kohärenz des Textes sein.

Kapitel I, 1 beginnt, die dem Text vorangesetzte Definition der Hexen bzw. Zauberer genauer zu erläutern. Dabei schließt das Kapitel I, 1 diese Ausführungen keineswegs ab, erst das Gesamtbild der ersten zwei Bücher bietet einen vollständigen Kommentar in dem Sinne, dass alle relevanten Aspekte der Definition angesprochen wurden. Dieser inhaltlichen Schwerpunktsetzung entsprechend argumentiert das Kapitel zumeist, wie ich noch zeigen werde, zumeist über Bibel- oder über Autoritätsbelege.⁸ Im ersten Kapitel findet sich neben der Definition der Hexen die Betrachtung der Unterpunkte „fürsetzlich vnd wissentlich“ sowie eine Abhandlung über die Natur und Herkunft der Dämonen, die gewissermaßen das Adjektiv „teuflich“ des Begriffes „Teuffelische Mittel“ betrifft. Die weiteren Aspekte werden in späteren Kapiteln abgehandelt: Kap. I, 2 betrifft die Art und Weise, wie sich Geister zu den Menschen gesellen, I, 3 die daraus resultierende Frage, wie man bei einer solchen Geistererfahrung zwischen guten und bösen Geistern unterscheiden kann. Kap. I, 4 setzt die Betrachtungen von I, 3 fort: Da ein großer Teil der Geisterpakete sich mit Fragen der Vorsehungen und des Wahrsagens beschäftigt, werden hier die Mittel des Wahrsagens in vier Kategorien eingeteilt: göttlich, menschlich, natürlich oder teuflisch. Kap. I, 4 beschäftigt sich mit den göttlichen Mitteln, I, 5 mit den natürlichen, Kap. I, 6 und 7 mit den verbotenen Mitteln.

Das zweite Buch handelt von „der Magy oder Zauberey inn gemeyn/ vnd ihren mancherley weisen/ geschlechten vnd Arten“ (F 1591, S. 66). Es werden hierbei verschiedene Aspekte, die aus dem elaborierten Hexereidelikt bekannt sind,⁹ genauer besprochen. Das erste

⁷ Vgl. dazu Kap. 19.

⁸ Zur Provenienz dieser Autoritäten vgl. auch Kap. 10.1.

⁹ Vgl. zu den rechtsgeschichtlichen Aspekten Kap. 3.

Kapitel beleuchtet den Begriff der Magie eingehender (und greift dabei schwerpunktmäßig die Thematik der Wahrsagetechniken auf), das zweite Kapitel die geheime Anrufung böser Geister, das dritte die ausdrückliche Anrufung.¹⁰

Das Kap. II, 4 reiht sich in diese Kette der Vergehen der Hexe ein. Hier wird der Aspekt des Abfalls von Gott, der Apostasievorwurf, zusammen mit der Frage der leiblichen Ausfahrt der Hexen genauer betrachtet. An diesem Kapitel lässt sich die veränderte Argumentationstechnik zwischen dem ersten und zweiten Buch gut darstellen. Da die dargestellten Handlungen im Kontext des elaborierten Hexereideliktes ein relativ neues Vergehen darstellen, ist eine Absicherung der Argumentationsführung über biblische oder antike Autoritäten kaum möglich (es werden jedoch an verschiedenen Stellen antike Motive im Sinne der frühneuzeitlichen Hexenlehre gedeutet). Sie müssen daher über Rückgriffe auf den gemeinsamen kulturellen Sinnhorizont abgesichert werden, wie sie im Sinne der humanistischen Dialektik z. B. durch Exempla möglich sind.

In Kap. II, 5 wird der Gedanke der „Verzuckung vnnnd Verruckung“ (F 1591, S. 112) der Hexen fortgeführt. Kap. II, 6 beschäftigt sich mit Fragen der Lykanthropie, der Verwandlung von Menschen in Wölfe, das siebte Kapitel mit der Teufelsbuhlschaft. Im achten Kapitel wird dann die Frage nach dem Schadenszauber behandelt, so dass mit dem Ende des zweiten Buchs die Beschreibung des Hexereideliktes im Prinzip abgeschlossen ist.

Das komplette dritte Buch beschäftigt sich (mit verschiedenen Digressionen und Exkursen) mit den Möglichkeiten, sich vor Hexerei zu schützen. Es finden sich hier eine Vielzahl von Schilderungen magischer Rituale aus dem Volksglauben, die immer wieder auf ihre Legitimität im System der gelehrten Dämonologie hin geprüft werden. Zumeist werden sie verworfen, grundsätzlich empfiehlt der Text festes Vertrauen auf Gott und Beten als Gegenmittel, tatsächlichen Handlungen, die sich außerhalb eines kirchlich-dogmatischen Ritus befinden, steht er kritisch gegenüber.

Im vierten Buch wird der juristische Hintergrund der Dämonologie dargestellt, wobei sich aus diesem Abschnitt die besondere Schärfe der Dämonomanie begründet. So wird z. B. das ausführliche Beweisrecht der Carolina vereinfacht und pragmatisiert, gemäß dessen ein Beweis durch einen zweiten Zeugen bestätigt werden muss, um vollständig zu sein und als Grundlage für eine Befragung unter Folter dienen zu können.¹¹ Die *Dämonomanie* führt aus,

¹⁰ Diese Trennung zwischen geheim und ausdrücklich basiert auf der Unterscheidung zwischen einem expliziten und einem geheimen Pakt zwischen Hexe und Teufel, die seit Albertus Magnus Eingang in die Dämonologien gefunden hat. Vgl. dazu z. B. Dillinger, *Hexen und Magie*, S. 45f.

¹¹ Dies wird beispielsweise im Art. 23 formuliert: „Item eyn jede gnugsame anzeygung darauff man peinlich fragen mag, soll mit zweyen guten zeugen bewisen werden.“ Zitiert nach: *Die Peinliche gerichtordnung Kaiser Karls V. und des Heiligen Römischen Reichs von 1532 (Carolina)*. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich-Christian Schroeder. Stuttgart, Reclam: 2000; hier S. 34; vgl. dazu auch Art. 67. Insbesondere bei

dass eine solche Bestätigung in dämonischen Sachen nicht verlangt werden kann: „Vnnd warlich/ wer wolt inn solchen Abschewlichen händelen/ die endweder Nachts/ oder in Einöden/ in Speluncken und Hülen [i. e. Höhlen] vorgehen/ eine Namhaffte anzahl Zeugen forderen können?“ (F 1591, S. 211).¹² Ein Beweis besteht demnach nicht erst dann, wenn zwei Zeugen dieselbe Sache bestätigen, sondern auch, wenn sie voneinander unabhängige Vorwürfe erheben, die sich beide in das Deliktverständnis der Hexe eingliedern lassen.

Das fünfte Buch (in der Zählung der deutschen Version) widerlegt die Ansichten Johann Weiers. Hier geht der Text, wie bereits dargelegt, auf einer breiten Front vor, wobei in der Forschung zumeist die Melancholie-Debatte betont wird.

Diese oberflächliche thematische Gliederung wird jedoch immer wieder im Text unterlaufen. So findet sich z. B. in Kap. III, 3 die Frage, ob Hexen auch in der Lage sind, Menschen Vorteile zu verschaffen. Diese Frage schließt sich zwar an das Kapitel II, 2 an, das den Schadenszauber und möglichen Schutz davor behandelt, so dass der thematische Zusammenhalt des dritten Buches gemäß der Inhaltsangabe am Ende der „Vorred“ gesichert ist. Gleichzeitig wird aber erst hier (und nicht mit dem Ende des zweiten Buches) die Analyse der Definition zu Beginn des Textes endgültig abgeschlossen: Hexen und Zauberer bemühen sich zwar, mit teuflischen Mitteln verschiedene Zwecke zu erreichen, sie können sich selbst (und anderen) damit jedoch keinen Vorteil verschaffen: Am Ende profitiert lediglich der Teufel von magischen Handlungen, indem entweder der Schöpfung Schaden zugefügt wird, oder indem er Seelen für sich gewinnt.

Meine Lesart bei der Analyse der beiden Kapitel I, 1 sowie II, 4 folgt Lexien, also Leseabschnitten,¹³ die von der Absatzstruktur des deutschen Textes vorgegeben wird. Sie stellen eine der auffälligsten Veränderungen der Textperformanz, der „Textaufführung durchs Medium“¹⁴ zwischen Bodins und Fischarts Text dar, die, ohne dass dies z. B. in der „Vorwar-

Anschuldigungen, die sich weniger auf eine konkrete Tat sondern auf den Ruf einer Person beziehen, sind mindestens zwei verlässliche Zeugen vorgesehen, vgl. dazu Art. 30 (S. 38): „... Aber so eyner etlich vmbstende, warzeychen, anzeygung, argkwon, oder verdacht beweisen will, Das sol er zum allerwenigsten mit zweyen guten tüglichen vnuerwürfflichen zeugen thun.“

¹² Eine vergleichbare radikalierende Funktion haben die Ratschläge für Richter auf den Seiten 203f., wo z. B. angeraten wird, nicht auf das Erscheinen der königlichen Prokuratoren zu warten, die dem Inquisitionstribunal vorsitzen sollen, sondern bereits vorher selbst durch Befragungen tätig zu werden.

¹³ Vgl. zu diesem Begriff Barthes, Roland. *S/Z*. Übersetzt von Jürgen Hoch. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1998; S. 18. Während bei Barthes diese Einteilung willkürlich durch den Leser erfolgt, folgt meine Analyse den Absatzstrukturen, die sich, wie noch gezeigt werden soll, nicht an den Barthes'schen Konnotationen, sondern an rheorisch-argumentativen Strukturen orientiert.

¹⁴ Knappe, Joachim, Dietmar Till. Kapitel „Deutschland“ in: Renaissance. Hg. v. Albrecht Noe. Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt: 2008 (=Geschichte der Buchkultur, 6); S. 231-304; hier S. 287. Dabei weist die Tatsache, dass auch Fischarts Ausgabe des *Malleus Maleficarum* (im Rahmen der *Malleorum*-Sammlung bei Basse in Frankfurt, ab 1582) Absätze verwendet, darauf hin, dass es sich dabei um eine allgemeinere Editonsstrategie handelt.

nung“ ausdrückliche Erwähnung findet, in den deutschen Versionen vorgenommen und in allen drei Auflagen unverändert beibehalten wird. Ich werde auf diesen Zusammenhang am Ende dieses Blocks noch genauer zu sprechen kommen. Eine Zusammenfassung der beiden Kapitel, die diese Absatzstruktur berücksichtigt, findet sich im Anhang.

Die zentralen Mittel, die innerhalb der Argumentation die notwendige Evidenz produzieren, lassen sich auf eine Dreiergruppe an rhetorischen *Loci* zurückführen. Dies ist der Beleg über Autoritäten (*Agricolae Pronunciata*), etymologische Betrachtungen (*Etymologia*)¹⁵ sowie die Beweisführung über Exempel (*Exempla/ Comparata*). Diese Liste ist im Hinblick auf den kompletten Text nicht unbedingt vollständig (hier spielen, wie bereits dargestellt,¹⁶ auch die *Accidentia* eine gewisse Rolle), sie stellt jedoch in den beiden analysierten Kapiteln den Grundstock an rhetorischen Funktionen, die in verschiedener Gewichtung herangezogen werden.

10. Autoritäten

Der Locus der *Pronunciata*, zu dem die Autoritäten gehören, umfasst bei Agricola alle vorhergehenden Aussagen zu einem Redegegenstand, ob in positiver oder negativer Weise: „*Pronunciata autem dicimus, quae quisquam ulla de re, ut affirmaret aut negaret, est elocutus.*“¹⁷ Diese werden bei ihm, in deutlicher Abgrenzung zur antiken Rhetorik Aristoteles', Ciceros und Quintilians, zu den *Loci* gezählt.¹⁸ Gemäß der antiken Rhetorik liegen die *Pronunciata* als *Probationes inartificiales* außerhalb der eigentlichen dialektischen Kunstlehre der Argumentenfindung, da sie nicht vom Redner selbst, sondern von Dritten stammen. Weil sie jedoch in einer Rede auch Mittel zur Erzeugung von Glaubwürdigkeit sind („*fidei[] parandae sunt instrumentum*“),¹⁹ übernimmt Agricola sie in den Katalog seiner *Loci*.

Es lassen sich zwei Klassen bilden, einmal die *Pronunciata* göttlicher Art, die durch die Stimme Gottes oder seiner Boten übermittelt werden, und die menschlicher Art, die ihren

¹⁵ Da sich gerade an den etymologischen Passagen markante Unterschiede zwischen der französischen und der deutschen Version festmachen lassen, wird dieser *Locus* im Zusammenhang des Textvergleichs abgehandelt, vgl. Kap. 17.3.

¹⁶ Vgl. zur Humanistischen Dialektik Kap. 6.

¹⁷ Agricola, *De inventione*, I, 23; S. 138.

¹⁸ Unabhängig von dieser unterschiedlichen Einordnung misst jedoch auch Quintilian den Autoritätsbeweisen (der *Auctoritas*) große Überzeugungskraft zu. Hierbei sind, wie bei Agricola und später Erasmus, die jeweiligen Quellen zweitrangig. Als mögliche Quellen dieser Belege führt Quintilian ganze Völkern, weise Menschen, berühmte Bürger, angesehene Poeten, aber auch umgangssprachliche Wendungen und Ansichten an; Vgl. Quintilian, *Institutio Oratoria*, V, 11, 36; Bd. 1, S. 612.

¹⁹ Agricola, *De inventione*, I, 23; S. 138.

Ursprung in den Menschen haben, wozu eben auch die Aussprüche gelehrter, berühmter oder mächtiger Männer sowie das im Volk umgehende Gerede und Gerücht, sowie entweder durch religiöse Riten (wie beim Eid), oder durch Folter (wie beim Verhör), erzwungene Aussagen zählen:

Sunt ergo pronunciata omnia aut divina aut humana. Divina sunt, quaecunque die vel numinis voce proferetur [...] Humana sunt, quorum prima est à nobis origo. Quae [...] sunt posita vel [...] et doctorum, clarorum aut magnorum virorum sententiae, et rumor famaue populi, vel inoratione expressa: aut religione (ut iurata), aut tormentis (ut quaesita).²⁰

Wichtig ist bei diesem *Locus*, dass die zitierten Aussagen nach dem Dafürhalten des Volkes, also vor einem kollektiv geteilten Sinnhorizont, als wahr gelten müssen.²¹ Glaubwürdig sind unter anderem die Dinge, die unzweifelhaft wahr sind („quia vera esse certum est“), oder die von sich aus glaubhaft sind („quia sunt per se probabilia“), oder die anderen, wahren Dingen, ähneln („quia aliis veris similia sunt“).²² Die notwendige Evidenz bzw. *Verissimilitudo* schöpft also die Argumentation des ersten Kapitels aus dem ständigen Abgleich der einzelnen Propositionen mit Aussagen der Bibel oder mit Ansichten kanonisierter Autoritäten.

Die zentrale Stellung von Autoritäten im Beweiskonzept Bodins wurde bereits im Zusammenhang mit der Thematik der *Experientia* erwähnt. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass sich im Kapitel I, 1 viele Belege über Autoritäten finden.²³ Die Trennung zwischen göttlichen und menschlichen Autoritäten wird in der *Dämonomanie* deutlich gezogen: Die Aussagen der Bibel haben den Status von Tatsachenberichten, die nicht weiter verifiziert werden müssen. Ihnen kommt eine unhinterfragbare Autorität zu, die weit über der Glaubwürdigkeit menschlicher Aussagen steht. Demgemäß können menschliche Quellen kritisiert werden (dies trifft Aristoteles und die Neuplatoniker im Text besonders häufig, Augustinus z. B. sehr viel seltener), biblische Aussagen behalten im Gegensatz dazu ihren Wahrheitsanspruch auch noch, wenn sie direkt im Widerspruch zu anderen Passagen stehen. Dies zeigt sich beispielsweise in den beiden im Text angeführten Erklärungen zum Ursprung des Teufels. Zum einen wird er als gefallener Engel beschrieben (2, 5),²⁴ mit Verweis auf den

²⁰ Agricola, *De inventione*, I, 23; S. 140f. Agricola zieht zur Erklärung seiner *Loci* Beispiele aus der antiken Literatur heran, so dass es hier nicht weiter verwunderlich ist, dass er die Bibel als Quelle für göttliche *Pronunciata* nicht ausdrücklich erwähnt.

²¹ Vgl. Agricola, *De inventione*, I, 23; S. 144f.

²² Agricola, *De inventione* II, 17, S. 310.

²³ Im Gegensatz dazu verwendet das Kapitel II, 4, wie noch gezeigt werden soll, Autoritätenbelege in sehr viel geringerem Maße.

²⁴ Zur Zitiertechnik: Bei der Analyse der beiden Kapitel werden sowohl Seiten wie auch die einzelnen Absätze jeder Seite gezählt. Eine inhaltliche Zusammenfassung der beiden Kapitel, die diese Zählung berücksichtigt, findet sich im Anhang.

Sturz des Drachen (Apk 12) sowie auf Augustinus, zum anderen, mit Verweis auf Hiob 40 und Jes 54, als von Anbeginn geschaffene Kreatur, die als Widersacher der Schöpfung auftritt (2, 8). Diese Doppelung, die sich daraus ergibt, dass sich beide Versionen anhand der Bibel als letztmögliche Autorität belegen lassen, scheint für den Text unproblematisch zu sein, da im Endeffekt beide Ursprünge die für den dämonologischen Diskurs relevante Position des Teufels als Gegenpart zur Schöpfung betonen, und in diesem Sinne in der Zusammenfassung in 4, 5 auch parallel aufgeführt werden.

Die hier angesprochenen Autoritäten zeichnen bereits den Katalog vor, dessen sich die Dämonomanie Verlauf bedient. Im Kapitel I, 1 ist die Bibel die zentrale Autorität. Aus dem Kreise der antiken Philosophen begegnet man, kollektiv genannt, den Akademikern, Stoikern und den Peripathetikern, während die Epikureer zumeist als Gegenbeispiele verworfen werden. Namentlich genannt werden z. B. Aristoteles, Empedokles, Pherekydes, Plato, Plutarch, Proklus und Ptolemäus sowie aus der Gruppe der spätantiken Neuplatoniker Plotin, Porphyrius, und Iamblichus. Als Vertreter der römischen Antike findet sich immer wieder Cicero, dessen Verehrung in humanistischen Kreisen größtenteils auf seiner Bedeutung für die Rhetorik lag. An verschiedenen Stellen taucht Hermes Trismegistos auf, der angebliche vorplatonische Verfasser des *Corpus Hermeticum*. Als normative Autorität für christliche Dogmen wird aus dem Kreis der Kirchenväter und Apologeten immer wieder Augustinus herangezogen, sowie Dionysius und Eusebius. Mittelalterliche Quellen finden sich weniger, der Text verweist hier auf Petrus Lombardus (als „Meister der Sentenzen“), sowie auf den etwas späteren Text der Determination der Sorbonne aus dem Jahre 1398,²⁵ der jedoch noch in der Tradition eines mittelalterlichen Hexenbilds steht. Charakteristisch für die Dämonomanie und ein Alleinstellungsmerkmal innerhalb des dämonologischen Diskurses sind die affirmativen Rückbezüge auf jüdische Traditionen, insbesondere auf Moses Maimon oder auf Philo Hebraicus (i. e. Philon von Alexandria).

Ohne dass diese Liste für den gesamten Text vollständig ist, zeigt sie jedoch deutlich die Grundtendenzen bei der Verwendung von Autoritäten: Die griechische Antike stellt nach wie vor das Fundament des Lehrgebäudes, auch wenn Aristoteles, für das 16. Jh. und für Bodin durchaus zu erwarten, immer wieder kritisiert wird. Autoritäten aus der römischen Antike (wie z. B. Cicero) treten hingegen seltener in Erscheinung. Unproblematisch und für den dämonologischen Kontext zentral sind die Vertreter des spätantiken Neuplatonismus.²⁶ Als maßgebende Autorität für christliche Dogmen erscheinen immer wieder die Apologeten, sehr

²⁵ Vgl. zu der Herkunft dieser Determination ausführlicher Kapitel 11.1, FN 41.

²⁶ Der Renaissance-Neuplatonismus tritt im Text jedoch aufgrund seiner konzeptuellen Nähe zur Magie seltener in Erscheinung, und wird durchaus kritisch markiert. Vgl. dazu Kap. 15. 1.

viel seltener finden sich spätere oder zeitgenössische christlich-dogmatische Quellen. Eine Besonderheit der *Dämonomanie* (und des Bodin'schen Denkens) ist die große konzeptuelle Nähe zur jüdischen Überlieferung, so wird auch die im dämonologischen Kontext schnell problematische Kabbala im Text positiv konnotiert: „Dann die Cabala ist nichts anders dann die ware gerechte Außlegung des Gesatzes Gottes/ so vnter den Buchstaben verborgen liget/ oder der Buchstaben andeutet vnd bescheinet“ (F 1591, S. 47f.).

10.1 Autoritäten in Kapitel I,1 und II,4

Wie bei Agricola vorgezeichnet, dienen Autoritäten in Kapitel I, 1 dazu, verschiedene Aussagen im Sinne von Lehrsätzen im kollektiven Wissenshorizont zu verankern. Diese Argumentationsstrategie entspricht dem Ziel des ersten Buches, die Grundlagen der Dämonologie darzustellen. Da hier noch nicht auf Detailfragen des elaborierten Hexereidelikts eingegangen wird, ist der Fundus an verlässlichen Autoritäten, die herangezogen werden können, deutlich größer als beispielsweise in Kapitel II, 4, das in sehr viel stärkerem Maße auf Exempelgeschichten angewiesen ist.

Die Unterschiede beschränken sich nicht nur auf die Frequenz von Autoritätenbelegen, sondern erstrecken sich auch auf den funktionalen Bereich. Im Absatz 4, 1 wird die Sterblichkeit (bzw. Endlichkeit) von Dämonen über Autoritäten belegt:

Dieses ist kürztlich die meinung etlicher Hebraischer Theologen/ darmit auch die Alten Griechen seind eingenommen gewesen. Dann wir sehen/ daß Plutarchus^a unter anderen ursachen/ die er fürwendt/ warumb die Oracula oder Warsagungen der Geister hin vnnd wider auffgehört haben (welchs dann Cicero^b schreibt/ lengst vor im geschehen sein) auch sagt, daß das leben der Daemonien oder Geister sein gewiß bestimpt ziel habe/ vnnd als bald dasselb sein endtschafft erreicht gehabt/ auch die Oracula zu ihrem ende geloffen seien [...] ²⁷

Hier dient Plutarch als Autorität für das auch bei Cicero belegte Verstummen der Orakel, das auf das Verschwinden der relevanten Geister zurückzuführen ist. Beide Autoren fungieren hier nicht als Lieferanten von Exempelgeschichten, sondern als Garanten für dämonologische Dogmen. Anders gestaltet sich ein Rückgriff auf Plutarch im Kapitel II, 4, der den Schwerpunkt auf den narrativen Gehalt einer Belegstelle legt: „Gleichmäßigs ist auch/ wie

²⁷ Unterstützt wird diese These im folgenden Abschnitt durch eine Exempelgeschichte (als Quelle wird Eusebius und Plutarch angegeben), in der der Schiffer Thamus den Tod des Pan verkünden soll. Dieses Exempel wird jedoch durch eine Marginalie relativiert, die betont, dass sich dieser Tod auch auf den Tod Christi beziehen kann.

Plutarchus erzehlet/ dem ersten Römischen König Romulo begegnet: Dann als er im Geißfeld gewesen/ ist mit eim Vngewitter ein Windwürbel kommen/ der hat ihn auff gehebt: vnd ist darnach nimmermehr gesehen worden.“ (F 1591, S. 107, 7). Die Funktion der Namensnennung besteht hier darin, die Glaubwürdigkeit der Exempelgeschichte zu untermauern. Dem entspricht auch der Umgang mit den Literaturverweisen: Über Indices (im Zitat durch die hochgestellten Buchstaben ^a und ^b wiedergegeben) wird in I, 1, Absatz 4, 1 am Rand auf den jeweiligen Text Plutarchs bzw. Ciceros verwiesen. Der Schwerpunkt der Passage liegt auf der Autorität der beiden Autoren, wobei ihre namentliche Erwähnung ausreicht. Der Textbeleg am Rand dient dabei als Supplement eines Zitats, dessen narrativer Gehalt an dieser Stelle für die Argumentation nicht notwendig ist. Ganz anders arbeitet die Passage 107, 7 aus Kap. II, 4. Plutarch wird hier paraphrasiert, da hier narrative Aspekte und topische Details der Exempelgeschichte die argumentative Kohärenz und die Beweisfunktion des Absatzes absichern. Das Exempel spricht hier gewissermaßen für sich selbst, so dass der Name Plutarchs als Supplement erscheint, während eine Quellenangabe vollständig fehlt. Die Marginalie betont inhaltliche Aspekte („Romulus wird vom Teuffel verzuckt.“), die den Zusammenhang mit der Argumentationsführung in der Passage unterstreicht.²⁸

Obwohl sich das Kapitel II, 4, wie noch ausführlicher gezeigt wird, zum größten Teil anhand von Exempelgeschichten argumentiert, findet sich jedoch auch eine Passage, die an die Verwendung von Autoritäten im Kapitel I, 1 angelehnt ist. Es werden hier „vieler alter Theologen vnnnd Authoren gründtliche Meynungen/ der Hexen leibliche Hinfahrten belangend“ (108, 2) angesprochen. Es folgt in 108, 3 eine Liste von Autoritäten (Augustinus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Paulus Grillandus, Jakob Sprenger als mutmaßlicher Autor des *Malleus*). Diese Meinungen werden jedoch nicht weiter ausgeführt, sie verbleiben in der summarischen Kürze und werden nur durch Literaturangaben ergänzt. Hier werden keine narrativen Textpassagen zur weiteren Verwendung im dämonologischen Diskurs angeboten, sondern es wird versucht, den sich ansonsten frei bewegenden und nur durch *Exempla* gestützten Diskurs knapp in allgemeinen Lehrmeinungen zu verankern. Es erfolgt hier keine eigentliche Darstellung und Diskussion dieser Belege, es werden lediglich, vergleichbar mit dem summarischen Katalog an Belegen im Vorwort,²⁹ verschiedene Namen genannt, denen die Zweifler an der tatsächlichen und körperlichen Ausfahrt der Hexen widersprechen.

Da die grundsätzliche Existenz von Hexen im Text durch derartige, gewichtige Autoritäten im kollektiven Sinnhorizont verankert erscheint, können zusätzlich verschiedene Zeitge-

²⁸ Vgl. zum argumentatorischen Zusammenhang dieser Passage Kap. 11.3.

²⁹ Vgl. dazu Kap. 2. 1.

nossen (bzw. Autoren der Frühen Neuzeit) genannt werden, deren Schriften und Aussagen nicht den Rang von klassischen Autoritäten einnehmen können, sofern sie die generellen und abgesicherten Aussagen des Textes unterstützen. So finden sich neben bekannteren Dämonologen wie Paulus Grillandus, Jakob Sprenger (bzw. Heinrich Kramer/ Institoris) als Verfasser des *Malleus* oder Lambertus Danaeus eine ganze Reihe von Juristen, die Bodin Material zuspielten, Historiker wie Johannes Chartier, der Historiograph von Karl VII. (102, 4), Olaus Magnus (104, 1), oder Hugo Floriacensis (107, 6). Sofern sich diese Autoritäten nicht mehr, um die Formulierung Sokrates' aufzugreifen,³⁰ nur aus dem Kreis der berühmtesten und anerkanntesten Gelehrten rekrutieren, und sich in der Verwendung Quellenangaben inhaltlich problemloser Exempel annähern, erhöht sich der zur Verfügung stehende Spielraum einer Argumentationsführung erheblich. Dies geht nicht bis hin zu einer kompletten Beliebigkeit, es ist jedoch möglich, zur Steigerung der *Copia* verschiedene Disziplinen miteinander zu mischen.³¹

Ein ähnliches Bild ergeben die Verweise auf die Bibel. Diese wird im Kapitel I, 1 weitaus häufiger zitiert, zumeist im Hinblick auf Sentenzen und isolierte Aussagen, die den narrativen Gehalt der Nullstufe annähern.³² Diese Frequenz geht in II, 4 deutlich zurück, zusätzlich verschiebt sich der Schwerpunkt auf narrative Passagen (vgl. 102, 2; 110, 6; 111, 7; 112, 1).

Die Argumentation hat auf diese Weise mehr Freiraum zur Disposition. Während die Autoritäten im Sinne von Sentenzen und letztendlichen Belegen, wie im Kapitel I, 1 stärker der Fall, die Argumentation und Rede zu einem Ende führen, indem sie an nicht weiter verrückbare Aussagen und Grundsätze gekoppelt werden, verstärken sie im Kapitel II, 4 die Beweglichkeit des Diskurses. Eine Exempelgeschichte als Beweis ist keineswegs der Endpunkt der Argumentation, sondern ein Arsenal von möglichen topischen Kopplungen, an das immer neue Geschichten angeschlossen werden können. Kataloge von Autoritäten wie in 108, 3 verbleiben in summarischer Kürze, Exempelgeschichten werden ausgeschmückt und weiterführend verknüpft. Da eine Quellengabe in dieser Argumentation lediglich garantieren muss, dass die zitierten Geschichten hinreichend verlässlich sind, entlasten sie die Argumenta-

³⁰ Aristoteles beschreibt so die Gruppe von Menschen, deren Ansichten als *endoxa* gelten können, vgl. Topika I, I, 7 sowie Kap. 4. 1 in dieser Arbeit.

³¹ Genau dieses im Prinzip problematische Mischen der Disziplinen ist es, was in der Widerlegung an mehreren Stellen Johann Weier vorgeworfen wird, und mit was sich auch Fischart in seinen Widmungsvorreden intensiv auseinandersetzt. Vgl. dazu auch grundlegend Funkenstein, Amos. *Theology and the scientific imagination from the middle ages to the seventeenth century*. Princeton, Princeton University Press: 1986.

³² Vgl. Haug, Walter. *Exempelsammlungen im narrativen Rahmen. Von ‚Pañcatantra‘ zum ‚Dekameron‘*. In: *Exempel und Exempelsammlungen*. Hg. v. Walter Haug, Burghart Wachinger. Tübingen, Niemeyer: 1991; S. 264-287; hier S. 267.

tion um den Nachweis eines Realitätsbezuges. Sie engen jedoch dabei die rhetorisch-dialektische Invention keineswegs ein, sondern supplementieren sie. Für ein Diskurssystem wie die Wissenschaft von den Hexen, der sich vom Zwang eines Realitätsbezuges befreit hat, ist diese Funktion verständlicherweise von zentraler Bedeutung.

11. Textgliederung und argumentative Strategien

Es ist bereits angeklungen, dass sich diese unterschiedlichen argumentativen Strategien in die Textgliederung selbst einschreiben und so unmittelbar bestimmen, wie über welchen Aspekt von Hexen gesprochen werden kann. Dies soll im Folgenden anhand der beiden Kapitel I, 1 und II, 4 dargestellt werden.

11.1 Aufbau des Kapitels I, 1

Der Aufhänger des ersten Kapitels und damit des kompletten Textes ist die zu Beginn formulierte Definition der Hexen: „Ein Zauberer/ Hex oder Hexenmeister ist/ der sich fürsetzlich vnd wissentlich durch Teuffliche Mittel sich bemühet vnd vnderstehet sein fürnemen hinauß zutringen/ oder zu etwas dadurch zukommen vnd zugelingen.“ (F 1591, 1).³³ Erst das vierte Buch, in dem die juristischen Aspekte der Hexerei behandelt werden, schließt diese wissenschaftliche Betrachtung ab. Diese Definition wird im Text als juristische Neuformulierung des Hexereidelikts verstanden, deren Notwendigkeit sich daraus ergibt, dass der bisherige (gelehrte) Diskurs nicht in der Lage war, eine solche arbeitsfähige Definition zu liefern (1, 1). Sie soll nun „von stück zu stück“ analysiert werden (1, 2).

Der hier zentrale vorsätzliche Charakter des Hexereidelikts kann sehr knapp, innerhalb eines Absatzes definiert werden (1, 3). Der Text bedient sich dabei eines *Exemplum illustrans*:³⁴ Ein Kranker, der ohne sein Wissen „Teufflich Recept“ verwendet, handelt nicht vorsätzlich und daher nicht strafbar, dies ändert sich jedoch, wenn er darüber informiert wird, und das Medikament dennoch benutzt.

Dies leitet über zur Frage, wie sich „Teuffelische Mittel“ definieren lassen (1, 4).³⁵ Dies

³³ Die zentrale Stellung dieser Definition wird in der 1591er-Ausgabe zusätzlich unterstrichen, indem sie auch typographisch vor den Text gestellt wird. Sie steht außerhalb des zweispaltigen Satzes und ist in einer größeren Schrifttype gesetzt.

³⁴ Zur Definition des Begriffes s. u.

³⁵ Auch hier unterstützt der Drucksatz die Gliederung des Textes, indem der Begriff „Teuffelische Mittel“ größer gedruckt wird.

geschieht durch eine etymologische Betrachtung der griechischen, lateinischen und hebräischen Begriffe für „Teufel“. Die deutsche Version ergänzt in 1, 5 in einem knappen Zusatz, dass der deutsche Begriff „Teuffel“ offensichtlich vom Begriff „Diaboli“ abgeleitet ist und bietet eine zusätzliche Etymologie an, „wiewol es etliche vom Tieffen fall her ziehen“. Die vom Teufel bereitgestellten Mittel sind also Formen von „Aberglauben/ Grewel vnd Gottschändungen“.

Eine längere Passage des Kapitels beschäftigt sich mit der Frage nach dem Ursprung und der Herkunft des Teufels in der Schöpfung (2, 4 – 3, 6). Hier werden unverbunden zwei miteinander nicht vereinbare Versionen vorgestellt, einmal die Legende des Teufels als ursprünglich im Stand der Gnade geschaffener Geist, der später von Gott abgefallen ist, sowie der Teufel als gleichzeitig mit der Schöpfung erschaffener Widersacher.³⁶ Beide Thesen lassen sich mit denselben Strategien erhärten, mit dem Verweis auf die Bibel sowie auf antike Autoritäten.

Die Absätze 3, 7 bis 4, 2 belegen, dass der Teufel und die Dämonen im Gegensatz zu den Engeln endlich sind. Dem entspricht die kirchliche Lehre, nach der rechtschaffene Menschen ewig leben, böse Menschen hingegen ewig verdammt werden, nachdem sie ihre Strafen ausgestanden haben.³⁷

Absatz 4, 3 verbindet diese Thematik mit dem Hexereidelikt: Das Böse kommt auch daher in die Welt, weil Hexen mit einem teuflischen Liebhaber Kinder zeugen können, die dann stets böse sind.

Eine sehr grundlegende Problematik des dämonologischen Diskurses wird ab dem Absatz 4, 5 angesprochen. Hier wird zuerst der falschen Induktion aus den geschilderten Tatsachen vorgebeugt, „daß ihm ein Mensch einbildete/ als ob eine Ungerechtigkeit in Gott sei.“ Als abschreckendes Beispiel nennt Absatz 4, 6 die Manichäer, die aufgrund dieser Fragestellungen von einer dualistischen Weltansicht, einer guten wie einer bösen Schöpfung, ausgingen.³⁸ Nach Augustinus hingegen ist das Böse lediglich die Privation des Guten und besitzt daher keine eigene ontische Qualität.³⁹ Problematisch erscheinen in diesem Licht dann

³⁶ Grundlegend ist für diese Doppelung die Lucifer-Legende, die sich in der Frühchristenheit etablierte und über das Mittelalter hinweg hielt. Das 16. Jh. betont, nicht zuletzt unter dem Einfluss der reformatorischen Theologie, immer stärker die teuflische Seite Lucifers, wobei das Element des Himmelssturzes unwichtig erscheint. Vgl. dazu Müller, Ursula. Die Gestalt Lucifers in der Dichtung von Barock bis zur Romantik. Berlin, Ebering: 1935; hier insbesondere S. 7-11.

³⁷ Die Marginalie „Er deutet auff's Fegfewr“ zu 3, 9 erläutert den zugrunde liegenden theologischen Sachverhalt und wahrt aus protestantischer Sicht eine Distanz zwischen der *Démonomanie* und dem *Teuffelsheer*.

³⁸ Der Manichäismus wurde erst im Laufe des 16. Jhs. eingehender untersucht, davor wurde er als Sammelbegriff für abweichende theologische Ansichten z. B. auch für Luther und Melanchthon verwendet. Vgl. dazu Oort, Johannes van. Lexikoneintrag „Manichäismus“ in: RGG, Band 5, Sp. 732-741; hier Sp. 732.

³⁹ Vgl. zu dieser Ansicht des Manichäismus auch Oort, Manichäismus, Sp. 736.

Ethikentwürfe, die das Böse genau so wie das Gute zu den menschlichen *Habitudines* zählen, die sich durch Gewohnheit oder Übung willentlich beeinflussen lassen.⁴⁰

Letztendlich widerlegt wird die Lehre der Manichäer im Text im Absatz 5, 2, der betont, dass es in der Schöpfung nichts Schlechtes gibt, das nicht auf irgendeine Weise gleichzeitig gut ist, seien es Gifte, die als Arznei dienen, oder Räuber, die unwissentlich einen Vaternörder töten. Die folgenden Absätze untermauern dies noch durch verschiedene Exempel und Belege. Der Absatz 5, 7 betont mit Rückgriff auf Paulus, dass man allerdings aufgrund dieser Überlegungen keinesfalls etwas Böses begehen und darauf hoffen soll, dass der Effekt doch etwas Gutes sein wird. Solche Menschen sind ebenfalls zu verdammen.

Die Thematik des Absatzes 4, 5 wird ab 6, 1 mit einer länger ausgeführten und zunächst befremdenden Metapher wieder aufgegriffen. Gottes Schöpfung ist wegen einzelner schlechter Elemente nicht zu kritisieren, da man auch einen schönen Palast nicht wegen der ebenfalls darin enthaltenen „heimlichen gemach vnd Schwindpfl“, die notwendig sind, hässlich findet. Absatz 6, 4 erläutert diese Metapher genauer: Das Bild der Toiletten im Palast ist angebracht, da die elementarische Welt gemäß verschiedener antiker Autoritäten (Proklus und Ptolemäus) nur einen Bruchteil der eigentlichen Schöpfung darstellt, „da sich alles inn die Element [...] purgiert/ außläret/ vnnd außfeget.“ Die deutsche Marginalie fasst dies kompakt zusammen: „Der Welt scheidhaus seind die Element“, wobei es jedoch auch in dieser Schöpfung sehr viel erhebende und wunderbare Dinge gebe (6, 5).

Gegen Ende des Kapitels wird der Frage nachgegangen, welche Art von Körper die Geister haben (7, 1f.), es wird auch noch einmal die Frage nach der grundsätzlichen Bösartigkeit der Dämonen aufgeworfen, als letztlich bestimmende Autorität wird hier, wie auch im Absatz 2, 3, durch die dem Text angehängte (der französischen Version vorangestellte) Determination der Sorbonne angeführt.⁴¹

Insgesamt lässt sich in Kap. I, 1 die bereits erwähnte Trias an rhetorischen *Loci*, also Autoritätenbeleg, Exemplum und Etymologie, nachweisen. Dabei besteht jedoch ein

⁴⁰ Dies findet sich z. B. in der *Logike*: „[...] the soule is the subiect of knowledge, ignorance, vertue, vyce, because these are added to the soule, besydes the substance of the same [...] The adioynt is that which hathe a subiecte to the which it is adioined: as, vertue and vyce are called the adioyntes of the bodye or soule.“ Zitiert nach: Ramus, Petrus. *THE LOGIKE// OF THE MOSTE// EXCELLENT PHILO-// sopher P. Ramus Martyr,// Newly translated, and in diuers places corrected,// after the mynde oh the Author.// PER// M. Roll. Makylnaenaeum Scotum [...]* London, bei Thomas Vautroullier: 1574 [Reprint Leeds, Scholar Press: 1966]; hier S. 33.

⁴¹ Diese Determination wurde 1398 unter der Leitung von Jean Gerson an der Pariser Universität verfasst und ist ein vielzitiertes Schlüsseltext der Dämonologie, der bis ins 18. Jh. hinein die Orthodoxie in Magiefragen kompakt und stringent definiert. Dabei zeichnet sich dieser Text durch einen sehr rigorosen Grundton aus, jede Art von Magie wird stets mit Dämonen verbunden und fußt daher letztlich auf Apostasie. Darüber hinaus werden alle Geister mit Dämonen identifiziert, was das Vermischen von deren Anrufungen mit christlichen Aussagen, Gebeten oder mit Formen aus der christlichen Liturgie noch verwerflicher macht. Vgl. dazu Dillingen, *Hexen und Magie*, S. 46f.

deutlicher Überhang zugunsten der Autoritäten. Diese Strategie korrespondiert mit der argumentativen Gliederung des Kapitels, die im folgenden Abschnitt untersucht werden soll.

11.2 Argumentative Gliederung des Kapitels I, 1: Die Methode

Der Einstieg in die Analyse eines Sachverhalts über eine vorangestellte Definition (auf die der Text immer wieder zurückkommt) ist ein zentrales Charakteristikum der ramistischen Methode,⁴² die im späteren 16. Jh. in großem Maße den Umgang mit Wissen sowie seine Darstellung anhand topischer Mechanismen organisierte. Nachdem ein Sachverhalt dergestalt präzise gefasst und formuliert ist, besteht das weitere Vorgehen darin, die einzelnen Bestandteile der Definition eingehender zu untersuchen. Wichtig sind hier die ramistischen Grundsätze, nach denen

„für jede Disposition zuerst deren Notwendigkeit und Vollständigkeit (κατά παντός) gefordert sei, damit wurde ein Wissenschaftsfeld definiert. Zum zweiten verlangte er, die Homogenität der subsumierten Teile (καθ' αὐτό) und schließlich drittens deren lückenlose Deduktion (καθόλου πρῶτον).“⁴³

Eine Definition nach diesen Regeln der *Inventio* ist, wie es auch Agricola anhand seines Topik-Katalogs postuliert, eine klare und tragfähige Darstellung des Redegegenstandes: „The definition is an Oration which dothe clearly declare what the thing is“.⁴⁴ Sie stellt damit den Ausgangs- und Fixierungspunkt für mögliche darauf folgende Betrachtungen und Ableitungen dar: „A cette condition les racines des sophismes, qui s'étendent à l'infini, trouveront un point d'arrêt.“⁴⁵

Ramus unterscheidet zwischen zwei Klassen einer solchen Darstellung, der *Definitio* und der *Descriptio*: „Definiendi genera duo sunt, alterum propriè definitio, alterum descriptio

⁴² Vgl. Ong, Walter. *Ramus. Method and the Decay of Dialogue*. Cambridge, Mass./ London: 1983 [Erstdruck 1958]; S. 204f.; Hotson, Howard. *Commonplace Learning. Ramism and its German Ramifications, 1543-1630*. Oxford, Oxford University Press: 2007; S. 45f.; McRae, *Ramist Tendencies*, S. 309f.

⁴³ Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 47f. Diese Grundsätze laufen auch unter den Begriffen *Lex Veritatis*, *Lex Justitiae*, *Lex Sapeintiae*. Vgl. dazu auch Hotson, *Commonplace Learning*, vgl. ebd., S. 45.

⁴⁴ So die markante Übertragung in der englischen Version, vgl. Ramus, *Logike*, S. 62. Vgl. zu dieser Edition Ong, *Ramus*, S. 301. Diese Ausgabe stellt die Thesen Ramus' sicherlich nicht aus „erster Hand“ dar, sie ist jedoch ein Beispiel für die Rezeption der ramistischen Thesen in einem weiteren Umfeld, die sich an den Originaltexten nicht ablesen lässt. Für die recht verwickelte Editions-geschichte der dialektischen Texte Petrus Ramus' vgl. Bruyère, Nelly. *Méthode et dialectique dans l'oeuvre de La Ramée*. Paris, Vrin: 1984; S. 7-18; grundlegend: Ong, Walter. *Ramus and Talon Inventory. A short-titled inventory of the published works of Peter Ramus original and in their variously altered forms*. Cambridge, Mass., Harvard University Press: 1958.

⁴⁵ Bruyère, *Méthode et dialectique*, S. 96.

nominantur.⁴⁶ In der englischen Version wird diese Differenz stärker betont, indem ein Unterschied zwischen einer eigentlichen und einer unvollständigen Definition postuliert wird: „The definition, is eyther perfecte and called properlye definition, or unperfecte and calles description.“⁴⁷ Die Vollständigkeit einer *Definitio* lässt sich dabei durch die herangezogenen *Loci* garantieren. Eine vollständige, eigentliche *Definitio* arbeitet über den *Locus* der *Causa*, die die *Substantia* der zugrunde liegenden Sache begleiten: „The perfecte definition ist a definition which consistethe of the sole causes that accomplythed the substance of the thing defined.“⁴⁸ In der *Logike* findet sich folgendes Beispiel: Eine *Definitio* ist: „Man is defined a reasonabls lyuyng [living] thing“. Die dazu passende *Descriptio* wäre: „Man is a reasonable thing mortall, and apte to learne“.⁴⁹ Diese, für eine Beschreibung typischen *Adiacentia* finden sich in der Dämonomanie in großer Menge, sie fehlen jedoch zunächst in der Definition, die auch ausdrücklich als solche bezeichnet wird (vgl. B, pag. 1r). Die Darstellung der Hexe und des Zauberers, die der Dämonomanie vorangeht, erscheint nach dieser Herleitung zunächst als eine Definition (*Definitio*) im engeren Sinne, und nicht als Beschreibung (*Descriptio*), die sich auch anderer Charakteristiken außerhalb der die Substanz determinierenden *Causae* bedient. Es wird somit zu Beginn des Textes eine logisch solide Grundlage gelegt und erörtert, auf die die spätere Darstellung aufbauen kann.

Eine Definition folgt bei Ramus zumeist einer zweiteiligen Darstellungsweise, die durch ihn berühmt wurde. Ein Wissensfeld wird dabei zunächst in zwei Teile aufgeteilt, die ihrerseits (graphisch häufig durch geschweifte Klammern angezeigt) wieder unterteilt werden. Auch hier sichert der *Loci*-Katalog die Struktur der Darstellung ab. Eine eigentliche, vollständige *Definitio* orientiert sich an den *Causae*, die als Bestandteile eines Gegenstandes in der Natur deutlich machen können, was die fragliche Sache ist. Dabei soll durch die zur Auffindung der *Causae* herangezogenen *Loci* von *Genus* und *Forma* abgesichert sein, dass alle relevanten Punkte angesprochen werden. Aus diesem Vorgehen ergibt sich z. B. die bereits erwähnte zweiteilige Definition des Menschen als vernunftbegabtes Lebewesen (die sich dann durch weitere *Loci*, z. B. durch *Adiacentia*, erweitern ließe): „Definitio propria ex caussis propriam, verámque rei naturam constitue[n]tibus explicat quid ipsa res sit, ídque plerunque duobus vocabulis generis & formae caussas omnes propositae rei continentibus, quo pacto hominem definimus animal rationale.“⁵⁰

⁴⁶ Ramus, Petrus. *Institutionum Dialecticarum* [...]. Paris, bei Jean Roigny: 1549; hier S. 80.

⁴⁷ Ramus, *Logike*, S. 62.

⁴⁸ Ebda. Diese Begriffsdefinition setzt sich von der Rhetoriktradition ab, vgl. dazu z. B. Ciceros Differenzierung der Definition, einmal im Sinne einer Aufzählung, einmal im Sinne einer Analyse: „Atque etiam definitiones aliae sunt partitionum aliae divisionum.“ (Cicero, *Topica*, V. 28; S. 400).

⁴⁹ Vgl. Ramus, *Logike*, S. 62f.

⁵⁰ Ramus, *Institutionum*, S. 80.

Diese zentrale Stellung der Definition ist ihrerseits ein Erbe der Humanistischen Dialektik und findet sich, mit verschiedenen Modulationen, bereits bei Agricola. Die Definition stellt bei ihm den ersten *Locus* einer Argumentation dar, der erklärt, was der Redegegenstand ist. Wie später bei Ramus ist sie prinzipiell zweiteilig, strukturiert nach *Genus* und *Differentia*: „Primus locus (ut diximus) est definitionis. Ea est oratio, qua, quid sit res, explicatur. Convenitque inter omnes, debere confici eam ex genere et differentia, ut sit definitio hominis ‚animal rationale‘: in qua ‚animal‘ est genus, ‚rationale‘ differentia.“⁵¹ Der *Locus* der *Differentia*, den Agricola ansetzt, ist hier funktionsgleich mit den Ramus'schen *Forma*. Der Begriff Agricolas betont die einen Sachverhalt bestimmende grundlegende Differenz gegenüber anderen Dingen, während bei Ramus die inhärenten Eigenschaften des Redegegenstandes betont werden.⁵² Die Trennung zwischen *Definitio* und *Descriptio* macht Agricola hingegen nicht, wie Ramus, an den verwendeten *Loci* fest, sondern an der Schärfe der Durchdringung des Gegenstandes. Eine *Descriptio* wird häufig von Dichtern und öfters auch von Rednern verwendet, sie zeigt nicht, was ein Gegenstand ist, sondern führt wortreich vor Augen, wie er beschaffen ist, sie beschreibt ihn eben nur: „Descriptio enim, quae poëtis crebro, nonnumquam oratoribus in usu est, ea verbosius rem exprimit, nec in id adhibetur, ut, qui sit res, indicet, sed, qualis sit, velut inspiciendam ante oculos ponat.“⁵³

Die Definition der Hexen zu Beginn der *Dämonomanie* befolgt diese Vorgaben jedoch nicht bis ins Detail. Ramus' Anleitung, nach der eine Definition sich streng nach *Genus* und *Forma*, die die *Substantia* bestimmen, zu orientieren habe, erscheint wenig sinnvoll für die juristischen Zwecke der *Dämonomanie*. Dass hier beispielsweise von Menschen gesprochen wird, kann kommentarlos präsupponiert werden, ohne dass z. B. noch von verständnisbegabten Lebewesen als Definition für „Mensch“ die Rede sein muss.⁵⁴ Die Definition setzt also nicht, wie bei Ramus vorgesehen, bei den nicht weiter hinterfragbaren Grundbegriffen an, noch durchdringt sie den Gegenstand im Sinne Agricolas vollständig und erschöpfend, sondern setzt bei juristisch relevanten Konzepten an, bei teuflischen Mitteln, die vorsätzlich angewandt werden. Konsequenterweise finden sich auch in der deutschen Version des Textes

⁵¹ Agricola, *De inventione*, I, 5; S. 36.

⁵² Wobei sich diese Eigenschaften auch durch Differenzen zu anderen Dingen ergeben: „Forma, est causa per quam vnaquaeque res est, id quod est, & à caeteris distinguitur rebus“. Ramus, *Institutio*, S. 14. Vgl. zu den *Differentia* Agricolas: Agricola, *De inventione*, I, 27; S. 170-179.

⁵³ Agricola, *De inventione*, I, 5; S. 40.

⁵⁴ Diese Fragestellung ist im dämonologischen Diskurs weniger banal, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Gerade die körperliche Verfasstheit der Hexen ist z. B. bei der Thematik der Tierverwandlungen ein zentraler Punkt, dem die *Dämonomanie* ein eigenes Kapitel widmet (vgl. Kap. II, 6: „Von der Lycanthopia oder Wolfsucht/ vnd ob der Teuffel sie Menschen inn Viech vnnnd Thier verwandeln könne“, F 1591, 118-129). Ebenso ist die körperliche Hässlichkeit der Hexen ein zentraler Topos, der durch die Seitenüberschrift „Von Häßlichkeit der Hexen.“ (F 1591, 163) im Text betont wird.

beide Teile des ramistischen Begriffspaars, dem Text wird hier eine „Beschreibung oder Definition“ (F 1591, S. 1) vorangestellt.

Wenn der Redegegenstand hinreichend geklärt ist, also nach Abschluss der *Inventio*, besteht der zweite Schritt einer Untersuchung in der *Dispositio*. „Disposition is defined as the proper arrangement of things discovered.“⁵⁵ Bei Betrachtung der Art und Weise, wie dieses Arrangement gestaltet werden kann, ergibt sich wieder eine Zweiteilung: „Dialecticae dispositionis genera duo sunt, syllogismus & methodus.“⁵⁶ Dabei beruht der Syllogismus auf einer festen Anordnung der Argumente unter einer bestimmten Fragestellung (*Quaestio*), anhand der beurteilt werden kann, ob die Fragestellung selbst wahr oder falsch ist („Syllogismus igitur erit argume[n]ti cum quaestione consta[n]s & firma collocatio, vnde quaestio ipsa vera falsave iudicatur.“).⁵⁷ Berühmt wurde die zweite Form, der *Methodus*, der auch für die Dämonomanie relevant ist. Sofern der Redegegenstand komplex ist, also mehrere Bestandteile und Konzepte umfasst, finden sich hier Anhaltspunkte, wie diese Aspekte anzuordnen sind. Ramus' Modell erscheint dabei auf den ersten Blick recht banal. Der *Methodus* der Wissenschaften besteht in der Anordnung der verschiedenen Dinge, die von allgemeinen und generellen Prinzipien zum Besonderen führt, so dass der ganze behandelte Gegenstand einfach und durchschaubar gelehrt werden kann. Dabei soll diese Sache so dargestellt werden, dass beim Lehren zuerst der allgemeine Vortrag (*Declaratio*) vorgeht, so kommt man zu einer ersten Definition und einer gewissen allgemeinen Zusammenfassung. Dann folgt die Erklärung (*Explicatio*) im Detail über eine Einteilung der Dinge, am Ende steht die Definition der einzelnen Bestandteile und ihre Illustration durch *Exempla*:

Methodus igitur doctrinae est dispositio rerum variarum ab vniuersis & generalibus principiis ad subiectas & singulares partes deductarum, per quam tota res facilius doceri percipi que possit. In qua tantum illud est praecipendum, vt in docendo generalis & vniuersa declaratio praecedat, qualis est definitio & summa quaedam comprehensio, tum sequantur specialis per distributionem partium explicatio: postremo partiu[m] singularium quo ordine propositae definitio, & ex idoneis exemplis illustratio.⁵⁸

⁵⁵ Vgl. dazu McRae, *Ramist Tendencies*, S. 311.

⁵⁶ Ramus, *Institutionum*, S. 89.

⁵⁷ Ramus, *Institutionum*, S. 90, wobei im weiteren Verlauf des Textes die Form des Syllogismus weiter untergliedert wird.

⁵⁸ Ramus, *Institutionum*, S. 133. Vgl. dazu auch die (etwas einfacher dargestellte) Version in der *Logike* (S. 93f.): „The methode is a disposition by the which amonge many propositions of one sorte, and by their disposition knowen, that thing which ist absolutely most cleare is first placed, and secondly that which is next: and therefore it continually proceedethe from the most generall to the speciall and singular. By this method we proceade from the antecedent more absolutely knowen to proue the consequent, which is not so manifestly knowen.“

Dies bedeutet, dass sich die Exempel als spezifische Fälle eher am Ende einer Argumentation befinden.⁵⁹ Die Gliederung des Sachverhalts anhand der ramistischen Methode ist so nicht nur ein Strukturmerkmal des ersten Kapitels, sondern organisiert zumindest in Grundzügen die Gesamtanlage des Textes. Zunächst wird im ersten Buch über verlässliche Autoritäten der zugrunde liegende Sachverhalt definiert und dargestellt, anschließend wird ab dem zweiten Buch dazu übergegangen, Einzelheiten und Details zu analysieren und durch die Exempel einzelner Fallgeschichten das Phänomen der Hexerei in möglichst allen Aspekten zu beleuchten.

Auch wenn der Text in seiner Gänze nicht streng nach ramistischen Kriterien aufgebaut ist, so wird doch ein zeitgenössischer Rezipient durch die deutlich markierte Definition zu Beginn auf das folgende schrittweise Vorgehen, das die einzelnen Aspekte der mehrprädikativen Definition beleuchtet, vorbereitet. Die Definition wird hierzu in ihre einzelnen Bestandteile aufgebrochen, die dann „stück zu stück“ (F 1591, S. 1) analysiert und besprochen werden. Dies geschieht freilich in einer Genauigkeit und mit einer Detailtreue, die im Text häufig die strukturelle Organisation verwischen. Es lässt sich häufig nur mit Schwierigkeiten sagen, auf welcher Ebene der argumentatorischen Digression man sich bei einer bestimmten Passage befindet. Durch den Verweis auf das bekannte ramistische Modell der *Dispositio* stellt die Definition in I, 1, neben einer juristisch tragfähigen Darstellung der Hexen und Zauberer, ein Proömium dar, das auf die zu erwartende Vorgehensweise rückschließen lässt. Der Text weist zwar höchstens, um mit Mc Rae zu sprechen, „Ramist Tendencies“ auf, diese geben jedoch einem zeitgenössischen Rezipienten, der mit den grundlegenden dialektischen Strömungen des 16. Jhs. vertraut ist, eine gewisse Anleitung dafür, wie der folgende Text zu lesen ist. Dass dieses Gerüst in der Dämonomanie von der *Copia* des Materials überfordert scheint, ist auch ein Beleg für den sich abzeichnenden Kollaps topischer Ordnungssysteme um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert.

Der Überhang an Autoritätsbelegen im ersten Kapitel beruht somit nicht nur auf der schlichten Tatsache, dass sich in grundlegenden Fragen der Dämonologie eine Vielzahl von Autoritäten aufzählen lassen, die innerhalb einer argumentativen Darstellung ökonomischer und plausibler zu handhaben sind als die *Copia* an Exempla, die dazu nötig wäre. Der Überhang ist zugleich ein Strukturmerkmal der ramistischen Methode, gemäß der sich Exempelgeschichten eher am Ende einer Darstellung finden.

⁵⁹ Vgl. dazu auch im Blick auf andere Werke Bodins McRae, *Ramist Tendencies*, S. 312.

II. 3 Aufbau des Kapitels II, 4: Copia

Während sich, wie im Kapitel I, 1 ersichtlich, eine Argumentation über Autoritäten relativ problemlos in eine stringente Gliederung überführen lässt, bietet sich bei einer exemplarischen Argumentation wie in II, 4 ein komplett anderes Bild. Dies zeigt sich bereits bei einem Blick auf den Aufbau:

Das komplette zweite Buch beschäftigt sich mit den verschiedenen Handlungen der Hexen, die eingehender beschrieben werden. Das vierte Kapitel handelt „Von denen die Gott verläugnen/ vnd ihm gleichsam absagen: auch ihre Religion durch sonderer außtruckliche Bethädigung vnd vergleichung verschweren: vnd ob sie mit dem Leib von den Geisteren vertragen oder verführet werden.“ (F 1591, S. 100). Es werden zwei Aspekte des elaborierten Hexereidelikts untersucht, der Tatbestand des Teufelspaktes bzw. der Apostasie sowie die leibliche Fahrt der Hexen zu ihren Treffen.

Das Kapitel beginnt zunächst, etwas irritierend, mit einer binären Unterscheidung, von der jedoch nur eine Seite markiert wird (vgl. 100, 1): Es gibt zwei Arten von Zauberern, die zu unterscheiden sind, zur schlimmsten Sorte gehören diejenigen, die von ihrer Religion und von ihrem Gott abfallen (sei es nun der wahre Gott, oder eine „Abergleubige Religion“), und sich dem Teufel zuwenden. Ob es eine andere Sorte gibt, die weniger schlimm ist, verschweigt der Text. Der Absatz 100, 3 greift jedoch den verschwiegene Teufelspakt, der im vorhergehenden Kapitel (II, 3) besprochen wird, wieder auf. Diese Voranstellung lässt vermuten, dass sich die Schilderungen im Kapitel II, 4 auf diese ausdrückliche Seite des Teufelspakts beziehen.

Der Text beginnt ab dieser Stelle mit einer auf Exempel gestützten Darstellungs- und Argumentationsstrategie. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie in einem weitaus stärkerem Maße als z. B. das Kapitel I, 1 zwischen verschiedenen Kontexten hin- und herspringt, Gedankengänge (und auch Exempel) unterbricht bzw. aufschiebt und so eine komplexe Verweisstruktur innerhalb des Textes erschafft. Ich werde mich daher im Folgenden zunächst auf eine knappe Inhaltsschilderung beschränken, die eine grobe Orientierung bieten soll.

Zunächst wird die technische Seite der Bündnisse zwischen Teufel und Hexe bzw. Zauberer dargestellt: Sie basieren häufig auf Verträgen, die mit Blut geschrieben sind (100, 3-5), und sind hin und wieder zeitlich begrenzt (100, 6). Sofern der Teufel einem Bündnispartner misstraut, kennzeichnet er ihn in der Regel mit einem Mal (100, 7 - 101, 7), das jedoch schwer zu finden sein kann. Steht die Loyalität des Zauberers/ der Hexe außer Frage,

verzichtet er auch auf diese Kennzeichnung.⁶⁰

Mit Absatz 101, 6 beginnt zunächst eine asyndetische Aufzählung verschiedener Charakteristiken des Deliktes:⁶¹ Hexen werden häufig neu getauft⁶² und erhalten bei diesem Ritus einen neuen Namen, bereits ein Zauberer kann eine Vielzahl von Menschen vom Glauben abbringen, zumeist Familienangehörige (101, 7), es ist möglich, durch Blicke oder durch übermäßiges Lob einen Menschen zu töten oder ihm Schaden zuzufügen (101, 8).

Mit Absatz 102, 3 beginnt ein längerer Block über die Ausfahrt der Hexen. Diese müssen, da sie unglaublich wirken, gründlich belegt werden (vgl. 102, 5), was auf den nächsten Seiten durch eine Reihe von Exempelschichten geleistet wird. Dabei dient die erste Geschichte eines Mannes aus Loches in Frankreich (102, 6-103, 3) als Einführung, an die verschiedene weitere, ähnlich gestaltete Exempel angelagert werden (103, 4-6).

Ein zunächst isolierter und neuer Kontext taucht im Absatz 103, 7 auf, Hexen bringen häufig verschiedene Dinge mit zum Sabbat, so z. B. Umhänge oder auch silbernes Geschirr. Die folgenden Textpassagen beschäftigen sich, ohne Verweis auf die Umhänge oder das Geschirr, mit dem Tanz der Hexen auf ihren Treffen. Diese Tänze werden zunächst aus einer ethnologischen Perspektive in verschiedenen Regionen dargestellt und durch Autoritäten (Olaus Magnus, Pomponius Mela, Solinus, Plinius) belegt (104, 1). Zur Unterstützung der Darstellung wird ein Exempel herangezogen, das in seiner Struktur (die erzwungene Begleitung zu einer Ausfahrt sowie das Ende des Sabbats aufgrund des Verhaltens des Besuchers) stark an die bereits geschilderten erinnert (104, 3 – 105, 1). Eingeschoben wird eine isolierte allgemeinere Betrachtung (104, 3), nach der die verwendeten Hexensalben keine tatsächliche Wirkung haben. 105, 2 liefert ein weiteres Exempel zur Hexenfahrt, im Anschluss wird die Topographie der Treffpunkte der Hexen dargestellt: Sie zeichnen sich meistens durch eine Landschaftsmarke wie z. B. einen Baum oder ein Kreuz aus.

Die Darstellung der verschiedenen Rituale eines Hexentreffens setzt sich im weiteren Text fort, wobei ein Schwerpunkt der Darstellung auf der Tiergestalt liegt, in der der Teufel (zumeist als Ziegenbock) auf den Treffen erscheint (vgl. z. B. 106, 4). 107, 3 betont hingegen, dass sich der Teufel auch als Mensch zeigt, „doch sehr Schwartz vnd scheußlich.“

Die folgenden drei Absätze greifen über Exempelschichten das Motiv des Verschwindens des Banketts auf, das in den bis zu dieser Stelle genannten Exempeln ein zentrales Motiv

⁶⁰ Es lässt sich hier sehr schön die zirkuläre Logik aufzeigen, die den Hexenprozessen häufig inhärent ist: Ein vorhandenes Mal (das sich im Zweifelsfall immer finden lässt) deutet auf einen Teufelspakt hin, das Fehlen der Kennzeichnung negiert jedoch den Pakt nicht, sondern kann auch als Anzeichen eines weitaus potenteren Pakts gelesen werden.

⁶¹ Eine solche Definition über eine *Enumeratio* ist bereits bei Cicero vorgezeichnet, vgl. Cicero, *Topica*, V. 28; S. 400.

⁶² Vgl. zu diesem Bild auch Roper, *Witch Craze*, S. 115-117.

ist: Sobald der Name Gottes in irgendeiner Form fällt, löst sich das gesamte Trugbild auf und die jeweiligen Zeugen finden sich allein, häufig nackt, weit von ihrem Ausgangspunkt entfernt wieder. Ebenso geschieht es, dass verschiedene Personen leiblich durch den Teufel von einem Bankett vertragen werden. Ein Beleg ist das Exempel des Grafen von Macon (nach Hugo Floriacensis) in Absatz 107, 6, der bei einem Bankett von einem schwarzen Mann abgeholt wird, sowie das des mythischen Gründers Roms, Romulus, der in in einem Sturm vertragen wurde.

Die Absätze 108, 2 – 4 betonen noch einmal die rhetorisch-dialektische Funktion dieser Exempel. Sofern es nach den geschilderten Exempeln noch Zweifel an der leiblichen Ausfahrt der Hexen geben sollte (dieser Punkt wurde im dämonologischen Diskurs immer wieder thematisiert), wird eine Liste von Belegstellen in den Werken verschiedener Autoritäten präsentiert, die dies untermauern soll. Die Exempel dienen dazu, „damit die Wahrheit desto heller und greiflicher an den Tag komme“, und werden nur dann herangezogen, wenn sie über jeden Zweifel erhaben erscheinen.

Im weiteren Verlauf werden durch Verweis auf solche Exempel erneut verschiedene Aspekte lose aufgegriffen, die sich stellenweise bereits in den vorhergehenden Beispielgeschichten finden. So das bereits erwähnte Mitführen von Silbergeschirr (108, 5), das Erscheinen des Teufels in Bocksgestalt (der sich hier selbst verbrennt, seine Asche dient als Grundlage von verschiedenen Pulvern für Schadenszauber, 109, 1f.), sowie der Zeitpunkt und die Frequenz der Treffen: Sie finden drei Mal im Jahr statt, vorzugsweise montags, und dauern in der Regel drei Stunden (108, 7 und 109, 4; vgl. dazu Marg. zu 109, 4: „Der Hexen Reichstag wäret drei stunden“). Auf diesen Treffen müssen Hexen dem Teufel über ihre Taten Rechenschaft ablegen. Wenn sie nicht genug Böses verübt haben, werden sie bestraft, z. B. durch Schläge auf die Fußsohlen (vgl. 109, 5 – 8). Zur Not reicht als böse Tat jedoch auch das Zerschlagen von Geschirr, so dass deutlich wird, dass es eben nicht das Pulver ist, das den Ausschlag für böses Handeln gibt. Dieses ist an sich wirkungslos, die eigentliche Tat verübt der Teufel (vgl. 110, 2).

Zusätzlich zu dieser Funktion als Rechtfertigung gegenüber dem Teufel, die dadurch Elemente des politischen und religiösen Ordo invertiert, dienen diese Treffen auch als Informationsbörse für den Teufel, als „Newzeitung Marckt“ (Marg. zu 110, 3).

Die Absätze 110, 5 – 111, 4 beschäftigen sich noch einmal näher mit dem Tanz der Hexen. Erwähnt wird das Lied, das sie dazu singen, sowie die Tatsache, dass diese ungezügelter Hexentänze die Leute „Rasend vnd Wütig/ vnd die Weiber mißgebären“ machen (111, 2). Dies ist der Unterschied zu den religiösen Tänzen des Altertums, und zeigt sich auch im

zeitgenössischen Volta-Tanz (Fischart ergänzt hier: „da man einander im Welchen Dantz an Schämigen Orten fasset/ vnnnd wie ein getribener Topff herumhbher haspelt vnnnd wirbelt“, 111, 3). Die Affinität von Tanz und Teufel, die im Mittelalter und der Frühen Neuzeit ein Allgemeinplatz war,⁶³ wird durch ein Exempel belegt, worin eine junge Hexe in Genf die Macht hatte, Leute zum Tanzen zu bringen. Abgegrenzt wird davon jedoch der „Sanct Veits Dantz“, hier bietet es sich an, die Leute „ausdantzen zulassen“ (111, 5).

Das Ende des Kapitels (111, 6 – 112, 5) wendet sich noch einmal dem zentralen Thema der leiblichen Vertragung zu, und liefert als Beleg Autoritäten (namlich Ulrich Molitor und Johann Weier), Belegstellen aus der Bibel und verschiedene Exempelgeschichten in geraffter Darstellung. Da es allerdings dennoch viele Leute gibt, die meinen, „diß verketschen vnnnd vbersetzen gehe allein Geistmässig zu“ (112, 6), werden im folgenden Kapitel II, 5 die „Verzuckung vnnnd Verruckung/ oder Gemüts entwendung der Zauberer vnd Hexen“ besprochen, so dass sich der Unterschied zwischen physischen und psychischen Phänomenen klar abgrenzen lässt.

Bevor die argumentative Funktion der Exempel im Kapitel II, 4 genauer untersucht wird, sollen im nächsten Abschnitt zunächst einige grundsätzliche Charakteristiken der Exempel für den vorliegenden Kontext dargestellt werden.

12. Exempel

12.1 Exempel in der Humanistischen Dialektik

Der auffallend häufige Rückgriff auf Exempel im dämonologischen Diskurs stellt keineswegs ein Alleinstellungsmerkmal einer dämonologischen Dialektik dar. Als Erbe der antiken Rhetorik durchziehen Exempel und eine exemplarbasierte Argumentation die komplette volkssprachliche, nicht nur deutschsprachige Literatur. Ihre intentionale Verwendung lässt sich z. B. bereits in der mittelalterlichen deutschsprachigen Literatur aufweisen.⁶⁴ Angesichts

⁶³ Die Ablehnung des Tanzes in der christlichen Kirche, ursprünglich aufgrund der Abgrenzung zu anderen Religionen, lässt sich seit den Anfängen des Christentums beobachten, und stellt keine Eigenart des dämonologischen Diskurses dar. Bereits Chrysostomus betont das Motiv der Unkeuschheit. Die immer wieder ausgesprochenen Verbote belegen jedoch andererseits auch ihre offensichtliche Wirkungslosigkeit. Vgl. Zimmermann, Julia. Teufelsreigen – Engelstänze. Kontinuität und Wandel in mittelalterlichen Tanzdarstellungen. Frankfurt am Main u. a., Lang: 2007; hier S. 50 – 57. Vgl. zu verschiedenen Fallberichten und Quellen auch Hammerstein, Reinhold. Diabolus in Musica. Studien zur Ikonographie der Musik im Mittelalter. Bern/ München, Franke: 1974; hier S. 38-49.

⁶⁴ Vgl. dazu neuerdings Yao, Shao-Ji. Der Exempelgebrauch in der Sangspruchdichtung vom späten 12. Jahrhundert bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Würzburg, Königshausen & Neumann: 2006.

der „fast alle Gattungen durchdringende[n] Lehrhaftigkeit“,⁶⁵ die der volkssprachlichen Literatur des 16. Jahrhunderts konstatiert werden kann, zielt „der Rückgriff auf den unerschöpflichen Fundus christlich-antiker Exempeltradition“⁶⁶ zum Beispiel im Falle von Ehelehreschriften, auf die sich Kartschoke bezieht, auf eine „Popularisierung des in Spezialdiskursen formulierten Wissens“ ab,⁶⁷ letztlich also auf eine Darstellung von exemplarischen Handlungsschemata für den jeweiligen Rezipienten. Diese Lehrhaftigkeit ist ein grundsätzliches Merkmal von „Beispiel-Dichtung“⁶⁸ im weitesten Sinne.

Hier zeigt sich ein funktionaler Unterschied zum dämonologischen Diskurs. Die Exempel, die hier in großer Masse zusammengetragen und von Traktat zu Traktat weiter gereicht werden, sind in ihrer Funktion keine moralischen Handlungsanweisungen, sondern dienen innerhalb der Argumentationen als rhetorische Beweismittel bzw. inhaltlich als Vehikel für dämonologisches Wissen. Der dämonologische Diskurs will nicht belehren, sondern ist in erster Linie darauf angewiesen, seine häufig problematischen Aussagen zu belegen. Eine für diesen Kontext funktionale Definition bezieht sich demnach grundlegend auf die dahinter stehenden dialektischen Mechanismen. Ein Exemplum ist zunächst

[...] ein bestimmter Fall a‘ (insbesondere ein Geschehnis, eine Tat, ein Werk oder eine Person) bezeichnet, insofern dieser Fall erstens eine Konkretisierung eines allgemein(er)en Sachverhalts, einer Gattung oder eines Typus A darstellt und/oder zweitens zum jeweiligen Redegegenstand a in einem Analogie-, Vorbild- oder Kontrast-Verhältnis – letzteres als ‚Gegenbeispiel‘ – steht.⁶⁹

Diese Definition orientiert sich an den antiken Rhetoriken,⁷⁰ wobei die Ausführungen innerhalb der Tradition der Humanistischen Dialektik diese Betonung der Beweisfunktion übernehmen.

Die eher knappen Ausführungen bei Agricola, die sich auf die Verwendung von Exempeln beziehen, machen die Grundstrukturen deutlich, die für die Mechanismen der Exempelgeschichten in der Hexenliteratur fundamental sind. Es wird betont, dass Exempel für das Fassungsvermögen der breiten Masse angelegt sind und die Kraft haben, schlichte Gemüter zu überzeugen („vim habet ad rudiores animus permovendos“).⁷¹ Die Masse lässt sich nicht

⁶⁵ Kartschoke, Erika. Einübung in bürgerliche Alltagspraxis. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hg. v. Werner Röcke, Marina Münkler. München / Wien, Hanser: 2004 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 1); S. 446- 459, hier S. 446.

⁶⁶ Kartschoke, Einübung, S. 454.

⁶⁷ Kartschoke, Einübung, S. 446.

⁶⁸ Yao, Exempelgebrauch, S. 9.

⁶⁹ Klein, Josef. Lexikoneintrag „Exemplum“. In: HWR, Bd. 3, Sp. 60-70; hier Sp. 61.

⁷⁰ Vgl. dazu, mit einem gründlichen Vergleich der verschiedenen einschlägigen Texte: Yao, Exempelgebrauch, S. 17- 27.

⁷¹ Vgl. Agricola, De invenione, II, 24; S. 144.

durch scholastische Spitzfindigkeiten beeindrucken, sondern nur durch eine kernige und volkstümliche Rede: „*crassis enim crassa conveniunt*“, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.⁷² Dazu kommt ein weiterer Vorteil: Die *Comparata*, also die Vergleichsmomente, zu denen Agricola die *Exempla* zählt, sind für den Redner schnell zur Hand. Sie sind aus Zusammenhängen entnommen, die nicht tiefgründig erörtert werden müssen, sondern augenfällig sind.⁷³ Stumpfe Geister, die nicht in das Innere der Dinge dringen können, lassen sich durch nichts besser überzeugen als durch Verweise auf den Bereich gut bekannter Dinge.⁷⁴

Die Funktion von Exempeln beschränkt sich nicht auf das Verdeutlichen von Sachverhalten, sondern erstreckt sich in hohem Maße auch auf den Bereich der Induktion, die innerhalb einer Argumentation über Exempel geschehen kann. Dieser Unterschied zwischen einem *Exemplum illustrans* und einem *Exemplum probans* ist bereits, wenn auch implizit, bei Aristoteles vorgezeichnet.⁷⁵

Man muss aber die Beispiele wie Beweise gebrauchen, wenn man keine Enthymeme zur Verfügung hat [...], wenn man aber welche zur Verfügung hat, muss man sie wie Zeugen gebrauchen, indem man sie als Nachsatz zu den Enthymemen gebraucht. Werden sie vorangestellt, gleichen sie der Induktion, zur rhetorischen Argumentation passt die Induktion aber nicht außer in wenigen Fällen; wenn man sie aber an den Schluss stellt, gleichen sie Zeugen, der Zeuge aber ist überall überzeugend. Deswegen muss der, der sie voranstellt, notwendig viele nennen, für den aber, der sie an den Schluss stellt, genügt aber eines. Denn auch ein einziger glaubwürdiger Zeuge ist nützlich.⁷⁶

Sofern eine Argumentation also nicht enthymemisch, auf der Grundlage von *Endoxa*, gestaltet werden kann, wenn z. B. der Sachverhalt zu fremd ist, als dass sich allgemeine, dem

⁷² Agricola, *De inventione*, Vorwort; S. 12.

⁷³ Vgl. Agricola, *De inventione*, I, 24; S. 144.

⁷⁴ Vgl. Agricola, *De inventione*, I, 25; S. 162.

⁷⁵ Diese Differenz taucht in sehr viel größerer Trennschärfe als bei Aristoteles bei Christian Weise wieder auf: „Was wir reden, das kan durch etwas bewiesen/ auch vielfältig erkläret werden. Also haben wir Argumenta probantia, das ist Aetiologien [!]. Auch Argumenta illustrantia, das ist, Amplificationes.“ Das Zusammenspiel dieser beiden Typen von Exempeln wird folgendermaßen dargestellt: „Propositio s. Protasis. Wer GOTT vertraut, kan nicht verderben. Argumentum probans s. Aetiologia. Denn er hat einn reichen und allmächtigen Schutz=Herrn. Argumentum illustrans s. Amplificatio. Er ist wie ein Baum an den Wasser=Bächen gepflanzt.“ Weise, Christian. *Oratorisches// SYSTEMA*,// [...] Leipzig,// Bey Johann Friedrich Gleditsch.// 1770; I, 2; S. 19f. Während die Trennung im angegebenen Beispiel nachvollziehbar ist, so zeigt sich jedoch bereit hier, dass diese Unterscheidung auf der Verwendung eines Exempels beruht, weniger auf seinem semantischen bzw. narrativen Inhalt. Beide Exempeltypen dienen letztlich zur Untermauerung der Proposition, einmal durch (hier durch theologische Inhalte) überzeugende und belastbare Sachverhalte, die durch das *Exemplum probans* geliefert werden, einmal durch weniger belastbare, jedoch im *Exemplum illustrans* zumindest verstärkende Daten, die sich jedoch im Prinzip gewissermaßen parasitär an die bereits geschehene Beweisführung anheftet. Dass diese Trennung (und damit auch das argumentationslogische Abhängigkeitsverhältnis) nur selten so deutlich gezogen werden kann, und dass Exempel auch innerhalb einer Beweisführung zwischen diesen Funktionen oszillieren, zeigt sich bei einer genaueren Betrachtung des Kapitels II, 4 (s. u.).

⁷⁶ Aristoteles, *Rhetorik*, II, 20, 9; Bd. 1, S. 108.

Publikum bekannte Aussagen finden lassen könnten, muss bei rhetorischen Schlüssen über Beispiele argumentiert werden. In dieser Verwendung, als *Exemplum probans*, wird das Beispiel der Schlussfolgerung vorangestellt, so dass sie sich induktiv aus der durch Exempel geschilderten Faktenlage ergibt. Diese Verwendung hat auch Agricola im Blick, wenn er betont, dass Exempel als verkürzte Induktion eines Sachverhalts dienen können.⁷⁷ Gerade im Fall dämonologischer Schriften findet sich eine exemplarisierte Argumentation verstärkt in den Passagen, die sich mit den jüngeren Bestandteilen des Hexereidelikts befassen, also beispielsweise, wie im Fall des Hexenfluges, über den bekannten Vorwurf des Schadenszaubers und der Apostasie hinausgehen. Hier finden sich, wie beispielsweise in Kap. II, 4, kaum noch Aussagen, die den Rang von *Endoxa* einnehmen und die Argumentation unterstützen können.

Dem wird die Verwendung der Exempel als „Zeugen“ entgegengesetzt, wenn sie als Nachsatz zu einem logischen Schluss verwendet werden. Die Argumentationsführung ist in diesem Fall bereits abgeschlossen, so dass das Beispiel den Sachverhalt nur noch illustriert. Für diese Funktion als *Exemplum illustrans* müssen nicht viele Beispiele herangezogen werden, da keine breite Datenlage wie im Falle der Induktion geschaffen werden muss. Die Beispiele müssen in dieser Verwendung faktisch nicht unbedingt stichhaltig oder verlässlich sein (da die Argumentationsführung bereits stattgefunden hat), sondern können aus konstruierten Sachverhalten bestehen.

Mit der Nomenklatur Toulmins für die Argumentationsanalyse lässt sich diese Differenz genauer fassen. Toulmin geht davon aus, dass Schlussfolgerungen (*claims; C*) auf der Grundlage von gegebenen Daten (*grounds; G*) getroffen werden. Ein solches Folgern (der „step“ zwischen Sachverhalt und Schlussfolgerung) baut stets auf der Grundlage einer impliziten Annahme (*warrant; W*) auf. Diese Annahme kann hinterfragt werden, so dass der komplette Schluss gefährdet ist. Als unterstützendes Element nennt Toulmin hier einen Garanten (in der Funktion des *Backing; B*).⁷⁸ Das Beispiel Kopperschmidts dazu ist: Erwin hat angerufen und

⁷⁷ Agricola, *De inventione*, II, 18; S. 316; vgl. dazu auch die vier verschiedenen Verwendungsweisen, die Klein aufzählt, 1. als Beweismittel oder Beleg, 2. in erläuternder Funktion als „Erklärung am Beispiel“, 3. als Redeschmuck, 4. als lebenspraktische Orientierungshilfe. Vgl. Klein, *Exemplum*, Sp. 61.

⁷⁸ Vgl. hierzu Toulmin, Stephen, Richard Rieke, Allan Janik. *An introduction to reasoning*. New York, Macmillan: 1979; S.25 – 61. Die weiterführenden Verzweigungen dieses Modells, insbesondere die Rolle der *modalities*, führe ich hier nicht weiter aus. Dieses Logikmodell ist allgemein gehalten und sei „suitable for application to arguments of all kinds and in all fields“ (S. v). Durch seine ahistorische Konzeptionierung kann es in im vorliegenden Kontext jedoch nur als heuristische Hilfe dienen. Die rhetorisch-dialektischen Traditionen, die darin aufgegriffen werden, und die die Aussagen sehr viel stärker in einen historischen Kontext setzen, wurden von Toulmin erst später, insbesondere am Beispiel von Aristoteles' Topik, dargestellt. Vgl. Toulmin, Stephen. *Die Verleumdung der Rhetorik*. In: *Argumentieren in der Philosophie*. Hg. v. Rüdiger Bubner, Konrad Cramer, Reiner Wiehl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 1986 [=Neue Hefte für Philosophie 26]; S. 55 – 68.

gesagt, dass er morgen kommt (*G*). Es lässt sich also behaupten, dass er auch tatsächlich eintreffen wird (*C*). Notwendig dazu ist die Präsupposition, dass Erwin in seinen Aussagen verlässlich ist (*W*). Diese wiederum lässt sich untermauern durch Beispiele, die z. B. die Zuverlässigkeit Erwins belegen (*B*).⁷⁹

Für das Dialektikgebäude von Agricola, das eher auf Überzeugung und Belehrung und weniger auf logisch korrekte Darstellungsfunktionen ausgerichtet ist, ist diese Differenzierung weniger wichtig. Ohne eine begriffliche Differenzierung wie bei Aristoteles wird die Rolle der Exempel sowohl als illustrierende Beispielgeschichte wie auch als Bestandteil der Beweisführung dargestellt.⁸⁰ Sie dienen in einer Rede als verkürzte *Inductio*, als verkürzte Aufzählung aller relevanter Teile des Redegegenstandes: „Quae verum naturam habet inductionis, exemplum vocatur.“⁸¹ Während ein Sachverhalt für eine vollständige Prädikation im Prinzip durch das ganze Feld der Topoi geführt werden muss, kürzen Exempel diesen Prozess ab. Hierzu braucht es keine handfesten Fakten, es reichen Indizien. Sofern die Rede kohärent genug erscheint, wird der Zuhörer die Lücken in der Beweisführung selbst füllen und den Aussagen Glauben schenken und sich selbst überzeugen, indem er alle Sachverhalte kombiniert, vergleicht, und zwischen ihnen sinnvolle Zusammenhänge herstellt („[...] ipse tamen auditor collectione collationeque rerum et earum inter se ordine et congruentia sic esse sibi persuadet“).⁸² Solange in der Humanistischen Dialektik eine psychologische Wahrheit im Sinne der *Verisimilitudo* bzw. *Probabilitas* angestrebt wird, steht die induktive Schlussform der Exempel, das die Prädikalisierung durch das Feld der Topoi zwar abkürzt, aber letztlich dennoch auf der Realität beruht, als wahrscheinlicher Schluss gleichberechtigt neben dem ratiocinativen syllogistischen Enthymem, das sich vollständig auf innerdiskursiv getroffene Aussagen stützt.⁸³ Beide Schlussformen, *Inductio* und *Ratiocinatio* erzielen, sofern sie korrekt durchgeführt werden, sichere und korrekte Schlüsse („Omnis autem ratiocinatio perfectaue inductio, si modo legitime riteque fiant, certae semper explorataeque fidei sunt in

⁷⁹ Vgl. Kopperschmidt, Josef. *Argumentationstheorie zur Einführung*. Hamburg, Junius: 2000; S. 108-115.

⁸⁰ Vgl. dazu auch Veit, Walter F. Lexikonartikel „Induktion/Deduktion“. In: HWR, Bd. 4; Sp. 351 – 373; hier Sp. 364f. Aus rhetorikgeschichtlicher Sicht interessant sind hierzu die Ausführungen Ciceros, der die Exempla zu den Mitteln der Beweisführung rechnet. Ein Beispiel ist, was eine Sache durch Autorität oder durch den Fall irgendeines Menschen oder einer Begebenheit verstärkt oder abschwächt. („Exemplum est, quod rem auctoritate aut casu alicuius hominis aut negotii confirmat aut infirmat“), Cicero, de inventione I, 30, 49; S. 92f. In diesem Sinne zählt auch Quintilian (V, 11) die Exempla zu den Beweismitteln.

⁸¹ Agricola, De inventione, II, 18; S. 320. Der Begriff „inductio“ wird früher im Text (S. 316) als unvollständige *Enumeratio*, also Aufzählung von relevanten Fakten, definiert, wobei der Hörer durch die Nennung von zwei oder drei Fällen (bzw. Exempeln) dazu verleitet wird, davon auszugehen, dass es sich immer so verhält: „Inductionis vero nomen magis convenit imperfectae enumerationi, cum duobus tribusve propositis inducitur auditor, ut in omnibus ita credat esse“.

⁸² Agricola, De inventione, II, 17; S. 310.

⁸³ Vgl. Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, S. 12f.

colligendo“).⁸⁴

Einer auf Exempeln basierenden Induktion wird also in der Tradition der humanistischen Dialektik eine faktische Aussagekraft zugesprochen, die anderen rhetorischen Schlussformen nur in Detailfragen nachsteht: Eine vollständige *Inductio* (bei Agricola *Enumeratio*) durch das ganze Feld der *Topoi* stellt in diesem Zusammenhang die „sichere“ Variante für Schlüsse dar, während eine Argumentation über *Exempla* die „wahrscheinliche“ ist.⁸⁵ Aus heutiger Sicht würde man den Wahrheitsgehalt von Beispielen und damit auch deren logische Anschlussfähigkeit vermutlich weitaus geringer einschätzen, da es sich hier, was man nicht vergessen darf, weniger um tatsächlich empirisch nachvollziehbare Beispiele handelt, sondern um auf vielfältige Weise schriftlich fixierte und auch mündlich tradierte Belege, deren Glaubwürdigkeit nur versichert, jedoch nicht belegt werden kann. Die in der Dialektiktradition eigentlich intendierte Funktion der *Exempla* ist jedoch, wie bereits geschildert, die Steigerung der Überzeugungskraft von Aussagen. Dies gilt im Prinzip bis heute: „[M]ehr als Plausibilitäten von Argumentationen zu erwarten heißt nur, den Sinn von Argumentationen zu verfehlen.“⁸⁶

Sehr viel eingehender als Agricola betont dessen erklärter Anhänger Erasmus in *De Utraque Verborum ac Rerum Copia* von 1512 diese Thematik, indem er herausarbeitet, wie Exempel eine Rede reichhaltig machen können. Sie steigern die *Copia*, ohne dabei eine sinnlose Anhäufung von Wörtern oder Langeweile bei den Zuhörern zu erzeugen. Man soll also versuchen, zu jedem Punkt möglichst viele illustrative Exempel anzuführen. Das Kriterium ist hier nicht eine größtmögliche Verlässlichkeit der Quelle, sondern die größtmögliche Wirkung in der Rede:

Haec igitur ad unumquemque locum plurima, variaque [exempla] sunt adhibenda, non solum ex omni Graecorum ac latinorum scriptorum genere collecta, verumetiam ex barbaris annalibus. Demum e vulgi rumoribus. Monet autem potissimum animos antiqua, illustria, nostratia, domestica, id est, suam quaeque gentem, suum quaeque genus.⁸⁷

Erasmus zählt hier eine Vielzahl von möglichen Quellen für *Exempla* auf, die griechische und römische Literatur, volkssprachliche Annalen und umgangssprachliche Redewendungen. Die Wirkungskraft der Exempel beruht entweder auf der Vorbildlichkeit alter und berühmter Beispiele, oder eben der Bekanntheit von Exempeln aus der direkten Lebenswirk-

⁸⁴ Agricola, *De inventione*, II, 19; S. 322.

⁸⁵ Vgl. die graphische Darstellung bei Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, S. 13.

⁸⁶ Kopperschmidt, *Argumentationstheorie*, S. 110.

⁸⁷ Zitiert nach: Erasmus. *De Copia verborum ac rerum, libri duo*. In: *Opera Omnia*, Lugdunum 1703: Bd. 1, Sp. 3-116 [reprographischer Nachdruck Hildesheim, Olms: 1961]; Sp. 89.

lichkeit des Publikums.

Bezeichnenderweise ist Erasmus' Zielsetzung nicht die Hinführung zu faktisch stichhaltigen Reden, sondern eine Anleitung zur Optimierung der Redefülle. Die Reste an dialektischer Trennschärfe, die Agricola den Exempeln noch gelassen hat, gehen bei Erasmus verloren, indem sie in den Dienst einer von Cicero geprägten Überwältigungsrhetorik gestellt werden.⁸⁸

12. 2 *Exempel und Kombinatorik*

Neben diesen beweislogischen Funktionen spielt gerade im dämonologischen Diskurs die narrative Auskleidung der Exempel eine große Rolle. Während Vergleiche (wie z. B. mit Kräutern und Schlangen in 5, 2) im weiter gefassten Verständnis der *Comparata* der Humanistischen Dialektik ähnliche argumentative Funktionen wie Exempel erfüllen können, sollen hier unter diesem Begriff „Exempel“ nur solche Elemente verstanden werden, die einen gewissen narrativen Inhalt haben, also Exempel „geschichten“. Diese narrative Einbettung ermöglicht eine Vielzahl von Anschlussfunktionen innerhalb des topischen Wissenssystems, die durch einfache Vergleiche nicht gegeben sind. Mit dieser Definition soll der Begriff des Exempels nicht im Sinne einer Gattungsdefinition fixiert werden: „Das Exempel ist nicht als Gattungs-, sondern als Funktionsbegriff aufzufassen.“⁸⁹ Grundlegend für dieses funktionale Verständnis ist jedoch ein narrativer Gehalt, der das Exempel von einem schlichten Vergleich abhebt: „[D]as *exemplum* ist eine funktionale Einheit, die sich durch den Kontext definiert und in Regestform eine Geschichte [...] erzählt.“⁹⁰ Dieses narrative Potential bleibt dabei auch bei der „Reduktion der Narratio bis gegen den Nullpunkt“ erhalten, wie bei der bloßen Nennung von Beispielfiguren.⁹¹ Diese verkürzten Exempel erscheinen als Topoi, die aktualisiert und in ihrem narrativen Charakter reaktiviert werden können: In der Literatur kann „das

⁸⁸ Vgl. zu dieser Formulierung: Bornscheuer, *Topik*, S. 78 ff. Dies bedeutet dabei jedoch nicht, dass über Exempel eine komplette Beliebigkeit in der Argumentation abzuschließen ist: „The example seems to proclaim the speaker's common cause with the audience in looking at the world the way it is [It is] not the invention of the speaker but common property about which we can have few suspicions“ (Lyons, John. *Exemplum. The Rhetoric of Example in Early Modern France and Italy*. Princeton, Princeton University Press: 1989; hier S. 5).

⁸⁹ Haug, Walter. *Exempelsammlungen*, S. 264. Haug übernimmt diese funktionale Definition in dieser Betrachtung, wobei er jedoch betont, dass sich dennoch verschiedene Gattungen eher als Exempel eignen als andere. Vgl. dazu auch Seelbach, Ulrich. *Ludus Lectoris. Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Winter, Heidelberg: 2000; hier S. 76-82.

⁹⁰ Daxelmüller. Christoph. *Narratio, Illustratio, Argumentatio. Exemplum und Bildungstechnik in der Frühen Neuzeit*. In: *Exempel und Exempelsammlungen*. Hg. v. Walter Haug, Burghart Wachinger. Tübingen, Niemeyer: 1991; S. 77-94, hier S. 80.

⁹¹ Haug, *Exempelsammlungen*, S. 267.

exemplum nicht nur auf das Regest, sondern weiter auf die nichtnarrative Form des (Literatur-)Zitats [verkürzt werden]. Andererseits kann das *exemplum*, solchermaßen [...] auf seine nichterzählerische Substanz eingefroren, jederzeit wieder zur narrativen Vollform reaktiviert werden.⁹² Diese Möglichkeit der Reaktivierung einer wie auch immer gearteten narrativen Substanz fehlt beim Vergleich, so dass ich derartige Fälle nicht unter den Begriff des Exempels fasse.

Wie in der *Dämonomanie* schnell ersichtlich wird, besteht ein Großteil des dämonologischen Diskurses aus der stets neu aktualisierten Wiedergabe von Exempelgeschichten, die neben juristischen Ausführungen die eigentliche Textmasse ausmachen. Dieser Modus der Reproduktion ist im Kontext der dämonologischen Literatur das normale Prozedere der Texterzeugung. Bereits die Apologia des *Malleus* betont, dass das Werk alt und neu zugleich sei: Alt ist die Materie selbst sowie die angeführten Autoritäten, neu ist die Zusammenstellung der Bezüge, und die Anordnung der einzelnen Geschichten: „Sciat tum hoc ipsum opus novum esse simul et antiquu[m]. [...] antiquum certe materia et auctoritate: nouum vero [potium] compilatione earumque aggregatione.“⁹³ Es wird hier, recht unspektakulär, der zentrale Produktionsmechanismus der Dämonologien aufgedeckt: Dieser besteht in der Übernahme von zumeist in anderen Traktaten bereits schriftlich fixierten, aber oft auch mündlich tradierten Exempelgeschichten, die in einen neuen argumentatorischen Zusammenhang gebracht werden. Nach diesem Rezept werden im weiteren dämonologischen Diskurs fortwährend neue „alte“ Dämonologien verfasst, wobei die vorhergehenden Werke einerseits als Steinbrüche, andererseits als Autoritätsbeleg für die getroffenen Aussagen dienen.

Lyons zählt eine ganze Reihe von Charakteristiken der Exempelverwendung in der Frühen Neuzeit auf,⁹⁴ wovon hier seine Konzepte von „Iterativity/ Multiplicity“, „Undecidability“ und „Excess“ besonders relevant erscheinen. Der Gesichtspunkt der „Undecidability“, der Tatsache, dass Exempel in einer Argumentation keine letztendlich verlässliche Sicherheit geben, dass sie also nur eine schwache Belegfunktion einnehmen können, führt dazu, dass in der Regel mehrere Beispiele herangezogen werden („Multiplicity“). Dabei steht ein Exempel im Sinne der „Iterativity“ immer zugleich für eine ganze Klasse von ähnlich gelagerten Ereignissen, auf die zugleich verwiesen wird. Der Effekt dabei ist, was Lyons mit „Excess“ bezeichnet: Exempel übersteigen stets ihre jeweilige intentionale Verwendung innerhalb einer Argumentation:

⁹² Daxelmüller, *Narratio, Illustratio, Argumentatio*, S. 91.

⁹³ Zitiert wird hier aus Schnyders Ausgabe des *Malleus* von 1487; hier S. 2.

⁹⁴ Vgl. hierzu und im Folgenden: Lyons, *Exemplum*, S. 25-34.

To make an example of an object is to account for only one limited aspect of that object. [...] As the dependent statements grow into complex narratives, however, the number of other concepts that can be illustrated by the narrative begins to threaten the control of the generality.⁹⁵

Das eine Problem ist dabei die Kontingenz, die der Exempelverwendung stets inneohnt. Ein Exempel kann auf verschiedene Art und Weise ausgelegt werden und ist jeweils von einem anderen ursprünglichen Kontext geprägt. Das andere Problem (das freilich in den von mir untersuchten Texten nicht als Problem, sondern als Strukturmerkmal erscheint) besteht in der Fülle an Anschlussmöglichkeiten, die jeder einzelne Topos innerhalb des Exempels anbietet. Anders formuliert: Ein Exempel kommt selten allein, sondern in den meisten Fällen verbunden mit einer Reihe anderer, mehr oder weniger ähnlich gelagerter Exempel, die entweder die schwache Argumentation weiter untermauern sollen, oder die schlicht der Logik der Akkumulation und Clusterbildung gehorchen, indem sie sich an einen Topos anschließen lassen. Exempel neigen somit in den Texten zu Wucherungen, sie lassen sich praktisch unbegrenzt miteinander kombinieren, was in den Traktaten auch tatsächlich geschieht.

Die Notwendigkeit der exzessiven Verwendung von Exempeln spiegelt sich dabei sowohl in der Textstruktur der Dämonologien als auch im Umgang mit Prätexten, die auf der Suche nach Beispielgeschichten und argumentativen Versatzstücken seziert werden. Diese Technik der Übernahme von Material ist das konstitutive Verfahren der Kompilationsliteratur, „die Textausschnitte aus anderen Schriften in eine neue Zusammenstellung [bringt], um durch die gehäufte Bereitstellung von Material Wissen (und Unterhaltung) zu vermitteln.“⁹⁶ Im Hinblick auf die textproduktiven Strategien entsprechen die Dämonologien auf weiter Strecke der kompilatorischen Literatur, sie sind jedoch weitaus stärker in einen juristisch-argumentatorischen Kontext eingebettet, so dass der Aspekt der Unterhaltung zurücktritt, ohne freilich vollständig zu verschwinden. In der vorliegenden Arbeit soll daher anhand dieser argumentativen Verwendung der Exempel eine Differenz zwischen Kompilatorik, als dem Versammeln von Beispielgeschichten ohne weitere Verknüpfung, und der Kombinatorik, als der argumentativen Strategie einer *bricolage* topischer Versatzstücke, gezogen werden.⁹⁷

Bis hin zur Mitte des 18. Jhs. kann das Kompilieren als ein grundlegender Habitus gelehrten und polyhistorischen Schreibens angesehen werden,⁹⁸ die damit korrespondierende

⁹⁵ Ebda, S. 34.

⁹⁶ Alsheimer, Rainer. Lexikoneintrag „Kompilationsliteratur“. In: EdM, Bd. 8; Sp. 111-114; hier Sp 111.

⁹⁷ Ausgehend von dieser argumentativen Definition der Dämonologie-Gattung wäre auch Scholz-Williams zu widersprechen, die die Kompilationen von Praetorius (s. u.) als „demonologies“ bezeichnet. Vgl. Scholz-Williams, Gerhild. *Ways of Knowing in Early Modern Germany. Johannes Praetorius as a Witness to his Time.* Aldershot/ Burlington: 2006; hier S. 67.

⁹⁸ Vgl. Parkes, M. B. *The Influence of the Concepts of Ordinatio and Compilatio on the Development of the*

notwendige Lesetechnik ist das Exzerpieren und Verzetteln der aufgefundenen Elemente, die vom literarischen Markt durch verschiedene Genres unterstützt wird:

Konstitutiv für das extensive gelehrte Lesen ist das Exzerpieren. Um sich Wissen ohne aufwendiges Lesen zu erschließen, gab es in der frühen Neuzeit vielfältige Möglichkeiten, Kompilationsliteratur unterschiedlichster Art und Provenienz, die gelehrtes Wissen in Form der „loci communes“ als parzellierte Versatzstücke aufbereiten [...].⁹⁹

Durch ein neues Arrangement dieser leicht identifizierbaren exzerpierten Versatzstücke entsteht in einem kompilatorisch-kombinatorischen Prozess der Zieltext. Grundlegendes Gliederungselement ist dabei dessen argumentatorisch-topischer Zusammenhang. Diese topische Struktur garantiert dabei, dass „die sinnstiftenden und kontinuierlich verbürgenden Funktionen des kulturellen Gedächtnisses“ gewahrt bleiben, die Müller angesichts von Gesners *Bibliotheca universalis* (erstmalig 1545) gefährdet sieht,¹⁰⁰ wobei jedoch die anderen Aspekte von Gesners bibliographischer Wissensdarbietung, das Fehlen von Hierarchien zwischen nützlichem, privilegierten und weniger relevantem Wissen sowie die schwindende Vorbildfunktion der menschlichen *Memoria* als Systematik¹⁰¹ auch im Falle der Kompilationsliteratur festzustellen sind. Im Hinblick auf Dämonologien bedeutet dies, dass sie sich eines sehr breiten Fundus an Vorlagenliteratur bedienen können, ohne dass dabei notwendigerweise Rücksicht auf die Aussageintention des Textes gelegt werden muss.¹⁰² Maßgebend ist der neue argumentatorische Zusammenhang, der den Rahmen für die isolierten topischen Bruchstücke erneut definiert. So kann die Dämonomanie Exempel verwenden, die aus der Lektüre des ansonsten stark kritisierten Johann Weier gewonnen wurden (und dies auch explizit kenntlich

Book. In: *Medieval Learning and Literature. Essays presented to Richard William Hunt*. Hg. v. J. Alexander, M. T. Gibson. Oxford, Clarendon Press: 1976; S. 115-141, Sp. 113; sowie Gierl, Martin. *Kompilation und Produktion von Wissen im 18. Jahrhundert*. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 63-94; insbes. S. 66-69.

⁹⁹ Zedelmaier, Helmut. *Lesetechniken. Die Praktiken der Lektüre in der Neuzeit*. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 11-30; hier S. 21. Vgl. dazu auch ders., *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln, Böhlau: 1992; S. 286-307.

¹⁰⁰ Müller, Jan Dirk. *Universalbibliothek und Gedächtnis. Aporien frühneuzeitlicher Wissenskodifikation bei Conrad Gesner (Mit einem Ausblick auf Antonio Possevino, Theodor Zwinger und Johann Fischart)*. In: *Erkennen und Erinnern in Kunst und Literatur. Kolloquium Reisenburg, 4.-7. Januar 1996*. In Verbindung mit Wolfgang Frühwald hg. v. Dietmar Peil, Michael Schilling, Peter Strohschneider. Tübingen, Niemeyer: 1998; S. 285-309; hier S. 289.

¹⁰¹ Vgl. Müller, Aporien, S. 289f. sowie 293.

¹⁰² Dass diese kompilatorische Produktionsweise der Dämonologien auch von Zeitgenossen wahrgenommen wurde zeigt sich in der *Aurifodina Artium et Scientiarum* (1638) von Jeremias Drexel, die den Umgang mit wissenschaftlicher Literatur (mit Schwerpunkt auf der Praxis des Exzerpierens) für Lerner erklärt. Hier wird Martin Delrio (neben Lipsius) als einer der berühmtesten Exzerpierremeister seiner Zeit genannt. Vgl. dazu Neumann, Florian. *Jeremias Drexels Aurifodina und die Ars excerpenti bei den Jesuiten*. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 51-61; hier S. 59.

machen, vgl. z. B. F 1591, S. 198), ohne dass sich die fragwürdige Autorität des Vorlagentextes negativ auswirkt.

Kompilationen beherrschen das Erscheinungsbild der Publikationen aus vielen Bereichen.¹⁰³ Sie finden sich nicht zuletzt in den Ehelehrschriften des 16. und 17. Jhs., zu denen auch Fischart seinen Beitrag geleistet hat.¹⁰⁴ Als Beispiel für die hohe Produktivität und Lukrativität einer kompilatorisch ausgerichteten Textproduktion in diesem Bereich kann Abraham Hossmann (1561-1617) herangezogen werden, dessen Ehelehrschriften im Laufe des 17. Jhs. von verschiedenen Druckern immer nachgedruckt wurden.¹⁰⁵ Im Vorwort seines wohl erfolgreichsten Werkes, *Verus amor coniugalis*,¹⁰⁶ rühmt er sich, über 1700 Autoren gelesen zu haben, die den Grundstock seiner Argumentation ausmachen. Diese Zahl ist zwar zu relativieren, eine vorläufige Zählung ergab lediglich 108 namentlich genannte Autoritäten sowie 157 identifizierbare Exempelfiguren, dennoch listet das Buch in seiner Gänze ein breit gestreutes Panorama verschiedener Beispielgeschichten zur Ehethematik auf, die anhand ihres moralischen Gehalts lose in verschiedene Unterkapitel zusammengefasst werden. Während die Ehelehrschriften im 16. Jh. primär unter einem didaktischen Aspekt verfasst wurden,¹⁰⁷ liegt der Schwerpunkt in dieser Sammlung Hossmanns bereits deutlich auf der Unterhaltung.¹⁰⁸

¹⁰³ Gierl lokalisiert einen thematischen Schwerpunkt in den Bereichen Medizin, Theologie und Jurisprudenz (vgl. Gierl, *Kompilation und Produktion*, S. 66f.), wobei diese Bereiche freilich den größten Teil des gelehrten Wissens im Mittelalter und der Frühen Neuzeit abdecken.

¹⁰⁴ Zum kompilatorischen Vorgehen in seinem *Ehezuchtbüchlein* vgl. Müller, Jan-Dirk. *Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur*, am Beispiel von Fischarts *Ehezuchtbüchlein* und *Geschichtklitterung*. In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 63-109. Über den in der *Geschichtklitterung* enthaltenen Ehediskurs vgl. grundlegend Holenstein, Pia. *Der Ehediskurs der Renaissance Fischarts *Geschichtklitterung*. Kritische Lektüre des fünften Kapitels*. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1991. Sie geht auf den Seiten 321-324 kurz auf die Rolle der Exempel ein, wobei hier jedoch der Schwerpunkt auf den intendierten rezeptionsästhetischen Aspekten liegt, und die Tradition der Kompilationsliteratur, die gerade in den Ehelehrschriften stark wirksam ist, nur am Rande streift.

¹⁰⁵ So verzeichnet das VD 17 für den Text *Verus amor coniugalis* (s. u.) von 1607 bis 1682 insgesamt 11 Auflagen. Allerdings gestalten sich hier genaue Aussagen schwierig, da Hossmann (bzw. Hosemann) bereits auf dem Titelblatt der ersten nachgewiesenen Auflage angibt, dass diese zum fünften Mal überarbeitet sei. Da das Vorwort auf 1606 datiert ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Ausgabe von 1607 die erste in dieser Art ist, eine frühere Publikation dieser Art ließ sich auch im VD 16 nicht nachweisen. Es ist jedoch möglich, dass sich Hossmann hier auf verschiedene andere seiner Schriften zu dieser Thematik bezieht.

¹⁰⁶ Verwendete Ausgabe: Hosemann [Hossmann], Abraham. *Verus amor coniugalis* [...] Magdeburg, gedruckt bei Andreas Betzel in Verlegung Ambrosius Kirchners: 1613.

¹⁰⁷ Vgl. für einen Überblick über frühneuzeitliche Ehelehren zentral das Repertorium deutschsprachiger Ehelehren: Kartschoke, Erika (Hg.) *Repertorium deutschsprachiger Ehelehren der Frühen Neuzeit*. Bd I, 1: *Handschriften und Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin/ Preußischer Kulturbesitz (Haus 2)*. Berlin, Akademie: 1996; sowie neuerdings Behrendt, Walter. *Lehr-, Wehr- und Nährstand. Haustafelliteratur und Dreiständelehre im 16. Jh.* Diss. Berlin: 2009.

¹⁰⁸ Ein etwas kurioser Beleg dazu mag der energische handschriftliche Eintrag im Exemplar der Staatsbibliothek Berlin sein (Sig. Da7373), der sich nicht auf den Inhalt der Seite bezieht, sondern eher an den Leser richtet: „auff dem sonntag list mahñ in der bibell“, pag. P5v. Dass derartige Kompilationen dazu neigen, eine argumentative Textkohärenz zugunsten einer auf Unterhaltsam ausgerichteten Vielfalt der versammelten Elemente aufzugeben, zeigt sich auch an den Kompilationen zur dämonologischen Thematik im 17. Jh., die im Kap.

Auch die sog. *Magica*-Literatur baut auf kompilatorischen Verfahren auf.¹⁰⁹ Sie steht damit der dämonologischen Literatur inhaltlich und im Hinblick auf die textproduktiven Strategien nahe. Maßgebend für die literaturwissenschaftliche Namensgebung ist die anonyme Publikation *Magica*, die zunächst 1597 bei Grosse in Eisleben gedruckt wurde.¹¹⁰ Dieser Text versammelt hunderte von Exempelgeschichten, die komplett ohne Zwischentexte angeboten werden und nur durch Kapitelüberschriften und ggf. Quellenangaben voneinander abgetrennt sind. Gemäß der Widmungsvorrede ist das Buch dazu verfasst, den Lesern von übernatürlichen Dingen zu berichten und sie gleichzeitig zu unterhalten. Der Verfasser ist

der hoffnung/ das die Historien/ in welchen dasjenige/ was einem jeden Menschen in oder von wegen der Religion/ Furcht gegen Gott/ gegen die Geister/ vnd was dem anhengig/ begegnet vnd zu handten stösset/ beschrieben wirdet/ vnter andern zu obangezeiygtem ende nicht allein nütz/ sondern auch menniglichen nothwendig vnd angenehm sein sollen [...]¹¹¹

Die Schwerpunktsetzung auf Information („Beschreibung“) und „angenehmer“ Lektüre bedingt den Fokus der Kompilation sehr viel stärker als der hier angestrebte moralische „Nutzen“. Es werden mehrfach Exempelgeschichten aus der Dämonomanie zitiert, ohne jedoch ihren Kontext zu übernehmen oder einen eigenen argumentativen Überbau zu entwickeln.¹¹² Die Darbietung der Geschichten ist für einen kompilatorischen Produktionsprozess optimiert, indem der erste Schritt einer solchen Texterstellung, das Herauslösen der Exempel aus dem ursprünglichen Text, bereits geschehen ist, ohne jedoch die einzelnen Elemente in einem zweiten Schritt bereits in eine neue Argumentation einzubetten. Die *Magica* bietet somit für eine weitere Textproduktion und eine exzerpierende Lektüre eine ideale Grundlage. Die Geschichten verbleiben im Status der Potentialität, wobei sie jedoch,

18 eingehender besprochen werden.

¹⁰⁹ Vgl. zu diesem Begriff sowie der gattungstheoretischen Einordnung der *Magica*-Literatur (neben Prodigien-sammlungen etc.) unter den Oberbegriff der Memorabiliensammlungen Brückner, Wolfgang. Lexikoneintrag „*Magica*-Literatur“. In: EdM, Bd. 9, Sp. 1f.; hier Sp. 1. vgl. dazu auch ders. Historien und Historie. Erzähl-literatur des 16. und 17. Jahrhunderts als Forschungsaufgabe. In: Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Hg. v. Wolfgang Brückner. Berlin, Erich Schmid: 1974; S. 13-123; bes. S. 82-102.

¹¹⁰ Vgl. zu diesem Text Brückner, *Magica*-Literatur. Ich verwende die deutsche Übertragung, die 1600 ebenfalls bei Grosse in Eisleben erschien: *Magica, // Daß ist: Wunderbarliche Historien// Von Gespensten vnd// mancherley Erscheynungen der Geister [...]*. Eisleben, bei Grosse: o. J. [Datum der Widmungsvorrede ist 1600].

¹¹¹ *Magica*, Vorrede, pag.): (3v. Diesem Unterhaltungsaspekt entspricht auch, dass Grosse (der Verfasser der Vorrede) davon berichtet, dass sich bereits die lateinische Version des Textes sehr gut verkauft hat, und von vielen Seiten eine deutsche Übersetzung gefordert wurde (vgl. ebda.).

¹¹² Eine Häufung von Rückbezügen auf die *Dämonomanie* findet sich von pag. 141v-pag. 148r. Auch die im Folgenden genauer betrachteten Exempel aus dem Kapitel II, 4 (Loches, Toulouse) finden sich hier, zusammen mit naturphilosophischen Betrachtungen, z. B. der Tatsache, dass Zucker in Milch das Entstehen von Butter verhindert, oder dass das Schmelzen von Eisen durch ein Stück Kupfer gestört werden kann (vgl. F 1591, S. 71f.).

im Hinblick auf ihren Unterhaltungswert, narrativ ausgestaltet werden.

Ein Beispiel für die Kompilation kompletter Texte, das sich im weitesten Sinne mit der dämonologischen Thematik beschäftigt, ist das *Theatrum Diabolorum*, das 1569, 1575 und 1588 in drei stets wachsenden Auflagen von Sigmund Feyerabend in Frankfurt am Main herausgegeben wurde.¹¹³ Dieses Kompendium ist wohl einer der bekanntesten Vertreter des Genres der „Teufelsbücher“, die in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. sehr populär waren, und versammelt eine Reihe von Schriften und moralischen Anleitungen, wobei die im Titel erwähnten Teufel die Personifikationen verschiedener Laster darstellen, so dass die Publikation weniger dämonologisch als vielmehr moralisch-didaktisch ausgerichtet ist. Das Traktat über den Sabbatteufel beispielsweise, das eigens auf dem Titelblatt der 1575er-Ausgabe als neuer Zusatz beworben wird, beschäftigt sich nicht mit dem Hexensabbat, sondern mit der Problematik, dass die kirchlichen Feiertage nicht eingehalten werden.¹¹⁴ Dass dämonologische Inhalte jedoch nicht ausgeklammert werden, zeigt der Text über den „Zauberteufel“.¹¹⁵ Hier werden in knapper Form, strukturiert nach den Status-Fragen der Rhetorik,¹¹⁶ verschiedene Aspekte des Hexenglaubens abgehandelt, wobei sich der Text inhaltlich nicht markant von anderen Dämonologien unterscheidet. Gerade anhand dieses letzten Textes lässt sich nachzeichnen, wie derartige Kompilationen funktionieren. Bereits vor seiner Aufnahme in das *Theatrum* erscheint der Text in drei schnell aufeinanderfolgenden Auflagen (1563, 1564 und 1566), die seine Popularität bezeugen, bei Paul Feyerabend. Ab 1569 erscheint er nur noch im Rahmen des Verlegerprojektes *Theatrum Diabolorum*.¹¹⁷

¹¹³ Zitiert wird hier aus der zweiten Auflage von 1575: THEATRVM// Diabolorvm, // Das ist:// Wahrhaftte eigent// liche vnd kurtze Beschreibung/ // Allerley grewlicher/ schrecklicher vnd abscheulicher laster/ so in diesen// letzten/ schweren vnd bösen Zeiten/ an allen orten vnd enden fast bräuchlich/ auch grau==samlich in schwang gehen [...] Frankfurt am Main, bei Peter Schmid: 1575.

¹¹⁴ Vgl. Farinopolitani [Faber], Caspar: Sabbathteufel: Einfeltige vnd kurtze Erin==nerung vom Sabbathsteufel/ Gaspa==ris Fabri Farinopolitani. In: *Theatrum Diabolorum*, p. 465v-491r. Der Begriff „Sabbat“ ist hier nicht jüdisch konnotiert, sondern gilt auch für Christen: „Der leibliche Sabbath/ welcher vmb der schwachen vnd vnvollkommenen Christen willen/ wie sie fast alle sind/ so lange sie hier auff Erden wallen/ gehalten wird/ ist einer vnter den sieben wöchentlichen Tagen“ (pag. 467v), eine ähnlich neutrale Verwendung des Begriffes findet sich in der *Dämonomanie*, „Sabath: welchs so vil bedeut als ein Fest und Tag der Rhu“ (F 1591, 110; vgl. dazu Kap. 7).

¹¹⁵ Milichius, Ludwig. Zauberteufel: Von Zäuberey/ warsagung/ Be==schwehern/ Segen/ Aberglauben/ Hexerey/ vnd man==cherley Wercken des Teuffels/ wolgegründter/ vnd so vil einem Gläu==bigen davon zu wissen dienstlich/ gnugsamer Bericht/ nicht allein dem Ge==meinen Mann/ sonder auch den Weltlichen Regenten/ vnd ein==feltigen Predigern nützlich vnd kurzweilig zu lesen/ mit// heiliger Schrift vnd bewerten Scribenten/ mit// fleiß zusammen ge==tragen/ // Durch// Ludouicum Milichium. In: *Theatrum Diabolorum*, pag. 175r-206r.

¹¹⁶ So in den ersten Kapiteln des Traktats: „Ob Zäuberey sey“ (p. 174r) als *An sit*, „Was Zäuberey sey“ (p. 175v) als *Quid sit*, „Was alle Zäuberey für ein Causam finalem ha==be/ vnd auff was wirkung oder ursach sie// gerichtet sey“ (p. 179r) als *Cur sit*, „Daß alle Zäuberey durch den Teuffel werde// außgerichtet“ (p. 180r) als *Qualis sit*.

¹¹⁷ Die Ausgabe von 1563 ist wiedergegeben in: Stambaugh, Ria. *Teufelbücher in Auswahl. Erster Band: Ludwig Milichius: Zauberteufel, Schrappteufel*. Berlin, de Gruyter: 1970; vgl. zur Druckgeschichte des Zauberteufels das Nachwort, hier insbes. S. 444-469.

Ein ähnlich gelagertes markantes Beispiel ist das unter Mitarbeit des Juristen Abraham Saur 1586 bei Nicolaus Basse in Frankfurt erschienene *Theatrum de Veneficis*.¹¹⁸ Dieser Band umfasst eine ganze Reihe unterschiedliche Texte zum Thema der Dämonologie, die sich teilweise widersprechen, angefangen mit vorreformatorischen Texten von Molitor oder Trithemius hin zu Textstellen aus Weiers deutschsprachiger *De praestigiis*-Ausgabe. „In der Sammlung fehlt keine wichtige Stimme der Zeit aus Tagesbroschüren. Sie stellt [...] eine komplette Hexenbibliothek dar“.¹¹⁹ Die Produktions- und Editionsstrategie des Textes orientiert sich damit an dem früher erschienenen *Theatrum Diabolorum*. Die Thematik gliedert sich ein in die verstärkte dämonologische Publikationstätigkeit Basses in den 1580er Jahren, die inhaltlich weit auseinandergeht. Er druckt die grundlegenden Texte Weiers (*De Praestigiis* und *De Lamiis*) in deutschsprachiger Übersetzung, zeitgleich jedoch in mehreren Auflagen ab 1580 die *Malleorum*-Sammlung, die in zwei Bänden in mehreren Auflagen verschiedene dämonologische Traktate umfasst, die, stellenweise vergessen, so wieder zu öffentlicher Geltung gelangten. Zu nennen wäre Niders *Formicarius* (bereits aus dem 15. Jh.), besonders einflussreich ist jedoch der Neudruck des zuletzt 1520 im deutschsprachigen Raum erschienenen *Malleus*, der ab der zweiten Auflage der Sammlung 1582 in Fischarts Bearbeitung erschien. Während Weiers Texte den Verfolgungen kritisch gegenüberstehen, ist es insbesondere der *Malleus*, der als grundlegender Antrieb für die Hexenverfolgungen und für die Produktion dämonologischer Literatur nicht nur des 16. Jhs. angesehen werden kann. Alle Texte erscheinen relativ zeitgleich bei Basse und stellen einen publizistischen Schwerpunkt unter anderen dar.¹²⁰

Der Zusammenhang zwischen der Kompilation von Exempelgeschichten und der frühneuzeitlichen Wissenskultur wird von Gerhild Scholz-Williams anhand des *Anthropodemus*

¹¹⁸ THEATRVM DE VENEFICIS.// Das ist:// Von Teuffelsge=// spenst Zaubern und// Gifftbereitern/ Schwartzkünstlern/ He=// xen und Unholden/ vieler fürnemmen Historien und Exempel [...]. Frankfurt am Main, bei Nicolaus Basse: 1586. Vgl. zu diesem Text grundlegend Scholz-Williams, Gerhild. Invoking the Powers That Be: Types of Authority and the Production of the *Theatrum de veneficis* (1586). In: The construction of textual authority in German literature of the medieval and early modern periods. Hg. v. James Poang, Claire Baldwin. Chapel Hill / London: University of North Carolina Press: 2001; S. 191-210. Eine knappe Darstellung der dämonologischen Publikationen Basses, das auch die Vorbildfunktion des *Theatrum Diabolorum* in der Verlegung von Feyerabend (ab 1569) würdigt, findet sich bei Alsheimer, Rainer, Wolfgang Brückner. Das Wirken des Teufels. Theologie und Sage im 16. Jahrhundert. In: Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Hg. v. Wolfgang Brückner. Berlin, Erich Schmidt: 1974; S. 393-416; hier S. 412f. Vgl. grundlegend zur „Theatrum-Literatur“ der Frühen Neuzeit mit weiteren Literaturverweisen Friedrich, Markus. Das Buch als Theater. Überlegungen zu Signifikanz und Dimensionen der *Theatrum*-Metapher als frühneuzeitlicher Buchtitel. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stamm, Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 205-232.

¹¹⁹ Alsheimer/ Brückner, Das Wirken des Teufels, S. 413.

¹²⁰ Vgl. dazu auch Schnyder, *Malleus Maleficarum*, S. 530.

plutonicus von Johannes Praetorius¹²¹ dargestellt. Praetorius erscheint hier als „a type of *Polyhistor*, not the organizer personified by Morhof, but the gatherer, whose ultimate goal is an ideal completeness that will allow access to all learning and knowledge.“¹²² Der grundlegende Arbeitsmodus einer polyhistorischen Gelehrsamkeit, das Exzerpieren und Kompilieren, stellt die Verbindung zwischen dieser Literaturform und der Organisation von Wissen dar, wobei sich das Streben der Topik nach Fülle direkt in die Texte einschreibt. Dabei dient auch hier die Archivfunktion der Texte als Mittel dazu, Wissen über die Zeit zu bewahren: „The writer became a repository of knowledge (*Datenspeicher*) that, as a part of an endless chain of information, reached back into the past, and, with the writer's help, forward into the future.“¹²³ Die Tendenz der Exempla zur Bildung von Clustern, indem immer wieder ähnlich gelagerte Beispiele an einen gegebenen Fall angelagert werden, sichert unabhängig von ihrer jeweiligen argumentativen Funktion ab, dass ihr materieller Gehalt weiter tradiert werden kann. Die Exempel übersteigen also sehr schnell ihre intentionale Verwendung und folgen einer Eigenlogik, die im Falle kompilatorischer Literatur den Produktionsprozess weiterer Texte direkt unterstützt.¹²⁴

Diese Aspekte der Exempel im Hinblick auf die topische Wissenssystematik der Texte ist nur eine Seite ihrer Funktionalität im dämonologischen Diskurs. Das Heranziehen von Exempeln geschieht nach dialektischen Kriterien der Argumentationssteuerung, die Auswirkungen davon lassen sich sehr viel deutlicher außerhalb dieses Systems festmachen. Exempla geben der Hexe ihr Gesicht, sie sind sozusagen das Fleisch auf den logischen Gerüsten der Dämonologien, und tragen nebenher nicht unerheblich zu einem gewissen Unterhaltungsfaktor der Lektüre bei, der angesichts der hohen Auflagenzahlen der Werke nicht übersehen werden sollte.¹²⁵ Eine Überprüfung der Geschichten findet dabei nur selten statt, einmal gedruckt erscheinen sie seriös genug, um immer wieder neu abgeschrieben und aktualisiert zu

¹²¹ Praetorius, Johannes. *Anthropodemvs plvtonicus: M. JOHANIS// PRAETORII, P. L. C.// neüe// Welt=Beschreibung// von allerley// Wunderbarliche[n] Mensche[n].// Magdeburg,// In Verlegung// Johann Lüderwalds,// Buchhändlers alda.// ANNO 1666.*

¹²² Scholz-Williams, *Ways of Knowing*, S. 12.

¹²³ Ebda. Dass dieser Datenspeicher nicht statisch zu verstehen ist, zeigt sich im Hinblick auf die kombinatorischen Verfahren, vgl. dazu Kap. 17.

¹²⁴ Ein anderes Beispiel für einen argumentativ strukturierten Text des 17. Jhs., der sich mit der Thematik der Dämonologie auseinandersetzt, ist die *Magia* von Bernhard Albrecht, die später eingehender dargestellt werden soll (vgl. Kap. 15. 3).

¹²⁵ Diese hohen Absatzzahlen sind z. B. explizit Basse Grund für den Druck des *Theatrum de Veneficis* von 1586. Der Verleger Basse rechtfertigt die Herausgabe des Textes, der eine recht krude Kompilation von bereits veröffentlichten Traktaten darstellt, in seinem Vorwort unter anderem mit ihrer großen Popularität: „Derhalben da etliche Gelehrte verständige Leuth/ mir diese kleine Tractätlein unnd Bücher vornemlich geruhmet/ und auch ich gesehen hab/ daß sie hie=// bevor von mir unnd andern zum theil in Lateinischer/ zum theil in Teutscher Sprach nachgedruckt unnd wol abgangen sindt/ habe ich vor gut angesehen/ sie/ gemeinem Nutzen zu gutem/ in Truck bey=// einander zuverfertigen.“ In: *THEATRVM DE VENEFICIS*. [...] Frankfurt am Main, Nicolaus Basse: 1586.

werden.

Während Fischart in der „Vorred“ explizit betont, dass er an verschiedenen Stellen redigierend in den Text eingreift, beziehen sich diese kritischen Vermerke fast nie auf Exempelgeschichten. Bei einer vorläufigen Zählung fand ich nur zwei solcher Stellen: Einmal bezweifelt Fischart die Glaubwürdigkeit einer Exempelgeschichte, die die *Démonomanie* zu einem strittigen Sachverhalt anführt.¹²⁶ An einer anderen Stelle, Bodin erzählt von einem anonymen zeitgenössischen Priester aus Nürnberg, der bei einer Schatzsuche stirbt, vermerkt Fischart in der Marginalie „Hier mag sich der Autor irren“.

Wolfgang Behringer spricht angesichts dieser fehlenden Kritik in der Hexenliteratur von einer „extremen Leichtgläubigkeit“,¹²⁷ die die einzelnen Dämonologen kennzeichnet. Eine solche Kritik greift jedoch zu kurz, da die Verwendung der Exempelgeschichten im Sinne rhetorischer Mechanismen zu verstehen ist, die bereits aus antiker Tradition nicht scharf zwischen Überzeugen und Überreden trennt.¹²⁸ Exempel liefern zwar die für die *Verisimilitudo* der Darstellung notwendigen Realitätsfragmente, dies jedoch eher über ihre rhetorisch fundierte Überzeugungsfunktion als durch die fragliche und schwache Darstellungsfunktion.

12. 3 Exempel in den Kapiteln I, 1 und II, 4

Eine Argumentation, die sich im überwiegendem Maße auf Exempel stützt, schreibt sich deutlich in die Struktur der jeweiligen Kapitel ein. Während I, 1 im Prinzip als eine methodische Differenzierung der Hexendefinition aufgebaut ist, erscheint II, 4 als fortlaufende *Enumeratio* der verschiedenen Charakteristiken des Delikts.

Im Kapitel I, 1 tauchen angesichts des Überhanges von Autoritäten nur sehr wenig Exempel auf, die zudem in den meisten Fällen keine tatsächlich stattgefundenen Ereignisse wiedergeben, sondern konstruiert sind.¹²⁹ Das Exempel in 1, 3 illustriert den juristischen Sachverhalt einer vorsätzlichen Handlung durch Verweis auf einen Kranken genauer. Verwendet dieser ein magisches Heilmittel, ohne es zu wissen, handelt er nicht vorsätzlich und daher nicht strafbar. Weiß er jedoch, dass ein bestimmtes Heilmittel magisch ist, und verwendet es

¹²⁶ Der Hintergrund ist hier eine missglückte Hexenverfolgung des schwedischen Königs, von der er in einem Brief aus dem Jahr 1563 berichtet. Als Marginalie ist hier verzeichnet: „Solchem Exempel ist nit so gänzlich zuglauben: dieweil der Author auff vngleichen bericht geht.“ (F 1591, S. 53); vgl. dazu auch Bezold, F. von. Jean Bodin als Okkultist und seine *Démonomanie*. In: *Historische Zeitschrift* 105 (1910); S. 1-64; hier S. 10.

¹²⁷ Behringer, Hexen und Hexenprozesse, S. 268.

¹²⁸ Vgl. dazu Hallacker/Schmidt-Biggemann, Topik, S. 15.

¹²⁹ Diese Unterscheidung orientiert sich dabei an der Trennung zwischen wahrhaftigen (bzw. historischen) Beispielgeschichten und fiktionalen (poetischen), die sich bei Aristoteles und Quintilian findet; vgl. dazu Yao, Exempelgebrauch, S. 23.

dennoch, handelt er vorsätzlich und damit strafbar. Das Exempel in 5, 2 zeigt, dass auch böse Taten ein positives Ergebnis nach sich ziehen können (und widerlegt im argumentativen Zusammenhang den harten Dualismus zwischen Gut und Böse, der den Manichäern angelastet wird). So begeht ein Räuber bei einem Überfall auf Reisende zweifellos eine böse Tat, es kann aber auch sein, dass er dabei einen (noch verwerflicheren) Vatermörder tötet, oder einen guten Menschen, der dadurch von seine Leiden erlöst wird. Dennoch muss auch diese Tat rechtlich geahndet werden.

Die konstruierten Exempel sind in ihrer argumentativen Funktion eindeutig als *Exempla illustrans*, als illustrierende Beispiele zu identifizieren. Gemäß der aristotelischen Klassifikation sind sie hinsichtlich ihres Realitätsbezugs eine *παραβολή*, ein fiktiver, jedoch wahrscheinlicher Vergleich,¹³⁰ während die große Mehrzahl der Exempel im übrigen Text ausdrücklich den Anspruch erhebt, auf historische Tatsachen zu verweisen. Eine solche klare Definition und funktionale Bestimmung zwischen illustrierendem und induktivem Beispiel lässt sich im Text jedoch an den wenigsten Stellen ziehen. Das dritte Exempel (5, 7), das im Text selbst als „Exempel“ bzw. in der Marginalie als „Geschichte“ bezeichnet wird und eine vermeintlich tatsächliche Begebenheit referiert, oszilliert im Hinblick auf seine argumentative Rolle zwischen *Exemplum illustrans* und *Exemplum probans*. Hier wird der Fall eines Pariser Adligen erzählt, der zu Unrecht eines Mordes angeklagt wird. Diese Anklage beruht auf Verleumdung und ist nicht aufrechtzuerhalten, da er das Opfer nicht kannte. Unter Folter gesteht er jedoch ein ganz anderes Verbrechen, den weitaus verwerflicheren Giftmord an seinem eigenen Vater. Insgesamt scheint hier die illustrierende Funktion zu überwiegen, da das Beispiel als Ergänzung zur Widerlegung des Manichäismus gelesen werden kann (auch widerrechtliche Verfahren können zu Gerechtigkeit führen, genuin Schlechtes existiert also nicht), sowie als Zusatz des Absatzes 5, 6, der betont, dass Gottes „Gerichte“ unbegreiflich sind. Es liefert jedoch auch Datenmaterial für den Kontext der Hexenprozesse, deren juristische Fragwürdigkeit immer wieder thematisiert wird. Als induktives Beispiel kann es für die Leistungsfähigkeit des juristischen Systems stehen, hinter dem zugleich Gottes Ratschluss wirkt.

Das Argument, dass Gott die seinen vor Hexenprozessen schützt und daher Unschuldige gar nicht angeklagt werden können, ist ein Allgemeinplatz des dämonologischen Diskurses. Wie auch bei anderen „realen“ Beispielen wird hier die Glaubwürdigkeit (wenn nicht des

¹³⁰ Vgl. Aristoteles, Rhetorik, II, 20, 2; S. 107; sowie Rapps Kommentar dazu in Aristoteles. Rhetorik. Übersetzt und erläutert von Christof Rapp. WBG, Darmstadt: 2002; hier Bd. 2, S. 731. Dieser Begriff umfasst sowohl narrativ gestaltete „Beispielgeschichten“ wie auch Beispiele auf der Grundlage von nicht-narrative strukturierten Vergleichen.

konkreten Falles, so jedoch des generellen Vorganges) versichert: „Der fall ist an ihm selbst voran vielen kundbar. Jedoch könt ich noch ein vnzahl andere Exempel mehr erzehlen/ deren ein jeder sich erinnern könnte.“

Diese induktive Potenz vorgeblich „wahrer“ Exempel überwiegt in der Argumentation in II, 4. Allerdings werden hier die Schritte der *Inductio* immer wieder durch eine Vielzahl von ana- und kataphorischen Verweisen und Zusammenfassungen bzw. Schlussfolgerungen unterbrochen und aufgeschoben, so dass im Kapitel die lineare Argumentationsführung von einem Netz an Verweismöglichkeiten überlagert wird, von dem nur einige Grundzüge dargestellt werden können.¹³¹

Den Anfang macht ein ausführlich dargestelltes Exempel: Ein Mann aus der Stadt Loches in Frankreich ertappt seine Frau (die eine Hexe ist) bei nächtlichen Ausfahrten. Er besteht darauf, dass sie ihm sagt, wohin sie verschwindet. Sie bietet ihm darauf ihre Hexensalbe an und gemeinsam werden sie in die Gegend von Bordeaux vertragen. Befremdet von dem Vorgängen beim Hexensabbat ruft der Mann „O mein Gott/ wo seind wir?“, worauf sich der komplette Sabbat in Luft auflöst und der Mann allein und nackt zurückbleibt. Nach einer längeren Reise zurück nach Hause verklagt er seine Frau, die ihre Vergehen vor Gericht gesteht und verurteilt wird (vgl. 102, 6 – 103, 3).

Dieses Exempel stellt das narrative Programm vor, das für die folgenden Exempel im Kapitel grundlegend ist (mit Variationen im Hinblick auf den Ort oder die Protagonisten der Handlung). Die Produktionstechnik dieser Exempel lässt sich mit dem Begriff des Handlungsschemas genauer fassen, das bei Martinez/Scheffel definiert wird:

Das Handlungsschema ist ein aus der Gesamtheit der erzählten Ereignisse abstrahiertes globales Schema der Geschichte, das nicht nur für den einzelnen Text, sondern für ganze Textgruppen (wie z. B. Gattungen) charakteristisch sein kann. Durch die Integration in ein Handlungsschema erhält die Geschichte eine abgeschlossene (Anfang, Mitte, Ende) und sinnhafte (z. B. archetypische) Struktur.¹³²

Das hier vorgestellte Handlungsschema, die Teilnahme eines nicht als Hexe oder Zauberer markierten Protagonisten an einem Sabbat sowie die Anrufung Gottes oder ein ähnlicher Impuls, der den Sabbat beendet und den Protagonisten allein in einem unbekanntem und weit entfernten Landstrich zurücklässt, die anschließende Heimreise und Anklage der

¹³¹ Verwiesen sei auf die Zusammenfassung des Kapitels in Stichpunkten im Anhang, wo durch Markierung der Querverweise dieses Netz übersichtlicher dargestellt wird.

¹³² Martinez, Matias, Michael Scheffel. Einführung in die Erzähltheorie. München, Beck: 2007; S. 25. Der Begriff „Geschichte“ im Zitat wird hier gleichgesetzt mit der *histoire* von Genette; vgl. ebda; S. 26 bzw. Genette, Gérard. Die Erzählung. München, Fink: 1998; S. 15f.

schuldigen Person, wird von der Mehrzahl der im Kapitel folgenden Exempel immer wieder, mit abweichender Schwerpunktsetzung, aktualisiert. Während das direkt anschließende Exempel (103, 4) im Prinzip nur den Protagonisten (nun ein unehelicher Liebhaber) und den Ort (Lyon) austauscht, setzt das darauf folgende Beispiel (103, 5) einen neuen Schwerpunkt. Der Besucher des Sabbats verspürt hier große Furcht, und „wiewol er doch Gott nit nante“ reicht bereits dies zur Beendigung des Treffens aus. Die Angst des Protagonisten ist wichtig: „Diß wirt deßhalben gemeldt, daß es sonderlich vmb der forcht willen wol ist zumercken.“ Dieses Motiv taucht im nächsten Exempel wieder auf (103,6). Hier nimmt ein Elternpaar seine Kinder mit zu einem Sabbat, schärft ihnen jedoch vorher ein, keine Furcht zu haben.

Die Betonung der Angst illustriert hier über eine scheinbar kleinere Variation die hohe Anschlussfähigkeit, die die verschiedenen Elemente der den Exempeln zugrunde liegenden *Histoire* in der Rolle als funktionale Kopplungen im Diskurs haben. Diese entfalten als Element zur Erzeugung von Textkohärenz eine starke Funktionalität, indem sie Kopplungen zwischen den Exempeln auch über kleine Details (und über die Aussage des Fließtextes hinweg) ermöglichen. Zuerst wird in der genannten Passage die Angst als zentrales Motiv fokussiert und dient dann in einem zweiten Schritt als Anschlussmöglichkeit zwischen zwei Exempelgeschichten.

In einem „beinahe gleichmässigen fall“, der von 104, 2 – 105, 1 geschildert wird, verschiebt sich der Schwerpunkt wieder zur Anrufung Gottes und wird in einem eingeschobenen Exkurs (104, 3) ausdrücklich thematisiert: Es stimmen alle überein, „das der Teuffel/ denjenigen/ so Gott nennet/ gleich vnterwegen niderleget“.¹³³ Dieses Exempel schildert neben der Ausfahrt selbst sehr viel ausführlicher als die bisherigen den Tanz der Hexen.¹³⁴ Dieser Tanz ist der Anknüpfungspunkt für einen weiteren Exkurs, der anhand der Figur des Zauberers Trois Eschelles¹³⁵ dieses Tanzen eingehend belegt, und die ausführliche Darstellung ab 110, 5 vorwegnimmt. Ebenso wird das Motiv des Nussbaums, unter dem sich die Hexen treffen, an späterer Stelle noch einmal betrachtet (105, 3).

Dass sich diese Anknüpfungen nicht unbedingt an den Inhalten einer zu vermittelnden dämonologischen Lehre orientieren, belegt das „Pancket on Saltz“ (Marg. F 1591, S. 105). Dass Salz als Symbol für Ewigkeit und Unsterblichkeit steht (da es nicht verdirbt), so dass es

¹³³ Dieser Exkurs belegt zugleich, dass die Exempel auch zur Induktion dienen können: Aus der geschilderten Exempelgeschichte wird das Verschwinden des Sabbats bzw. das Ende des Flugs bei der Anrufung Gottes abstrahiert, und gilt nun angesichts der breiten Überlieferungslage als hinreichend belegt.

¹³⁴ Dies geschieht inklusive invertierter Figuren, vgl. Kap. 7.

¹³⁵ Trois-Échelles aus Le Mans war der vermutlich berühmteste französische Schwarzkünstler des 16. Jhs. Er entging einer Verurteilung, indem er anbot, für weitere Prozesse seine Mitgesellen zu identifizieren. Vgl. dazu Bezold, Jean Bodin als Okkultist, S. 7f.

die Teufel verabscheuen, wird im Text bereits früher dargestellt,¹³⁶ wobei auf dieselbe Exempelgeschichte zurückgegriffen wird. Dementsprechend tritt dieses Motiv im Kontext des Kapitels II, 4 in den Hintergrund. Hier taucht das Salz zwar auf, es wird jedoch nicht weiter thematisiert und findet keinen Niederschlag in den weiteren Beispielgeschichten. Sehr viel stärker als der dämonologische Gehalt an Lehrsätzen, hier die Aversion der Dämonen gegenüber Salz, erscheinen damit für den Argumentationsfluss des Kapitels sprachlogische Funktionen, vor allem das Aufgreifen motivgleicher Elemente in den Exempeln. So kann die Beispielgeschichte des Banketts ohne Salz ein weiteres Mal aktualisiert werden, nun im Hinblick auf den Tanz der Hexen.

Diese beiden Ordnungsschemata, einmal der zu vermittelnde „didaktische“ Inhalt an rechtlich relevanten Daten aus der Wissenschaft von den Hexen und einmal die Anknüpfungsmöglichkeiten, die die Exempel unabhängig von diesen Inhalten bieten, überlagern sich im Kapitel, ohne dass zwischen diesen Funktionen vermittelt wird. An mehreren Stellen unterbrechen Verallgemeinerungen, die den Charakter solcher Lehrsätze annehmen, den Textfluss, indem sie z. B. direkt in die Schilderung einer Exempelgeschichte eingeschoben werden.¹³⁷ Hier wird die inhaltliche Kohärenz der *Histoire* zugunsten von Lehrmeinungen, die aus dem Geschilderten im Sinne einer *Inductio* abgeleitet werden, unterbrochen. Sehr viel häufiger findet sich jedoch der gegenteilige Fall, wenn eine Reihung von dämonologisch relevanter allgemeiner Informationen durch Exempel unterbrochen wird. Dabei beziehen sich diese eingeschobenen Exempel nicht unbedingt am argumentativen Fortschreiten des Textes, sondern passen sich entlang loser topischer Anknüpfungspunkte ein. Es zeigt sich, dass die Struktur der *Dämonomanie* in hohem Maße von sprachlich-dialektischen Mechanismen bedingt wird und nicht nur durch inhaltliche Vorgaben (wie z. B. der „Methode“ in I, 1).

Dieser zweite Fall, das auf den ersten Blick störende Einfügen von Exempeln, ist besonders charakteristisch für die Argumentationsführung in Kapitel II, 4. Dazu einige Beispiele: Der Absatz 103, 7 schildert, dass Hexen häufig besondere Kleider oder Silbergeschirr mit zu den Treffen nehmen, was in der Marginalie hervorgehoben wird: „Die Hexin traen auch die Gefäß Silbern Geschirr auff ire fart mit.“ Dies wird jedoch erst wieder in Absatz 108, 5 aufgegriffen (vgl. die Marginalie „Die Teuffel stelen die Becher zu ihrem Pancket.“), ohne dass die

¹³⁶ „Wir haben [...] gedacht/ wie die Teuffel/ das Satz ser schewen sollen/ vnd die vrsach/ warumb sie es schewen/ ist gar gut: Seinteinmal das saltz ein bedeutung der Ewigkeit und Vnsterblichkeit ist: Auß vrsach/ Weil es nimmermehr fault noch verdirbt/ auch allerley ding vor verderben vnd fäulung verwaret“ (F 1591, S. 81).

¹³⁷ So z. B. in den Absätzen 104, 5 sowie 5 die das geschilderte Beispiel des Banketts ohne Salz für allgemeine Abstrahierungen im Sinne der Dämonologie unterbrechen, einmal im Hinblick auf das „Niederlegen“ der Menschen bei einer leiblichen Vertragung, wenn Gott angerufen wird, und einmal zur Schilderung allgemeiner Tanzdarstellungen durch den Zauberer Trois Eschelles. Ähnlich auch die Absätze 110, 2 und 3.

dazwischenliegenden Passagen Bezug auf dieses Detail nehmen. Ebenso wird der in 104, 1 angesprochene und bei vielen Völkern belegte Tanz der Hexen kurz in 104, 5 angesprochen, eine genaue Betrachtung folgt jedoch erst ab 110, 5. Der Absatz 105, 6 fasst im Sinne einer Zwischenbilanz die vielfältigen Rituale und Handlungen der Hexenausfahrt zusammen, das darauf folgende Beispiel thematisiert diesen Sachverhalt jedoch kaum, die zentrale Aussage dieser Passage, dass Hexen sich zumeist in der Nacht von Montag auf Dienstag treffen, taucht erst wieder in 109, 5 in knapper Form auf. Der Aussage, dass der Teufel oft als schwarzer und scheußlicher Mensch erscheint (vgl. 107, 3), folgt eine Betrachtung über das Verschwinden von Speisen, die sich wieder auf das sehr viel früher (ab 102, 6) isoliert vorgestellte Handlungsschema bezieht. Ein Exempel aus dieser Reihe (107, 6) beinhaltet zwar einen schwarzen Mann (der den Gastgeber eines solchen Banketts entführt), weitergeführt wird jedoch der Aspekt des Vertragens verschiedener Personen. Ebenso steht der Absatz, der die Funktion der Hexen als „[d]er Teuffel Newzeitung Marckt“ betont (Marg. zu 110, 3) isoliert da. Die als Exkurs dargestellte Passage über die Rechenschaftspflicht der Hexen, markiert durch die einleitende Floskel „Ich hab vergessen zumelden“ (109, 5), wird zwar durch ein darauf folgendes Exempel sinnvoll ergänzt, der Absatz 110, 2 zieht jedoch ein thematisch vollkommen anders gelagertes Fazit aus diesem Beispiel: Die Pulver der Hexen haben selbst keine Wirkung.

Es ließen sich noch mehr derartiger Passagen finden, die den Text zunächst als völlig systemlos erscheinen lassen. Dabei ist jedoch im Prinzip genau das Gegenteil der Fall, der Text zerfällt nicht wegen der Nichtbeachtung einer gliedernden Systematik, sondern weil sich hier zwei im dämonologischen Diskurs fest etablierte Strukturmomente einschreiben, die in ihrer Kombination eine zentrifugale Dynamik entwickeln und sich nur noch lose durch das argumentative Fortschreiten zusammenhalten lassen.

Dies ist einerseits eine topisch strukturierte Ordnungsfunktion, die sich hier in der Reihung der dämonologischen Lehrsätze abzeichnet, die häufig in den Marginalien der deutschen Version gewissermaßen nachgeliefert werden. Diese können als Gliederungselemente im Sinne von *Loci communes* verwendet werden, indem sie verschiedene ähnlich gelagerte Exempel versammeln und somit als Überschrift einer Passage erscheinen. Das zweite Element ist die (ebenfalls topisch basierte) Fülle an möglichen Anschlussmöglichkeiten, die eine Aussage innerhalb des rhetorisch-dialektischen Systems bietet und die für die Aktualisierung des dargebotenen Wissens elementar ist.

Während *Loci communes* das Wissensgebiet in einzelne Paradigmen unterteilen und dadurch strukturieren, unterwandern diese kontingenten syntagmatischen Kopplungen von

Wissensbeständen, die in einer Argumentation aktualisiert sind, eine derartige Systematik.¹³⁸ Indem die *Dämonomanie* versucht, relevantes Wissen zu versammeln und für einen späteren Zugriff bereit zu halten, aber gleichzeitig dieses Wissen in einen syntagmatischen argumentativen Zusammenhang überführt, empfiehlt sie sich sowohl als Archiv als auch als exemplarische Argumentationsführung und Aktualisierung dieses Wissens.

Die topische Ordnungsfunktion des Archivs ist dabei gleichzeitig das Schema für mögliche funktionale Kopplungen, so dass sich eine Trennung der beiden Aggregatzustände von Wissen, einmal fest im Buch verankert, einmal im Fluss der Argumentation begriffen, nicht durchhalten lässt. Der Text, der bei einer exemplarischen Argumentation von dieser Mischform zweier Funktionen geprägt ist, scheint in seiner Darstellung zu zerfallen. Einen möglichen Ausweg aus diesem Dilemma, der im Verlauf der Geistesgeschichte immer populärer werden sollte, besteht im alphabetisch-arbiträren Register der dritten Auflage, und somit im Verzicht auf die Wiedergabe dieser Kopplungsmöglichkeiten und der Darbietung des Wissens in isolierten Bruchstücken.¹³⁹

Diese Querverweise zwischen den Exempeln erscheinen in der *Dämonomanie* jedoch nicht vollständig systemlos. Sie funktionieren nur, wenn ein Exempel vorgibt, eine wahre Tatsache zu referieren und dadurch auch eine induktive Funktion einnehmen kann (aber nicht muss). Die erwähnten konstruierten und als fiktiv markierten Exempel im Kapitel I, 1 lassen keine weiteren Ableitungen zu und verbleiben, indem sie einen gezogenen Schluss illustrieren bzw. dessen Ableitung aus einer gegebenen Datenmenge zusätzlich motivieren, nach der Terminologie von Toulmin, in der Funktion des *Backing*. Im Falle von Exempel 1, 3 ist dies die Illustrierung und Erläuterung der Formulierung des Sachverhaltes „Vorsätzlichkeit“, das Exempel 5, 3 untermauert die Aussage, dass es nichts primär Böses in der Welt gibt. Diese Trennung funktioniert jedoch nur in den Ausnahmefällen konstruierter Exempel ohne Probleme.¹⁴⁰ Sobald einem Exempel ein Wahrheitsgehalt zugesprochen wird, verwischen sich diese Grenzen. Die argumentativen Funktionen Toulmins beziehen sich auf die „Rollen“,¹⁴¹ die ein Element in der Argumentation einnimmt, nicht auf den materiellen Aussagegehalt des Arguments selbst. Ein vorgebliches reales Exempel wie z. B. in 5, 7 kann, wie dargestellt, als

¹³⁸ Dieses charakteristische Eigenschaft von Exempeln bezeichnet Lyons als „excess“, vgl. Lyons, *Exemplum*, S. 34.

¹³⁹ Vgl. dazu auch Kap 19. Ein anderer Aspekt dieser scheinbaren Systemlosigkeit lässt sich an der von mir gewählten, an Absätzen orientierten Darstellungsform festmachen. Diese Absätze wurden dem Text sekundär übergestülpt, ohne dass eine inhaltliche Anpassung geschehen wäre. Wie ich im Weiteren noch zeigen werde (s. Kap. 14), richten diese Absätze die Erwartung des Rezipienten auf eine segmentierte und finalisierte Argumentation, die der Text selbst nicht immer unterstützen kann.

¹⁴⁰ Vgl. dazu auch Ottmers, Clemens. *Rhetorik*. 2. Auflage, Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2007; hier S. 85f.

¹⁴¹ Vgl. Kopperschmidt, *Argumentationstheorie*; S. 109f.

Grundlage (*G*) für eine weitere Schlussfolgerung verwendet werden, auch wenn es zunächst nur in der Funktion des *Backing* auftaucht. Die Rolle der meisten Exempel oszilliert zwischen diesen Funktionen.

Im Absatz 108, 4 rechtfertigt der Text die Verwendung von Exempeln. Dabei scheint die intendierte Wirkung in Richtung eines *Exemplum illustrans* zu gehen: „Ich setz mit fleiß vil Zeugnussen von mancherley Völckern vnd Nationen/ damit die Wahrheit desto heller und greifflicher an Tag komme“ (108, 4). Die Exempel sollen also Zeugnisse sein, die die Aussagen unterstützen. Eine *Inductio* über Exempel ist damit nicht angesprochen.¹⁴² Es finden sich jedoch beide Verwendungsweisen im Text.

Klar als illustrierende Beispiele sind im Kapitel II, 4 die ersten Exempel zu nennen. Hier wird eine Tatsache referiert, so z. B. der schriftliche und mit Blut geschriebene Vertrag zwischen Teufel und Menschen (100, 3), die durch zwei Exempel als Zeugen näher belegt wird (100, 4 und 5). Ebenso wird das Teufelsmal zunächst erwähnt und dann im Zusammenhang konkreter Fallgeschichten plastisch dargestellt (100, 7 – 101, 7). In diesen Fällen definiert, wie bei Aristoteles vorgezeichnet, die Reihenfolge die rhetorische Funktion. Die Exempel stehen nach den Schlussfolgerungen, sie sind also Zeugen der Aussage und liefern kein Datenmaterial für eine *Inductio*.

Die Unterscheidung wird jedoch sehr schnell verwischt. Im Absatz 102, 3 wird zum ersten Mal im Kapitel „Vom Wegfahren der Hexen“ (Marg. zu 102, 3) gesprochen. Diese Ausfahrten müssen untermauert werden: „Dieweil nun diser Puncten mit dem Hinwegfahren vnd verreysen des Zäuberischen Gesindts bei vielen vngläublich abgeheth/ ist vonnöten/ denselbigen durch merckliche Exempel war zumachen“ (102, 5). Dieses Wahr-Machen der Aussagen geschieht vordergründig durch nachgestellte, nicht-induktive Exempel, die noch der aristotelischen Funktion als „Zeugen“ und Toulmins *Backing*-Funktion entsprechen.

Indem in der auf diese Textpassage folgenden Exempelreihe (der erwähnte Mann aus Loches, der in Bordeaux strandet), wie bereits dargestellt, der Schwerpunkt der Darstellung von den Ausfahrten allgemein anhand von Kopplungen zwischen den Exempelgeschichten hin zum Detail der Störung des Sabbats durch bloße Furcht wandert, verschiebt sich die Funktion der Exempel. Sie entziehen sich zunehmend einer Steuerung durch einen externen Argumentationszusammenhang, so dass sich die Bezüge zwischen den Exempeln einem

¹⁴² In diesem Sinne ist auch der Begriff „Zeugnisse“ zu lesen, der auf die bereits erwähnte, von Aristoteles vorgezeichnete Funktion eines *Exemplum illustrans* hindeutet. Im französischen Text findet sich dafür der Begriff der Autorität: „Je metz beaucoup d'authoritez de plusieurs peuples & nations, à fin que la verité soit mieux esclarcie“ (B, pag. 86r). Beleg über Autoritäten sind, wie bereits anhand von I, 1 dargestellt, genauso wie die illustrierenden Exempel weniger geeignet, weitere Ableitungen zu bilden, so dass sich hier die argumentativen Funktionen der beiden Elemente entsprechen.

selbstreferenten Diskurs annähern: Die Beispielgeschichten verweisen innerhalb dieser Reihe auf sich selbst, bzw. auf in ihnen enthaltene Motive, und nur noch in begrenztem Maße auf die vorhergehende Aussage. Sie lösen sich an dieser Stelle aus der engeren *Backing*-Funktion und betonen unabhängig vom Argumentationsverlauf ihren eigenen propositorischen Gehalt. Indem die enge Kopplung der Zeugen-Funktion an eine vorher stattgefundene Schlussfolgerung im Sinne eines *Exemplum illustrans* aufgegeben wird, werden die Beispiele zunehmend frei für die Verwendung als Datengrundlage einer unabhängigen späteren Schlussfolgerung (Toulmins „G“).

Im Exempel des italienischen Bauern, der mit seiner Frau zu einem Sabbat reist (104, 2 – 105, 1), zeigt sich diese induktive Verwendung der Exempel deutlich. Im Beispiel wird betont, dass der Protagonist den Namen Gottes nicht aussprechen soll, der Verstoß gegen dieses Gebot führt dazu, dass der Mann zu Boden fällt. Der Absatz 104, 3 fasst zusammen, dass der Teufel diejenigen fallen lässt, die Gott anrufen. Dieser Sachverhalt dient nun als Induktion für eine unabhängige Schlussfolgerung: „Welches dann anzeigung gibt/ das Schmär oder die Salb nichts darzu thut“,¹⁴³ da ansonsten der Flug weitergehen müsste. Vergleichbar damit zeigt auch das Zerstören von Geschirr, das dem Teufel bereits als böse Tat ausreicht, „daß nicht das Puluer Vnglück verricht“ (110, 2).¹⁴⁴ Indem klar wird, dass der Teufel ein großes Interesse an derartigen negativen Ereignissen hat, erscheint es nicht mehr notwendig, dass diese Pulver eine von ihm unabhängige Wirkung haben. Eine ähnliche Ableitung bildet sich zur Bocksgestalt des Teufels bei den Hexentreffen. Sie ist, mit Rückgriff auf die jüdischen Opfervorschriften zum jährlichen Versöhnungsfest in Lev 16, sowie das dreimalige Treffen der Hexen im Jahr ein Anzeichen dafür, dass der Teufel die Bibel nachhört (vgl. Marg. zu 109, 2).¹⁴⁵

Beim Großteil der Exempel im Text geht die argumentationslogische Differenzierung zwischen illustrierender und induktiver Handhabung verloren. Hier liegt deutlich pragmatisierte Verwendung im Sinne der Humanistischen Dialektik zugrunde, die bei das Hernaziehen von Exempeln in erster Linie die Steigerung der Überzeugungskraft im Blick hat, weniger eine genaue Systematik. Eine exakte Klassifikation der Exempel, wie z. B. bei Aristoteles,

¹⁴³ Der französische Text betont diese Ableitung weniger: „[...] qui monstre bien que la gresse n'y fait rien [...]“ (B, pag. 82v).

¹⁴⁴ Gemeint sind hier die verschiedenen Pulvermischungen der Hexen, die zum Schadenszauber herangezogen werden.

¹⁴⁵ Im letzten Beispiel findet die Ableitung nicht innerhalb des Textes statt, sondern wird über eine Marginalie sekundär der deutschen Version hinzugefügt. Dies kann als Anzeichen gesehen werden, dass derartige Schlussfolgerungen nicht auf den Textkorpus selbst beschränkt bleiben, sondern auch im Vorgang der Rezeption im dämonologischen Diskurs eine wichtige Rolle spielen: Die Argumentation des Textes beschränkt sich nicht auf die physikalischen Grenzen des Buches, sondern wird außerhalb des materiellen Textes fortgesetzt.

oder deren argumentative Rolle, wie später bei Toulmin, kann unter diesen Vorzeichen nur in Ansätzen geleistet werden. In den Reihungen der Beispiele zu einzelnen Punkten spiegelt sich die von Erasmus geforderte *Copia* der Exempel, die den Schwerpunkt des Interesses auf die Wucht richtet, die die schlichte quantitative Präsenz von Exempeln in einer Argumentation entfaltet.

Eng verbunden mit den rhetorischen Belegfunktionen ist die Problematik der Verlässlichkeit der Exempelgeschichten, die auch angesichts einer topischen, unscharfen Beweisführung (s. u.) nicht komplett vernachlässigt werden darf. Setzt man die Glaubwürdigkeit der hier vorgestellten Belegfunktionen als skaliertes Kontinuum an, so rangieren die Autoritätsbelege weit über den Exempeln, die wiederum im vorliegenden Text und im Hinblick auf die dunkle und schwer durchschaubare Thematik der Dämonologie, in der die menschlichen Sinne stets durch Täuschungen bedroht sind, über der individuellen sinnlichen Erfahrung liegen. In diesem Sinne ist die Fortführung der Passage in 108, 4 zu lesen, in der der Text die Verwendung von Exempeln thematisiert.

Ich setz mit fleiß vil Zeugnissen von mancherley Völkern vnd Nationen/ damit die Warheit desto heller vnd greifflicher an Tag komme: Vnnd thu dasselb nit durch Exempel/ so durch Träum/ Gespenst/ Aberwitz vnd Melancholisch gedancken zugangen vnnd auskommen/ sonder die gar eigentlich erkündigt vnd experimentiert seind/ durch vngleiche Sprüch an vngleichen enden ergangen/ durch Gegenanklagen der Mitschuldigen/ durch Recriminationen/ durch Wiederholte Kundtschafften/ Vberzeugung [!]/ Entgegenstellungen der Zeugen/ Bekantnissen/ Vergichten/ Verurtheilunge/ Vollziehung vnnd Executionen. (F 1591, S. 108)¹⁴⁶

Die Fragwürdigkeit der sinnlichen Erfahrung, auf der die Exempel letzten Endes beruhen, wird in dieser Darstellung auf verschiedene Weise kompensiert. Zentral ist dabei eine juristische Methodik. Dies bedeutet, dass der Sachverhalt genau und gründlich („gar eigentlich“) untersucht wird, dass die Aussagen in einem rechtlich abgesicherten und daher verlässlichen Raum stattfinden (dies trifft für die Geständnisse und die Urteile zu) und dass verschiedene Aussagen immer wieder miteinander abgeglichen werden.¹⁴⁷ Dieser Abgleich mit

¹⁴⁶ Die Marginalie der deutschen Version betont ebenfalls die Verlässlichkeit der Quellen: „Beweisung der Hexenfahrt durch mancherley drüber eingenommene Gerichtliche bericht“. Die Kompilation solcher gerichtlicher Quellen wurde durch das Instrument der Aktenversendung forciert. Hier wandten sich die Gerichte bei Fragen zu konkreten Prozessen an verschiedene Auskunftsstellen, Obergerichte, Universitäten oder einzelne Privatgelehrte. Vgl. dazu grundlegend Lorenz, Sönke. Aktenversendung und Hexenprozeß. Dargestellt am Beispiel der Juristenfakultäten Rostock und Greifswald (1570/82-1630). Frankfurt am Main u. a., Lang: 1982.

¹⁴⁷ Dieses komparatistische Vorgehen ist das normale Prozedere Bodins, auch im Hinblick auf andere juristische Texte, die bei ihm generell auf einer „comparison and synthesis of all the juridical experiences of all the most famous states“ beruhen. Vgl. Franklin, Julian H. Jean Bodin and the sixteenth-century revolution in the

anderen Texten, im Sinne der Humanistischen Dialektik der Topos der *Comparata*, erscheint in der *Dämonomanie* als Königsweg, um die Verlässlichkeit von individuellen Aussagen zu garantieren. Dies geschieht nicht nur im Hinblick auf Exempelgeschichten, sondern wird auch zur Kontrolle von Geständnissen in einem tatsächlich stattfindenden Prozess empfohlen:

Damit wir aber die Beweisung der von den Vnholden Vergichten vnnd Bekantnussen bestätigen vnd confirmieren/ muß man dieselbigen gegen anderer Zauberer Confeßionen halten vnnd vergleichen. Dann des Teuffels thun vnd händel lauffen inn allen Landen auff eins auß/ vnnd gleich wie ein Aff/ er sey in Purpur oder Zwilch verkleidet/ stäts eim Affen gleich sihet. Darumb erfährt man/ daß der Zauberer inn Teutschland/ Italien/ Franckreich/ Hispanien/ der Alten Griechen vnd Lateiner Bekantnussen gleich lautend seindt (F 1591, S. 222).

Exempel, die, wie im Kapitel II, 4 häufig auf Prozessen beruhen, und damit letzten Endes im problematischen individuellen Erfahren verankert sind, lassen sich also innerhalb des dämonologischen Diskurses durch gewissermaßen intersubjektive Vergleiche belegen. Der grundlegende Mechanismus hinter dieser Produktion der als „Zustimmungseignung“ verstandenen *Probabilitas* ist somit derselbe, den Schmidt-Biggemann für eine topische Argumentation im Allgemeinen beschreibt: „Kein Argument ist allein schlechterdings schlagend, aber die entfaltete Fülle von imaginierten – und allemal aus semantischer Analogie gewonnenen – Vorstellungen begründet am Ende einen Entschluss in überzeugender Weise.“¹⁴⁸ Der Versuch, Aussagen und Exempel anhand eines Diskurses zu bestätigen, der sich nur aus solchen Aussagen zusammensetzt, ist schnell als Zirkelschluss zu identifizieren. Dass dieses Verfahren dennoch für die Wissenschaft der Hexen konstitutiv werden konnte, liegt in der Überzeugungskraft, die innerhalb einer topischen Argumentation (und innerhalb eines topischen Wissenssystems) durch die schiere Masse an Belegen entfaltet wird, und die nicht mit formallogischen Argumentationsanalysen erfasst werden kann.

13 Fazit

Ich habe bis hierhin exemplarisch anhand zweier Kapitel das argumentative Vorgehen im Text nachgezeichnet. Die Auswahl der Kapitel stützt sich auf die Prämisse, dass unterschiedliche Inhalte unterschiedliche Strategien zu ihrer Vermittlung verlangen. Das Kapitel I, 1 arbeitet im überwiegenden Maße mit Autoritätenbelegen. Diese entfalten im Kontext einer

methodology of law and history. New York/ London, Columbia University Press: 1963; hier S. 2.

¹⁴⁸ Schmidt-Biggemann, Apokalypse und Philologie, S. 229 und 241.

quasi wissenschaftlichen Analyse des vorliegenden Sachverhalts des Hexereidelikts die größte Wirkungskraft. Die hohe Frequenz von Autoritätsbelegen in I, 1 lässt sich mit der Thematik des ersten Kapitels erklären. Hier werden, im Gegensatz z.B. zu II, 4, Dinge abgehandelt, die sich noch über allgemein anerkannte und im Sinnhorizont verankerte Wissensinhalte abdecken lassen. Mit Blick auf Aristoteles lässt sich konstatieren, dass man keine rhetorischen Exempel benötigt, wenn man derartige *Endoxa* zur Verfügung hat.¹⁴⁹ Ebenso erübrigt sich in solchen Fällen die Eigenleistung einer Induktion über Etymologie. Die Reduktion der aufwändigen Überzeugungsarbeit, der Produktion von *Probabilitas* über *Verissimilitudo*, angesichts der im kollektiven Sinnhorizont verankerten Aussagen entspricht somit schlicht den Prinzipien der Ökonomie.

Diese rhetorische Vorgehensweise determiniert die Argumentationsstruktur im Text. Da hier (bis auf die Ausnahme von 5, 7) keine realen Exempel herangezogen werden, die als Datengrundlage für weitere Schlussfolgerungen dienen können, ergibt sich auch keine Möglichkeit einer Digression der Darstellung über mögliche Anknüpfungspunkte innerhalb der Exempla, wie sie in II, 4 deutlich werden. Der Text folgt somit bis in seine Mikrostrukturen einer an die ramistische Methode angelegten Darstellungsform. Die vorangestellte Definition determiniert das argumentative Vorgehen und damit den Textfluss, ohne dass einzelne Textabschnitte, z. B. Exempel wie im Kapitel II, 4, ihre eigene, subversive Logik entfalten können. In Verbindung mit dieser Methode determiniert also letztlich die Inhaltsseite die argumentative Oberfläche. Dabei ergibt sich die Komplexität des Textes aus der Vielzahl argumentativer Unterebenen, die sich jedoch an jeder Stelle auf die zu Beginn als Ausgangspunkt der Darstellung formulierte Definition zurückführen lassen. Eine Eigenlogik der argumentativen Elemente wie in II, 4 zeichnet sich hier nicht ab.

Bei einem Beleg über Autoritäten wird zusammen mit der zitierten Aussage zugleich die Glaubwürdigkeit der dahinterstehenden Person oder Quelle übernommen. Diese Übertragung der Glaubwürdigkeit zeigt jedoch zugleich auf, dass das Heranziehen von Autoritäten seine Wurzeln nicht nur in einer wissenschaftlichen Methodologie hat (zentral wäre hier das scholastische Modell des Kommentierens, bei dem sich neue Erkenntnisse langsam und in mehreren Schichten an fundierte und kanonisierte ältere Wissensinhalte anlagern), sondern dass es zugleich eine rhetorische Funktion erfüllt. Bezüglich einer wissenschaftlichen Methodologie verankert es die neuen Aussagen mit anerkannten Inhalten und legitimiert so deren Wahrheitsanspruch, im Hinblick auf das rhetorische Vorgehen erzeugt es Glaubwürdigkeit,

¹⁴⁹ „Man muss aber die Beispiele wie Beweise gebrauchen, wenn man keine Enthymeme zur Verfügung hat [...]“ Rhetorik, II, 20, 9; S. 108.

dezidiert als intentional herangezogener rhetorischer *Locus*, der zur Manipulation des Publikums dient. In diesem Sinne stellt Agricola die *Pronunciata* dar.

Die in der Sekundärliteratur immer wieder betonte hohe Komplexität des Textes und seiner Struktur (bzw. die Gefahr der Systemlosigkeit) basiert im Kapitel I, 1 auf einer immer feiner und subtiler werdenden Unterscheidung und Differenzierung der einzelnen Unterpunkte, deren Verbindung zur grundlegenden argumentativen Ebene zunehmend schwer zu erkennen ist.

Das Kapitel II, 4 versucht hingegen, nach der stattgefundenen Definition und Beweisführung für die Existenz der Hexe, Beispiele für ihr Handeln im Sinne der als neu und anders wahrgenommenen Bedrohung anzuführen und dieses eingehender zu beschreiben. Es ist für diese Funktion auf eine Argumentation angewiesen, die auf Exempeln basiert. Komplex wird dieses Kapitel zum einen durch die geforderte *Copia* der Beispiele zu einzelnen Punkten, die den argumentativen Fortgang immer wieder aufschiebt, und zum anderen durch die starke Eigenlogik und -dynamik dieser Exempel, die im Text immer wieder manifest wird, und die sozusagen quer zu einer nur noch in Grundzügen wahrzunehmenden Ordnung entlang der Sachlogik des Gegenstandes liegt.

Die Auswirkungen dieser beiden Strategien auf die Textstruktur lässt sich vereinfacht darstellen als das Beenden bzw. Ermöglichen von argumentativen Ketten. Die in I, 1 prominenten Autoritätenbelege schließen Beweisführungen ab, indem sie den argumentativen Weg zu einem Ende führen. Die Exempelreihungen im Kap. II, 4 hingegen halten die Argumentation in Bewegung. Sie müssen herangezogen werden, weil für die jüngeren Bestandteile des Hexereidelikts noch keine Autoritäten als *Endoxa* vorhanden sind.

Diese beiden Strategien sind integraler Bestandteil der Produktionslogik von dämonologischen Schriften. Dabei sind sie jedoch in der hier postulierten Klarheit nur für heuristische Zwecke voneinander zu trennen. Innerhalb der jeweiligen Texte spielen sie immer wieder ineinander über und verankern so den Diskurs fest im zeitgenössischen Sinnhorizont, über *Endoxa* und Autoritäten im Fall von Lehrmeinungen, über Exempel im Fall von Wissen, das sich auf die zeitgenössische Umwelt bezieht (z.B. das als neu verstandene elaborierte Hexereidelikt). Beide Verfahren sind in der Rhetorik fest habitualisierte Strategien und lassen sich mit den Mitteln der Humanistischen Dialektik beschreiben. Sie sind auf diese Weise letzten Endes in einem (weiter gefassten) rhetorischen System verankert, das auch im 16. Jh. die Wissenschaften bestimmt.

Sie finden so auch Niederschlag in der Kritik Bacons an der alten Dialektik. Er kritisiert

im 82. Aphorismus des *Novum Organon* zwei Herangehensweisen, die sich bei der Erforschung eines Sachverhalts abzeichnen.

Hic autem non alius est, quam ut is qui se ad inveniendum aliquid comparat et accingit, primo quae ab aliis circa illa dicta sint inquirat et evolvat; deinde propriam meditationem addat, atque per mentis multam agitationem spiritum suum proprium sollicitet, et quasi invocet, ut sibi oracula pandat; quae res omnino sine fundamento est, et in opinionibus tantum volvitur.¹⁵⁰

Der erste Weg besteht aus nichts anderem, als dass sich jemand, der sich zur Inventio irgendeiner Sache vorbereitet, zuerst danach sucht und ausführt, was von anderen zu diesem Sachverhalt gesagt wurde. Zu diesem fügt er danach seine eigenen Überlegungen hinzu, und nach langer geistiger Arbeit bemüht er seinen eigenen Geist und ruft ihn gleichsam an, dass er ihm ein Orakel darbiete. Diese Sache ist ohne jedes Fundament und dreht sich komplett in [überlieferten] Meinungen.

Dieses Verfahren beschreibt, hier pointiert überspitzt, eine Argumentation, die sich auf Autoritätsbelege stützt, wie sie im Kapitel I, 1 überwiegt. Komplett neue Erkenntnisse sind hier, wie in der topischen Wissensproduktion generell, nicht unbedingt vorgesehen, vielmehr muss ein jeweils vorliegender Sachverhalt in ein gegebenes Wissensgebäude eingepasst werden.

Das zweite Verfahren, das Bacon seiner Erfahrungswissenschaft entgegenstellt, bedient sich stärker der dialektischen Mechanismen:

At alius qui ipsam dialecticam ad inveniendum advocet, quae nomine tenus tantum ad id quod agitu pertinent. Inventio enim dialecticae non est principiorum et axiomatum praecipuorum, ex quibus artes constat, sed eorum tantum quae illis consentanea videntur. Dialectica enim magis curiosos et importunos, et sibi negotium facessentes, eamque interpellantes de probationibus et inventionibus principiorum sive axiomatum primorum, ad fidem, et veluti sacramentum cuilibet arti praestandum, notissimo responso rejicit.¹⁵¹

Ein anderer ruft die Dialektik bei der Invention zu Hilfe, die jedoch nur dem Namen nach zur vorliegenden Sache gehört. Die dialektische Invention¹⁵² nämlich zeigt nicht die grundlegenden und speziellen Prinzipien, aus denen eine Kunst besteht, sondern nur Sätze, die mit ihnen scheinbar übereinstimmen. Die Dialektik nämlich weist diejenigen, die neugierig sind und sich die Arbeit machen, bei ihr nach Beweisen und nach der Auffindung grundlegen-

¹⁵⁰ Bacon, *Novum Organon*, Aph. 82; S. 174f.

¹⁵¹ Bacon, *Novum Organon*, Aph. 82, S. 175.

¹⁵² Der Bezug zu Agricolas *De inventione dialectica libri tres* ist hier schwer zu übersehen.

der Sätze oder Axiomata zu suchen, mit der bekannten Antwort ab, man müsse Vertrauen haben und gewissermaßen einen heiligen Treueeid auf jedwede vorliegende Kunst leisten.

Diese Darstellung persifliert die Verwendung dialektischer Mechanismen. Die Instrumente, die die Dialektik zur Verfügung stellt, führen nicht zur eigentlichen Erkenntnis, sondern verbleiben innerhalb einer speziellen wissenschaftlichen Disziplin, ohne diese hinterfragen zu können. In dieser Hinsicht ähnelt die Beschreibung dem argumentativen Vorgehen im Kapitel II, 4. Hier wird immer wieder versucht, über Exempelgeschichten Belege anzuführen, die gewissermaßen von außen kommen und so das dämonologische Gebäude stützen können, ohne dass es dabei jedoch wirklich zu einer Transzendenz der innerdiskursiven Mechanismen kommen kann. Die Argumentation verbleibt, wie von Bacon kritisiert, innerhalb des jeweiligen Wissenschaftsgebietes.

Eine Steigerung der *Probabilitas* ist nach Agricola entweder durch das Verweisen auf unhinterfragbare Wahrheiten möglich oder durch plausible Argumentation.¹⁵³ Tatsächlich wird dabei jedoch lediglich erreicht, dass die getroffenen Aussagen mit den anerkannten Lehrsätzen übereinstimmen. Während in der *Dämonomanie* die verschiedenen dialektischen Mechanismen vorgeblich herangezogen werden, um die faktische Wahrheit der Aussagen abzusichern, produziert sie vielmehr eine rhetorisch überzeugende Version von Realität, eine psychologische Wahrheit.¹⁵⁴ Soweit eine Betrachtung, die sich an Bacons Kritik der Dialektik anschließt. Hier hat ein rhetorisches Überreden „immer das Odium an sich, es überzeuge nicht eigentlich; [denn] wenn man überzeugt sei, brauche man keine Überredungskünste.“¹⁵⁵ Diese Trennung ist jedoch künstlich und entspricht den Wurzeln des rhetorischen Systems nicht. Hier kann zwischen Überredungs- und Überzeugungsfunktion nicht klar getrennt werden, beide Bedeutungen sind im griechischen *πίθειν* eingeschlossen.¹⁵⁶ Ebenso wenig ist das argumentative Vorgehen der *Dämonomanie* als bewusste und böswillige Manipulation des Publikums zu sehen. Es besteht hier das Problem, dass man die sozial omnipräsente Realität der Hexen angesichts fehlender *Endoxa* und des Versagens einer belastbaren sinnlichen Beweisbarkeit nur über rhetorische Mittel darstellen konnte. Dass sich dabei diese Mechanismen bis in die Details der Textoberfläche einschreiben, zeigt die genauere Betrachtung der Absätze der *Dämonomanie*.

¹⁵³ Außerhalb der Sprachlogik erwähnt Agricola noch, in der Tradition Ciceros, das überzeugende Auftreten des Redners (dessen *Habitus*) als Mittel zur Steigerung der Glaubwürdigkeit: Es wird auch dem Redner selbst Glauben geschenkt, weil man ihn entweder für einen gewichtigen (also glaubwürdigen) oder wohlwollenden Mann hält („Postremo creditur dicenti ipsi, quia vel gravis vir vel benevolus putatur.“) Agricola, *De inventione*, II, 17; S. 312.

¹⁵⁴ Vgl. Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, S. 12f.

¹⁵⁵ Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 229.

¹⁵⁶ Vgl. ebda sowie Schmidt-Biggemann, Hallacker, *Topik*, S. 15.

14. Absätze

14. 1 Makrostrukturen und Argumentationsführung

Die Lektüre der beiden Kapitel, die der bisher geleisteten Analyse zugrunde liegt, orientiert sich an den Absätzen im Text. Diese finden sich nur in der deutschen Version, wo sie in allen drei Auflagen unverändert beibehalten werden. Während Fischart in seiner warnenden „Vorred“ explizit seine Ergänzungen über Marginalien und Parenthesen erwähnt, schweigt er zu den eingezogenen Absätzen. Im folgenden Abschnitt soll die lesersteuernde Funktion dieser Absätze untersucht und dargestellt werden.

Bestehend aus einem zweiteiligen Schema, Zeilenumbruch sowie Einzug in der Folgezeile, lassen sich die Absätze Fischarts als eine moderne Version definieren. In dieser Form ist der Absatz eine Neuerung im 16. Jh.: „Only in the course of the seventeenth century did the intended paragraph gain currency.“¹⁵⁷ Im 16. Jahrhundert kommt dieser moderne Typ an mehreren Stellen auf, er bleibt jedoch im Vergleich eher die Ausnahme,¹⁵⁸ viele Texte verbleiben (wie die Version Bodins) als „unstructured mass“.¹⁵⁹ Häufig trifft man auch noch auf verschiedene Vorläufer des modernen Absatzes, einen einfachen Zeilenumbruch ohne nachfolgenden Einzug (der freilich nicht mehr zu erkennen ist, wenn die Schlusszeile eines Absatzes vollständig mit Text gefüllt ist), oder eine eingefügte Leerstelle, die für eine spätere, exemplarspezifische Rubrifizierung vorgesehen ist.¹⁶⁰

Die angestrebte Funktionsweise des Absatzes lässt sich zunächst simpel und einleuchtend erklären:

One can suggest that it is stimulated by the didactic need to assist common readers of the vernacular. [...] [T]he less experienced reader of texts in the vernacular was offered a helping hand by a clear structure provided by paragraphs which are not too long.¹⁶¹

Moderne Absätze spielen in dieser Hinsicht eine zentrale Rolle in didaktisch konzipierten Texten, wozu auch die *Dämonomanie* gehört sowie in besonderem Maße in protestanti-

¹⁵⁷ Janssen, Frans A. The rise of the typographical paragraph. In: *Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period.* Hg. v. Karl A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber. Leiden / Boston: Brill; 2005: S. 9-32; hier S. 12.

¹⁵⁸ Vgl. Janssen, *Typographical paragraph*, S. 18.

¹⁵⁹ Janssen, *Typographical paragraph*, S. 9.

¹⁶⁰ Vgl. Janssen, *Typographical paragraph*, S. 13.

¹⁶¹ Janssen, *Typographical paragraph*, S. 27 u. 24.

schen Schriften.¹⁶² Der Einsatz verschiedener textperformativer Elemente zur Unterstützung des Leseprozesses in dämonologischen Schriften ist somit aus mediengeschichtlicher Sicht eine logische Entwicklung.

In einem viel stärkeren Maße als bei modernen Texten, in deren Produktionsprozess der Einsatz von Absätzen bereits habitualisiert ist, muss bei Texten kurz nach der handschriftlichen Epoche mit einem überlegten und intentionalen Einsatz von Absätzen gerechnet werden. Dies ist umso mehr der Fall, wenn die Absätze, wie im Fall der *Dämonomanie*, dem Text erst als sekundäres Oberflächenmerkmal hinzugefügt werden. Im Gegensatz zu den Leerräumen in Texten der handschriftlichen Epoche, die als Vorläufer der Absätze angesehen werden, haben derartige Markierungen in gedruckten Texten eine viel stärkere materielle Präsenz:

Wo der Schreiber lediglich weißen Raum ausspart, fügt der Setzer Regletten für den Durchschuss und Gevierte für den Wortabstand u. ä. ein. Auch der Leerraum wird im typographischen System stets als typographisches Null-Zeichen materiell repräsentiert. Im Abdruck von der Form verweist der Leerraum auf eine Unterbrechung, eine Pause oder den Beginn von etwas Neuem und wird mit Bedeutung aufgeladen. Im typographisch erstellten Buch avancieren Absatz, Einzug und Zwischenschlag zu den wichtigsten Gliederungsmitteln neben den expliziten, an Sprache gebundenen wie z. B. Überschrift und Zwischenüberschrift.¹⁶³

Die hier erwähnte Aufladung des Leerraumes mit Bedeutung korrespondiert mit der Gliederungsfunktion, die Janssen erwähnt. Sehr komplex gestaltet sich jedoch die Frage, nach welchen Gesichtspunkten eine solche Gliederung durchgeführt wird, welche kommunikative Funktion also durch Absätze unterstützt werden soll.

Mit einem Begriff aus der Textlinguistik lassen sich diese Absätze als Makrostrukturen beschreiben. Zentral ist hier „die Bedeutung von Makrostrukturen als satzübergreifende textkonsituierende Einheiten, aber auch als Differenzierungskriterien für Textsorten allgemein [...]. Diese Einheitlichkeit darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß unter ‘Makrostruktur’ recht Unterschiedliches, zum Teil kaum aufeinander Beziehbares verstanden wird.“¹⁶⁴ Um

¹⁶² Janssen, *Typographical paragraph*, S. 21. Die didaktische Funktion von dämonologischen Schriften ergibt sich, wie bereits dargestellt, einerseits aus der Diskursituation (die Rezipienten sollten durch die Texte von der Existenz und der Gefährlichkeit der Hexen überzeugt werden) und andererseits aus dem Adressatenkreis (dies sind primär die häufig nur mangelhaft juristisch ausgebildeten Vorsitzenden der Inquisitionstribunale, die von der Durchführung eines Hexenprozesses schnell überfordert waren). Diese didaktische Bemühung der Dämonologie lässt sich bereits im *Malleus* nachvollziehen, wenn z. B. die Hinweise für Richter bis hin zur Vorformulierung der notwendigen öffentlichen Aushänge gehen, vgl. dazu das Kapitel III/ 1,1 in der Zählung der Ausgabe von Behringer/ Jerouschek.

¹⁶³ Rautenberg, Ursula. Die Ökonomie des Buches und der Leser: Flächengliederung, Index und Titelblatt. In: *Literatur – Geschichte – Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft*. FS für Volker Honemann. Hg. v. Nine Miedema, Rudolf Suntrup. Frankfurt am Main u. a., Lang: 2003; S. 503-512; hier S. 507.

¹⁶⁴ Schlüter, Sabine. Drucktechnisch-typographisch unmarkierte Makrostrukturen und ihre Ermittlungsverfahren

diese komplexe Problematik der Begriffsdefinition hier nicht nachvollziehen zu müssen, möchte ich auf zwei Strukturmomente verweisen, die für den Kontext der *Dämonomanie* zentral sind.

Dies ist zum einen der Begriff der „semantische[n] Tiefenstruktur“¹⁶⁵ eines Textes, die sich durch Makrostrukturen abbilden lässt. Die Makrostrukturen stehen dabei für einzelne semantische Segmente, aus deren Kombinatorik sich die Textaussage im Ganzen zusammensetzt. „Kombinatorik“ bedeutet hier, dass diese Segmente nicht alleine stehen, sondern in einen argumentativen Kontext eingebettet sind, der die Textaussage (ohne dass diese ausdrücklich formuliert werden muss) determiniert, und dass sie innerhalb eines solchen Kontextes unterschiedliche kommunikative Aufgaben erfüllen, die sich nicht auf andere Elemente übertragen lassen. Dies bedeutet, dass die einzelnen Absätze im Text semantisch und funktional differenzierte und voneinander abgetrennte Einheiten darstellen, deren Zusammenspiel z. B. im Falle der *Dämonomanie* den Fortgang der Argumentation nachzeichnet.

Das zweite Element sind die textperformativen Aspekte der Gliederung und Strukturierung der Textoberfläche, die durch die Makrostrukturen der Absätze geleistet werden. Auch hier sind Makrostrukturen einzelne, vom Textganzen zu unterscheidende Segmente. Sie lassen sich durch die typographische Realisierung leicht identifizieren, so dass der Textblock als Ganzes in kleinere Bestandteile aufgebrochen wird. Im Hinblick auf den semantischen Gehalt bedeutet dies, dass die Rezeption des Textganzen auch für weniger geübte Leser konsumierbar gestaltet wird. Der Text markiert durch die Absatzstruktur sein schrittweises Vorgehen, die Zeilenumbrüche erscheinen als visuelle Anhaltspunkte für ein mögliches Pausieren und Rekapitulieren des Leseprozesses, das die französische Version nur kapitelweise anbietet. Dies setzt eine straffe Gliederung des Textes voraus, der seine Aussage von Absatz zu Absatz weiter aufbaut und argumentativ geradlinig verlaufen muss. Gerade der Text der *Dämonomanie* kann diesen Anspruch, den die textperformative Ebene an ihn stellt, jedoch nicht immer

– Exemplifiziert anhand von monologischen und dialogischen Textteilen der Kurzepik. In: Simmler, Franz (Hg.) Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 20. bis 22. September 1999. Frankfurt am Main u. a., Lang: 2002; S. 159-170; hier S. 159. Schlüter differenziert diese Definitionsansätze genauer in sprechakttheoretisch fundierte Definitionen, die Makrostrukturen als eine Abfolge von Teiltext-Illokutionen sehen, generative Überlegungen, die anhand von Makrostrukturen den Aufbau der Thema-Rhema-Gliederung eines Textes nachvollziehen, und in oberflächenstrukturell-sprachsystematische Ansätze, die die verschiedenen Mechanismen der Markierung der Makrostrukturen genauer untersuchen (Vgl. Endnote 1, S. 168f.). Einen Überblick über die verschiedenen Ansätze mit einem Schwerpunkt auf den Überlegungen zur Thema-Rhema-Gliederung findet sich bei Hoffmann, Ludger. Thema, Themenentfaltung, Makrostruktur. In: Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hg. v. Klaus Brinker, Gerd Antos. Bd. 1. Berlin, de Gruyter: 2000; S. 344-356.

¹⁶⁵ Pätzold, Jörg. Lexikoneintrag „Makrostruktur“. In: Glück, Helmut (Hg.). Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart, Metzler: 2005; S. 393; vgl. mit gleicher Schwerpunktsetzung den entsprechenden Eintrag bei Bußmann, Hadumod (Hg.). Lexikon der Sprachwissenschaft. 3. Auflage, Stuttgart, Kröner: 2002; S. 417f.

erfüllen, wie noch deutlich werden soll.

Eine Definition des Begriffes „Makrostruktur“, die diese Verzahnung von Textperfor- manz und Textaussage beinhaltet, liefert Simmler:

Makrostrukturen sind [...] textinterne, aus Audrucks- und Inhaltsseite bestehende satzübergreifende Einheiten der *langue*, die gegenüber anderen satzübergreifenden Einheiten und hierarchisch gesehenen kleineren Einheiten wie Satztypen eine distinktive Funktion besitzen und bei ihrem Auftreten mit ihnen zusammen größere Einheiten der *langue*, nämlich Textsorten, konstituieren, wobei sich je nach extern gewähltem Medium von Handschrift, Typoskript oder Druck verschiedene Realisierungsformen ergeben können. Auf diese Weise bilden Makrostrukturen spezielle textuelle Merkmale neben anderen textuellen Merkmalen wie Gesamtsatzstrukturen, Verbal- und Nominalsatztypen und Schlüsselwörtern.¹⁶⁶

Diese Definition von Makrostrukturen umfasst eine Vielzahl von textkonstituierenden Elementen, die stets in Abgrenzung zum Gesamttext gesehen werden müssen. Simmler nennt und analysiert als Beispiele einzelne Paragraphen und Absätze,¹⁶⁷ aber auch Kapitel, Unterkapitel, Bilder und verschiedene Text-Bild-Kombinationen.¹⁶⁸

Setzt man die von Simmler in seiner Definition herangezogene *Langue* im Sinne Saussures auf der „Ebene der Virtualität“ an, als „ein System von Regeln und Zeichen“,¹⁶⁹ so bedeutet dies, dass ein Text vor seiner jeweiligen materiellen Konkretisierung bereits im Sinne von kognitiven Strukturen makrostrukturell vorgeprägt ist. Im Prozess der materiellen Fixierung, des Niederschreibens, werden diese Einheiten der *Langue* dann auf verschiedene Art und Weise markiert (oder, im Falle von Bodin, auch nicht). Es soll damit jedoch nicht auf einen metaphysischen virtuellen Text angespielt werden, der unabhängig von seiner materiellen Repräsentation existent ist, sondern auf ein grundlegendes Gliederungsmerkmal von Sprachproduktion. In diesem Sinne unterscheidet Schlüter zwischen markierten und

¹⁶⁶ Simmler, Franz. Makrostrukturen in lateinischen und deutschen Textüberlieferungen der Regula Benedicti. In: Regula Benedicti Studia. Annuario Internationale 14/15 (1985/1986). Fünfter internationaler Regula-Benedicti-Kongress 1984. St. Ottilien, EOS-Verlag: 1988; S. 213-305; hier S. 213f.

¹⁶⁷ Vgl. Simmler, Franz. Teil und Ganzes in Texten. Zum Verhältnis von Textexemplar, Textteilen, Teiltexen, Textauszügen und Makrostrukturen. In: Daphnis 25 (1996): S. 597-625; hier S. 613.

¹⁶⁸ Vgl. Simmler, Franz. Grundlagen einer Typologie religiöser Textsorten vom 2. Viertel des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts: Die Textsorten „(Geoffenbarte) Erzählung“, „(Geoffenbarter) Bericht“, „Historienbibel“ und „Biblia pauperum“. In: Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 21. bis 25. Mai 2003. Hg. v. Franz Simmler, Claudia Wich-Reiff. Berlin, Weidler: 2004; S. 343-427; hier S. 371. Ich gehe hier nicht weiter auf die Einteilung dieser Makrostrukturen in verschiedene Untergruppen (hierarchisch/ nicht-hierarchisch etc.) ein.

¹⁶⁹ Vgl. dazu Stork, Yvonne. Lexikoneintrag „Langue und parole“ in: Nünning, Ansgar (Hg.) Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. 4. Auflage, Stuttgart / Weimar, Metzler: 2008; S. 411 – 412; hier S. 411.

unmarkierten Makrostrukturen:¹⁷⁰ „Markierte“ Makrostrukturen sind durch externe, spezifische drucktechnisch-typographische Signale für den Rezipienten als solche ausgezeichnet und bieten eine intersubjektiv nachvollziehbare Segmentierung. Beispiele hierfür sind die genannten Absätze, Kapitel oder Text-Bild-Kombinationen, die durch einen wie auch immer gearteten Wechsel im Schriftbild als Makrostrukturen kenntlich gemacht werden. Die inhaltliche partielle Selbständigkeit der Makrostruktur wird durch das typographische Bild betont oder erst kenntlich gemacht, so dass es zur äußeren Form eine inhaltliche Entsprechung gibt.¹⁷¹ „Unmarkierte“ Makrostrukturen hingegen sind ausschließlich von interner Seite her gekennzeichnet, es handelt sich also um eine verbale bzw. inhaltliche Markierung ohne drucktechnisch-typographische Entsprechung.¹⁷²

Die mit der äußeren Erscheinungsform der Makrostrukturen korrespondierende inhaltliche Ebene beruht in der *Dämonomanie* zumeist auf rhetorisch-dialektischen Mechanismen, die Absätze orientieren sich größtenteils an der argumentativen Schrittfolge. In dieser Funktion sollen sie die Rezeption des Inhalts erleichtern und absichern: „Es ist davon auszugehen, dass über Makrostrukturen auch Inhalte vermittelt wurden, die sich an den neu entstandenen Bedürfnissen der kommunikativen Praxis des 16. Jahrhunderts orientiert haben.“¹⁷³ Diese Verzahnung von Inhalten und kommunikativer Praxis wird besonders dann evident, wenn die semantischen Elemente nicht im Sinne rein parataktisch gereihter Wissenskataloge dargeboten werden, sondern wenn sie, wie in den Dämonologien der Fall, in einen argumentativen Zusammenhang eingebettet sind.

Diese argumentativ motivierte Untergliederung lässt sich in der *Dämonomanie* konsequent wiederfinden, so z. B. gleich zu Beginn bei der Analyse der teuflischen Mittel. Hier wird die *Quaestio* (Was sind die teuflischen Mittel? I, 3) von der auf Etymologie beruhenden

¹⁷⁰ Vgl. im Folgenden: Schlüter, Sabine, Drucktechnisch-typographisch unmarkierte Makrostrukturen, S. 159f; sowie Schlüter, Sabine. Textsorte vs. Gattung. Textsorten literarischer Kurzprosa in der Zeit der Romantik (1795-1835). Berlin, Weidler: 2001; S. 241-254.

¹⁷¹ Die Wichtigkeit einer sowohl äußerlichen als auch inhaltlichen Bestimmung der Makrostrukturen betont auch Simmler, Teil und Ganzes in Texten, S. 611.

¹⁷² Vgl. Schlüter, Sabine, Textsorte vs. Gattung, S. 254-286. Schlüter bezieht sich bei diesen Überlegungen auf die Kurzepik der Romantik und konzentriert sich auf Brüche in der Kommunikationsebene der Texte. Ihre Beispiele sind narrative, metanarrative, monologische bzw. dialogische oder defiktionale Textteile in Abgrenzung zum Gesamttext. Diese Kriterien sind für eine Untersuchung der *Dämonomanie* weniger geeignet, da sie im Hinblick auf die Kommunikationshaltung größtenteils als monologisch-argumentativer Textblock auftritt. Brüche und Verschiebungen der Kommunikationsebene und der diegetischen Ebene lassen sich zwar nachweisen, wenn z. B. in Exempelgeschichten andere Sprecher auftreten oder Autoritäten zitiert werden, diese treten jedoch nicht in der erforderlichen Frequenz auf, um die Verwendung von Absätzen als Makrostrukturen zu legitimieren.

¹⁷³ Meier, Jörg, Arne Ziegler. Textsorten und Textallianzen in städtischen Kanzleien. In: Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin, 21. bis 25. Mai 2003. Hg. v. Franz Simmler, Claudia Wich-Reiff. Berlin, Weidler: 2004; S. 129-166; hier S. 147.

Beweisführung (die Erklärung des Begriffes „Diaboli“, bzw. „Teufel“ oder „Caluminator“, I, 5) und der Schlussfolgerung (teuflische Mittel dienen dazu, die Menschen von Gott abzubringen, I, 6) abgegrenzt. Belege über Autoritäten oder Bibelstellen werden gemeinsam mit der jeweils genannten Proposition in aller Regel als eine Einheit wahrgenommen, was ihrer rhetorischen Funktion entspricht. So werden z. B. im Absatz 7, 4 die Ansichten von Psellus, Plotin und Iamblichus von den drei Gattungen und sechs Orten der Geister zusammengefasst (wobei Aussage und Namensangaben im selben Absatz platziert werden), entkräftet wird diese These im folgenden Absatz (7, 5) anhand der Autorität der Determination der Sorbonne.

Diese klare Strukturierung kann jedoch auch zu umfangreichen und inhaltlich prinzipiell heterogenen Absätzen führen. So ist die für die Argumentation des übrigen Textes zentrale Aussage des Absatzes 5, 2 die Widerlegung der manichäischen Ansicht von der Existenz eines prinzipiell Bösen. Dies geschieht in mehreren Schritten. Zunächst anhand der Autorität von Dionysos, nach dem nichts in der Welt ist, das nicht gut ist. Konkretisiert wird dies in einem zweiten Schritt durch Petrus Lombardus (der „Magister der Sententien“), der betont, dass dieses Gute nicht nur in sich selbst gut sein muss, sondern sich auch erst aus der Relation ergeben kann. Illustriert wird dies durch zwei Vergleiche, sowohl Kräuter als auch Schlangen können giftig und gleichzeitig wichtig für Arzneien sein. Dieser Aspekt der Medikamentenproduktion wird durch eine Marginalie betont, „Tyriacks widerlegt die Manicheer“.¹⁷⁴ Darauf folgt das bereits besprochene fiktive Beispiel des Straßenräubers, der durch einen Mord unwissentlich doch Gutes vollbringen kann, illustriert durch einen Verweis auf die Bibel und abgeschlossen durch den Verweis darauf, dass dieser Räuber dennoch der Strafjustiz unterliegt.

Während dieser Absatz in sich bereits eine sehr komplexe Struktur aufweist und durch die Kommentierung in der Marginalie, die ein isoliertes Element hervorhebt, in seiner Kohärenz zusätzlich gefährdet erscheint, so erfüllen alle diese Bestandteile im Kontext der Argumentationsführung des Kapitels eine gemeinsame Rolle, die Widerlegung der Ansichten der Manichäer. In diesem Fall reduziert die makrostrukturelle Markierung die Polyphonie des Textes, indem sie durch das Einfassen in einen Absatz die Gemeinsamkeit verschiedener Elemente betont und so die *Perspicuitas* der Argumentation unterstützt.

Bei der Markierung von Exempelgeschichten ergibt sich ein ambivalentes Bild, das im Prinzip den Gegensatz von *Exemplum illustrans* und *Exemplum probans* widerspiegelt. Das

¹⁷⁴ Hinter dem Begriff Teriak steht eine in ihrer Zusammensetzung sehr variable Arznei der Frühen Neuzeit, die auf einem Gemisch von Kräutern und anderen Inhaltsstoffen beruht. Eine ganze Reihe dieser Rezepte findet sich noch im Zedler, vgl. Bd. 43, Sp. 1164 – 1223; hier findet sich auch ein Verweis auf die von Fischart angesprochene Verarbeitung von Schlangen, vgl. Sp 1218.

Kapitel II, 4 beginnt mit einer Reihe von knapp gefassten Exempeln, die jeweils zur Unterstützung einer vorher getroffenen Aussage verwendet werden. Der in 100, 3 dargestellte explizite Teufelspakt durch eine Unterschrift mit Blut wird illustriert durch das Exempel des Theophilus (100, 4),¹⁷⁵ sowie durch einen nicht namentlich genannten Pariser Advokaten, der 1571 dieser Sache beschuldigt wurde (100, 5). Ebenso wird das Verschwinden bzw. Verborgensein des Teufelsmals (101, 2) durch drei *Exempla* untermauert. In dieser Funktion erhalten die Beispielgeschichten jeweils einen eigenen Absatz.

Anders stellt sich die Situation bei den prinzipiell auch induktiv zu verwendenden, länger formulierten Beispielen dar. Hier werden die Erzählungen durch Absätze in mehrere Blöcke unterteilt, die jeweils einen dämonologisch relevanten Topos markieren. Das bereits besprochene Exempel des Ehemanes aus Loches erscheint in vier Abschnitten: 102, 6 schildert, wie der misstrauisch gewordene Ehemann seine Frau durch Androhung von Gewalt dazu bringt, die Hexenfahrten zu gestehen. In 103, 1 wird das Geständnis der Frau, das Angebot, den Gatten mitzunehmen, das Einreiben mit der Hexensalbe (der „Schmär“) und die Fahrt in die Gegend von Bordeaux erzählt, 103, 2 behandelt den Sabbat, die Anrufung Gottes durch den Ehemann, das anschließende Verschwinden des Spuks, und wie der Ehemann die restliche Nacht allein, nackt und orientierungslos die Felder durchstreift. 103, 3 beschreibt die Wiederherstellung von Normalität: die Heimkehr des Mannes, die Anklage der Ehefrau und ihr Geständnis. Hier geht die makrostrukturelle Markierung dämonologisch relevanter Topoi mit der Markierung einzelner narrativer Elemente einher.¹⁷⁶

Eine ähnliche Aufteilung zeigt das Beispiel ab 109, 6. Hier zeigt sich zusätzlich, wie die Absatzeinteilung den topischen Konstruktionsprozess der Hexe unterstützt, indem die Unterschiede in den Details in eigenen Absätzen dargestellt werden können, ohne dass dabei die zugrunde liegende Erzählstruktur gefährdet wird. 109, 6 reproduziert den Topos der Mitnahme eines Unschuldigen zum Hexensabbat und garantiert die Einbettung des Exempels in den

¹⁷⁵ Das Sujet vom Mönch Theophilus, der mit der Hilfe des Teufels Bischof wird, später jedoch Reue zeigt und seinen schriftlichen Teufelspakt mit Hilfe Marias zurückerhält, lässt sich bis in das 6. Jh. zurückverfolgen und erfreute sich auch im letzten Viertel des 16. Jhs. in Zusammenhang mit dem Fauststoff großer Beliebtheit. Vgl. Rupprich, Hans. Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter zum Barock. Bd. 2: Das Zeitalter der Reformation: 1520-1570. München, Beck: 1973 (=Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 4,2); S. 197f. Vgl. dazu auch den Eintrag „Theophilus“ von Weiser-Aall im HwDA, Bd VIII, Sp 758; sowie den Eintrag zu „Theophilus“ in: Frenzel, Elisabeth. Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Stuttgart, Kröner: 2005; S. 903 – 906. Vgl. auch Neumann, Verträge und Pakte mit dem Teufel, S. 153-164.

¹⁷⁶ Gerade in der Frühen Neuzeit spielen derartige narrative Elemente eine wichtige Rolle bei kriminologischen Sachverhalten. Vgl. zu einem Forschungsüberblick über diese Zusammenhänge Graf, Klaus. Erzählmotive in frühneuzeitlichen Kriminalquellen. In: Folklore als Tatsachenbericht. Hg. v. Jürgen Beyer, Reet Hiimä. Tartu, Eesti Kirjandusmuuseum: 2001; S. 21-36. (Eine online-Version dieses Essays ist zu finden unter <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/6171> [15.01.2009]). Grundlegend: Zemon-Davis, Natalie. Fiction in the archives. Pardon tales and their tellers in sixteenth-century France. Cambridge, Polity Press: 1987.

Kontext. Variationen ergeben sich in 109, 7, wo die Rechenschaftspflicht der Hexen dem Teufel gegenüber dargestellt wird. Die körperliche Bestrafung einer unproduktiven Hexe findet sich in 109, 8, der Absatz 110, 1 geht auf diese Abrechnung (die ihrerseits wieder eine Inversion des Jüngsten Gerichts darstellt) und die Frage nach dem Zauberpulver ein. Der Absatz 110, 2 zieht aus dem geschilderten Beispiel im Sinne einer *Inductio* die Schlussfolgerung, dass dieses Pulver grundsätzlich nicht wirksam ist.

Im Falle dieser ausführlich geschilderten Exempelgeschichten ist deren Kohärenz durch die Fixierung der narrativen Blöcke in der *Histoire* gesichert, so dass diese anhand ihres topischen Gehalts voneinander abgetrennt werden können. Die Isolierung der einzelnen Topoi unterstützt deren Produktivität und Reproduktion im dämonologischen Kontext. Im vorliegenden Fall dient z. B. der makrostrukturell abgetrennte Topos der Mitnahme einer unschuldigen Person zu einem Hexentreffen als Kriterium zur Versammlung einer ganzen Reihe von ähnlich gelagerten Beispielen, die sich so gegenseitig bestätigen. Innerhalb dieser so stabilisierten Gruppe können die Differenzen in den Details genauer herausgearbeitet werden (so z. B. das Beenden des Sabbats per Gottesanrufung oder durch schiere Angst). Indem die Topoi vereinzelt angeboten werden, wird deren Wiedererkennung und damit Wiederverwendung im Sinne kombinatorischer Textproduktionen (sei es eine weitere Dämonologie, sei es ein gerichtliches Verfahren) garantiert. Diese Identifikation wiederum garantiert die Kohärenz der Geschichten, da auch die narrative Rolle bzw. die Position eines Topos innerhalb der Erzählung bekannt ist.

Insgesamt sichert also die makrostrukturelle Markierung durch Absätze die Kohärenz der Argumentation und ihre Anschlussfähigkeit im dämonologischen Diskurs, indem sie den Textblock in einzelne funktionale Elemente aufbricht. Der französische Text unterlässt eine derartige Gliederung, bzw. er überlässt sie dem jeweiligen Leser, während die deutsche Version den propositionalen Gehalt bloßlegt. Diese Differenz ist einerseits als schlichte medientechnische Modernisierung zu sehen, andererseits zeigt sich hier, wie auch an anderen Stellen,¹⁷⁷ der Trend zur Vereinfachung der Rezeption. „Je nach monologischer Kommunikationssituation kann der Sprecher/Schreiber dem Hörer/Leser unterschiedliche Verständigungsleistungen zumuten.“¹⁷⁸ Hier erscheint der implizite Leser¹⁷⁹ der deutschen Version im Verständnis weitaus gefährdeter als der des französischen Textes.

¹⁷⁷ So z. B. im Hinblick auf die Marginalien oder das Register, vgl. Kap. 18 u. 19.

¹⁷⁸ Simmler, Teil und Ganzes in Texten, S. 602.

¹⁷⁹ Dieser Begriff meint, in der Formulierung Iser, „den im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens und nicht eine Typologie möglicher Leser.“ Gemeint ist also nicht die Konstruktion eines vermeintlich realen Lesers, sondern die Leserrolle, die der Text entwirft. Vgl. Iser, Wolfgang. Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München, Fink: 1994; hier S. 8. Vgl. speziell im Hinblick auf Texte von Fischart: Seelbach, Ludus lectoris, S. 41-50.

14. 2 Der materielle Text

Die Unterteilung in Absätze basiert, wie dargestellt, auf einer expliziten Markierung der in der *Langue* zu verortenden Makrostrukturen. In diesem Sinne weist der deutsche Text ein höheres Maß an Selbstreflexion auf als der französische. Indem er Änderungen direkt auf der Ebene der Textperformanz, der „Textaufführung durch das Medium“¹⁸⁰ durchführt, betont er seine eigene schriftliche Materialität. Der Text versteht sich an dieser Stelle nicht nur als Kontinuum von Aussagen, sondern als ein in räumlichen Dimensionen verorteter Gegenstand, der durch Strukturen markiert werden kann, die, wie z. B. Absätze, ausschließlich in dieser schriftlichen Form vorkommen können.¹⁸¹

Elsky definiert die Erkenntnis der räumlichen Dimension von Schrift als eines der zentralen Elemente der Schriftkultur der Renaissance: „One far-reaching effect of alphabetic script [...] was the propulsion of language into the dimensions of space, an effect more palpable in the Renaissance printed book than in the medieval manuscript.“¹⁸² Diese „spacialization of language“ der Renaissance ist ein Grund für die Behandlung der Druckseite als eigenständiges Objekt¹⁸³ und natürlich die notwendige konzeptuelle Voraussetzung für Gliederungsmechanismen der Textoberfläche. Diese äußere Unterteilung des schriftlich fixierten Redestroms muss, damit sie überhaupt einen Sinn hat, mit einer inneren Gliederung einhergehen, die die jeweilige Absatzeinteilung unterstützt. Es stellt sich daher gerade im Falle der *Dämonomanie* mit ihrer sekundären Absatzstruktur die Frage nach möglichen Diskrepanzen zwischen Außen- und Innenseite des Textes. Grundlegend ist hier die komplexere produktionsästhetische Sachlage, die bei Fischarts *Dämonomanie* vorliegt. Hier wird eine vorgegebene Erzählung in ein neues Erzählen eingekleidet.¹⁸⁴ Die Übertragung ins Deutsche variiert nur diesen letzten Aspekt, das Erzählen selbst, mit allen dazugehörigen Elementen der textuellen Materialität, während die Erzählung, besonders im Hinblick auf die Gliederung und Struktur, größtenteils beibehalten wird.

Die Absatzmarkierungen Fischarts verankern den Text fest als Gegenstand in

¹⁸⁰ Vgl. zu diesem Begriff Knape/ Till, Kapitel „Deutschland“, S. 287.

¹⁸¹ Dieser Unterschied ist zwischen der deutschen und französischen Version selbstverständlich nicht qualitativ zu sehen, sondern im Sinne von quantitativen Unterschieden. Auch der französische Text bedient sich visueller Muster zur Lesersteuerung, die jedoch in der deutschen Version ausgebaut werden. Vgl. dazu Kap. 15.

¹⁸² Elsky, Martin. *Authorizing Words. Speech, Writing, and Print in the English Renaissance*. Ithaca/ London, Cornell University Press: 1989; S. 115.

¹⁸³ Vgl. Elsky, *Authorizing Words*, S. 121f.

¹⁸⁴ Erzählung meint hier „[d]ie erzählten Ereignisse in der Reihenfolge ihrer Darstellung im Text“ (und entspricht damit Genettes *récit*), Erzählen hingegen „[d]ie Präsentation der Geschichte und die Art und Weise dieser Präsentation in bestimmten Sprachen, Medien [...] und Darstellungsverfahren“ (Genettes *narration*). Vgl. Martinez, Einführung in die Erzähltheorie, S. 25f.

räumlichen Dimensionen. Gleichzeitig forcieren sie sehr viel stärker als Bodins unmarkierter Textblock eine Lesart, die sich am Fortschreiten der argumentativen Darstellung orientiert, bzw. ein solches Fortschreiten voraussetzt, wie es im Prinzip auch bei der vorliegenden Analyse der Fall ist. Die Absätze vollziehen die Argumentationsführung nach und übernehmen dabei deren finale Ausrichtung, die über die festgelegte Abfolge der einzelnen Redebestandteile in der Rhetoriktradition fest verankert ist. Diese wird dabei auf der Oberflächenstruktur des Textes eingeschrieben. Die Dialektik sieht stets eine bestimmte Bewegung vor, ausgehend von einer Datengrundlage (sei sie nun induktiv oder deduktiv) über verschiedene Zwischenschritte hin zu einer Schlussfolgerung. Diese Grundbewegung findet sich in räumlicher Hinsicht in der deutschen Version: Die einzelnen Absätze brechen den vorher unmarkierten Textblock auf und erschaffen die Illusion einer über diese Segmente sich fortbewegenden final ausgerichteten Argumentation. In diesem Sinne erleichtern sie eine Lektüre, die sich an dieser Grundbewegung ausrichtet.

Eine derart straff und final angelegte argumentative Stoßrichtung, die die Textoberfläche suggeriert, kann jedoch vom Text selbst nur bedingt unterstützt werden. Dies zeigt sich deutlich in den Sprüngen und Querverweisen, die sich in der Argumentationsführung immer wieder finden.

Im Kapitel I, 1, das sich in seiner Gliederung, wie dargestellt, stärker an der ramistischen Methode orientiert, gelingt die Einteilung von bestimmten Textpassagen in Absätze relativ gut. Problematisch sind dabei lediglich die stellenweise sehr großen argumentativen Klammern, bei denen der Abschluss und die Zuordnung der einzelnen Textblöcke nicht klar markiert sind. So setzt z. B. der Absatz 2, 1 mit der Aussage, dass der Teufel zu Beginn der Schöpfung erschaffen wurde, eine strukturell komplexe Argumentation auf mehreren Unterebenen in Gang. Zur Unterstützung der Aussage wird zunächst die Existenz der Geister behandelt (2, 2) sowie die Frage, ob es gute und böse Geister gebe, die in 2, 3 anhand der Determination der Sorbonne entschieden wird. In den Absätzen 2, 4f. wird die Antithese zu 2, 1 formuliert: Auch die bösen Geister befanden sich einst im Stand der Unschuld, und weisen einen dem Menschen vergleichbaren Sündenfall auf. Diese Antithese wird in den folgenden zwei Absätzen belegt. Statt einer Synthese wird ab 2, 8 noch einmal die These aus 2, 1 aufgegriffen und bis 3, 4 erneut untermauert. Der Absatz 3, 5 bietet eine mögliche Synthese an, indem statt der fraglichen Herkunft des Teufels seine Rolle als Widersacher der Schöpfung betont wird, so dass die Frage nach der Herkunft sekundär erscheint. Da beide Versionen biblisch belegt sind, kann angesichts der übermächtigen Autorität keine Entscheidung getroffen werden, so dass der Absatz 4, 5 beide Theorien nebeneinander

anführt. In Grundzügen taucht diese Frage noch einmal in 4, 3 auf: Hier wird der Endlichkeit der bösen Geister, belegt anhand von Augustinus und Thomas v. Aquin, die Möglichkeit entgegengesetzt, dass Dämonen unter Umständen in der Lage sind, Menschen zu zeugen, so dass „under Menschlicher gestalt nit destweniger Teuffel seien“. Als Nachsatz zur Herkunftsdebatte erscheint hier also die Möglichkeit einer biologischen Fortpflanzung.

Auch wenn die Argumentation hier angesichts der in die Klammern eingeschobenen Unterebenen nicht immer einfach zu verfolgen ist, so gehorcht sie doch im Prinzip einer finalen Logik, die über die Absatzmarkierungen visuell hervorgehoben wird.

Ein anderes Bild zeigt sich in Kapitel II, 4, wo die Struktur des Textes durch zwei Mechanismen determiniert wird, einmal durch den Fortgang der Argumentation, zum anderen jedoch auch durch die vielfältigen Anknüpfungsmöglichkeiten, die die Exempel anbieten. Hier setzen die meisten Beispiele immer wieder beim Absatz 102, 5 an, der betont, dass diese Ausfahrten über Exempel belegt werden müssen. Dazwischen eingeschoben findet sich eine Vielzahl von Passagen, die sich nicht in diese vorgezeichnete Logik einer *Enumeratio* einordnen lassen, so z. B. der (erst in 108, 5 wieder aufgegriffene) Absatz 103, 7 (Hexen nehmen oft besondere Kleidung oder Silbergeschirr mit zu einem Treffen), oder Absatz 105, 6 (Hexenfahrten geschehen auf vielerlei Arten, zumeist montags). Viele dieser Absätze erwähnen Details, die für die Argumentation im Text durchaus wichtig sind und daher an späterer Stelle wieder auftauchen. Der Unterschied liegt jedoch auf der häufigen Überkreuzung der argumentativen Klammern, die in I, 1 so nicht gegeben ist.

Auf den ersten Blick bietet sich an dieser Stelle das Bild eines eklatanten Verstoßes gegen das Gebot der *Perspicuitas*, beruhend auf der nicht hinreichend beschnittenen Eigenlogik der Exempel, der in der deutschen Version zumindest in Ansätzen durch die Einführung der Absatzstruktur behoben wird. Die Absätze wären in dieser Hinsicht als Versuch zu werten, durch eine strukturelle Supplementierung die Defizite des französischen Textes zu beheben.

Sehr viel ertragreicher scheint es mir jedoch zu sein, auch hier von zwei konkurrierenden Ordnungssystemen zu sprechen, deren Zusammenspiel im Falle einer exemplarisierten Argumentation nicht mehr gewährt werden kann. Der unmarkierte Textblock Bodins unterstützt eine kreis- oder netzförmige Darstellung des Wissens,¹⁸⁵ die sich nicht an einer strikt finalen argumentativen Schrittfolge orientiert. So können einzelne Elemente erwähnt, aufgeschoben und später aufgegriffen sowie rekombiniert werden, ohne dass, wie im Falle der deutschen Version, durch Absätze dieses Aufschieben als Bruch im Fortgang der Argumenta-

¹⁸⁵ Eine solche netzartige Struktur (die sich aus der Kette der Dinge ergibt) macht Blair auch für Bodins *Theatrum* aus, Vgl. Blair, *Theater of Nature*, S. 126 – 135.

tion markiert wird. Der französische Text „erzählt“ so in sehr viel stärkerem Maße das Wissen und stellt die einzelnen Elemente in einem Kontinuum an Wissensfragmenten dar, die sich auf vielfältige Weise verbinden und wieder voneinander lösen lassen. Das Wissen erscheint in dieser Form gewissermaßen im Fluss, wobei sich die Darstellung an den vielfältigen und kontingenten Anknüpfungsmöglichkeiten orientiert, die sich zwischen den einzelnen Segmenten ergeben und gleichzeitig deren Potentialität aktualisiert, ohne dieses versammelte Wissen gleich in den Dienst einer zielgerichteten Argumentation zu stellen und dadurch letztendlich zu beschneiden. Im Gegensatz dazu vollzieht die Performanz der deutschen Version den im Text ebenfalls enthaltenen argumentativen Gang nach, indem die einzelnen Segmente der Beweisführung voneinander abgetrennt präsentiert werden. Sie vereinfacht dadurch in hohem Maße die Rezeption des Textes und forciert damit auch auf der Ebene der Textgliederung seine praktische Verwertbarkeit für juristische Zwecke durch die Isolierung einzelner relevanter Topoi. Dieser Versuch der Optimierung der Rezeption ist allerdings an vielen Stellen problematisch und kann nicht konsequent ohne Brüche vollzogen werden, da der durch die Absätze unterstrichene argumentative Gang inhaltlich nur einen Bruchteil der möglichen Kopplungen verwerten kann, die bei Bodin in einem äußerlich nicht segmentierten Block aufgehoben erscheinen.

Im Kontext des *Theatrum* betont Blair, dass für eine solche Gedankenführung die Form des Dialogs ideal ist. „The dialogue is the ideal vehicle for Bodin's constantly shifting chain of thought, allowing him to dwell on some points while avoiding others and to move apparently naturally from one loosely related topic to another.“¹⁸⁶ Eine derartige Imitation von mündlicher Kommunikation lässt sich an mehreren Stellen in der *Dämonomanie* nachweisen, wenn z. B. wie in Absatz 109, 5 ein neuer Sachverhalt mit „Ich hab vergessen zumelden“ eingeführt wird.¹⁸⁷ Es wird so zwar keine *Imitatio* der mündlichen Kommunikationssituation geschaffen, es werden jedoch Gliederungsmechanismen aus der oralen Tradition übernommen, die innerhalb des Textes, der sich auch bereits bei Bodin seiner eigenen visuellen Natur durchaus bewusst ist, noch funktional erscheinen.

Dies soll nicht bedeuten, dass der französische Text im Sinne einer stets evolutionär fortschreitenden Mediengeschichte mangelhaft oder rückständig zu sehen ist. Es fällt jedoch auf, dass die deutsche Version in sehr viel stärkerem Maße versucht, das Wissen entweder zu archivieren (wofür dann das Register der dritten Auflage das Zugriffsinstrument wäre) oder es

¹⁸⁶ Blair, *Theater of Nature*, S. 79. Bezeichnenderweise stellt sie im Hinblick auf die Absatzverwendung fest, dass diese stets aus einem Set von Schülerfrage und Lehrerantwort bestehen. Sie orientieren sich somit an der assoziativen Logik des Textes, die sich in diesem Gesprächsverlauf manifestiert.

¹⁸⁷ Diese Imitation wird auch mit anderen, funktional jedoch vergleichbaren Floskeln geleistet: F 1591, S. 179: „Es fällt mir jetzund ein...“; S. 217 „Vnd fällt mir hiebei ein...“, S. 120 „Es fällt mir hiebei ein...“.

zumindest im Verlauf einer dämonologischen Argumentation durch Absätze straff zu organisieren. Bodins Text hingegen ist sehr viel stärker durch eine Vortragsstruktur geprägt, die sehr viel flexibler auf die jeweiligen Verweismöglichkeiten eingehen kann. Beide Darstellungsformen stellen das Wissen letztlich in aktivierter und aktualisierter Form innerhalb seines topischen Zusammenhangs dar und zeigen, wie diese Mechanismen das Hexenbild konstruieren, wobei sich auch in diesen Aspekten der Text von Fischart stärker um den in seinem Verständnis gefährdeten Leser sorgt: Er versucht, die mögliche Polyphonie der Verweise und Assoziationen zu beschneiden und den Blick immer wieder auf relevante Punkte zu lenken. Bodin hingegen belässt das Wissen in seiner Potentialität, und aktualisiert damit punktuell verschiedene mögliche, im Text stets mitschwingende, dabei aber nicht unbedingt zwingende Kopplungen mit dem kollektiven Sinnhorizont.

E. Übertragungsstrategien

Der folgende Abschnitt untersucht die Unterschiede zwischen dem deutschen und dem französischen Text eingehender. Der Ausgangspunkt ist dabei die eingangs formulierte These, dass der deutsche Text eine eigene Aktualisierung darstellt, die nur begrenzt auf die französische Version zurückzuführen ist. Dabei soll auch anhand der Nomenklatur dieser Eigenständigkeit Rechnung getragen werden: Die Bezeichnung *Démonomanie* bezieht sich auf den französischen Text, in Abgrenzung davon wird auf die deutsche Version dann mit der Bezeichnung *Teuffelsheer* verwiesen, wenn die Unterschiede zwischen den Versionen betont werden. Der Begriff *Dämonomanie* bezieht sich auf das deutschsprachige Werk, sofern diese Unterschiede keine Rolle spielen, also auf den *Textus receptus*, wie er sich einem Leser ohne kontrastive Analysen präsentiert.

Wenn im Verlauf dieser Analyse an verschiedenen Stellen die Namen Fischarts und Bodins fallen, so soll dies nicht zu einer strikt personalen Leseweise führen. Wichtig sind dabei für eine textvergleichende Betrachtung die verschiedenen Diskursfelder, zwischen denen der Text nicht zuletzt aufgrund seiner komplexen Autorschaft oszilliert, und die im Verlauf dieser Analyse in Teilen rekonstruiert werden sollen.

Zu Beginn der Untersuchung steht eine Darstellung der Textperformanz beider Werke mit dem Schwerpunkt auf ihren erkenntnissteuernden Elementen. In einem zweiten Schritt soll die „Vorwarnung“ Fischarts, in der er sich von der französischen Vorlage distanziert, eingehender dargestellt werden, gefolgt von den Parenthesen und Einschüben, in denen sich die Texte auch inhaltlich voneinander abgrenzen lassen. Abschließend werden die dem Text hinzugefügten Marginalien sowie das Register der dritten Auflage genauer untersucht. Wie sich bereits bei der Analyse der Absätze abgezeichnet hat, erscheint die deutsche Version in ihren drei Auflagen als eine graduelle Weiterentwicklung des Textes als materieller Gegenstand, die in zunehmenden Maße den Zugriff auf die im Text versammelten Daten zu optimieren versucht.

Fischart überträgt, gemessen an anderen Werken wie z. B. seiner *Geschichtklitterung*, den französischen Text relativ genau.¹ Im Hinblick auf den Sprachstil ist die deutsche Version eloquenter und aufwändiger formuliert als der französische Text, es werden mehrfach rhetorische Tropen verwendet, die meisten fremdsprachlichen Begriffe übersetzt. Dazu scheint sie in

¹ Vergleiche zwischen den Texten finden sich selten. Vgl. für die ältere Forschung zu Fischart die gründliche Darstellung bei Hauffen, Johann Fischart, Bd 2, S. 213-215; sowie ders., Fischart-Studien III. Aus der neueren Forschung sind zu nennen Scholz-Williams, Die Wissenschaft von den Hexen, S. 197f. Sowie, mit einigen Einschränkungen, Janson, Stefan. Jean Bodin – Johann Fischart, S. 43-45.

verschiedenen Formulierungen, wie es bereits Hauffen konstatiert, ins Derb-Komische abzugleiten.²

An mehreren Stellen verwendet die deutsche Version zwei Begriffe zur Wiedergabe eines französischen Wortes, das dadurch umspielt und genauer gefasst wird. Diese Übersetzungsstrategie kann sich auch innerhalb der Auflagen potenzieren und verstärken: In einer Passage über das biblische Verbot von Bildnissen schreibt Bodin beispielsweise: „Or le com[m]andement de Dieu, qui dict, Tailler ne te feras image, vse du mot Hebrieu, *pessel* פּסֵל, qui signifie toute image moulee, taillee, grauee, burinee [...]“ (B, pag. 52v). Diese Reihung von Adjektiven, die die Bildherstellung beschreibt, ist inhaltlich motiviert, ebenso wie die Wortkette in Fischarts Übertragung in der ersten Auflage: „Nun gebraucht aber Gott/ inn dem Gebott/ du solt dir kein Bild hauen oder schnitzen/ das hebraisch Wort Pessel פּסֵל, welchs eyn jedes gemodelt/ gehauen/ geschnitzt/ gegraben und gestochen Bild begreiffet.“ (F 1581, S. 212). Die Ungenauigkeiten in der Übertragung (es fehlt die Wiedergabe des französischen „moulee“) werden in der zweiten Auflage korrigiert („moulee“ erscheint als „gegossen“), gleichzeitig wird, wie an anderen Stellen auch, auf die hebräische Schrift verzichtet. Die Kette von Adjektiven wächst deutlich an: „[...] das Hebraisch wort Pessel, welchs ein jedes gemodelt/ gebossirt un[d] gebösselt/ gegossen/ gehawe[n]/ geschnitzt/ gegrabe[n] und gestochen Bild begreiffet.“ (F 1586, S. 207f; vgl. F 1591, S. 70). Die zusätzlichen Partizipien, „gebossiert“ und „gebösselt“ sind sowohl semantisch als auch phonetisch in den Kontext eingebunden. Sie bilden eine Assonanz zum hebräischen „Pessel“ und entsprechen, im Sinne der Erstellung eines Reliefs, der Bedeutung von „gehawen“. Dabei ist dies keineswegs als ein schlichtes Wortspiel aufzufassen, gerade die lautliche Umspielung des Begriffs „Pessel“ weist in die Richtung etymologischer Theorien, die in gesamten Text eine große Rolle spielen (s. u.).

Darüber hinaus finden sich eine Reihe von inhaltlichen Ergänzungen zum französischen Text, die weiter unten genauer dargestellt werden. Der Großteil davon taucht bereits in der ersten Auflage Fischarts von 1581 auf, einige Zusätze werden jedoch erst in der zweiten

² Vgl. Hauffen, Johann Fischart, Bd. 2, S. 213. Diese Zusätze verfolgen in der Regel die Strategie, den vorgestellten Sachverhalt durch derartige umgangssprachliche bzw. derbe Verweise ins Lächerliche zu ziehen. So formuliert Bodin z. B. in seiner Schilderung der Wahrsagetchnik durch die Untersuchung von Gedärmen relativ neutral: „Encores estant la consideration des hosties, du foya, du cuer, du fiel, des intestis plus estrange puor scauoir si la chose qu'on entreprenoit, succederoit heureusement.“ (B, pag. 50v). Die deutsche Übertragung ist sprachlich satirisch markiert, indem der kulinarische Aspekt dieser Innereien mit erwähnt wird: „Noch ist viel ein vngereimpter handel vmb die Epatoscopiam [bei Bodin als Fachbegriff in der Marginalie], da man im Opfferen/ die Leber/ das Hertz/ die Lung vnd das Miltz/ sampt allen Gedärm vnd Eingeweiden erkuttelt vnd durchsicht/ daraus zuerschmecken/ ob diß/ so man vorhat/ glücklich werde hinauß gehen.“ (F 1591, S. 65). Satirisch markiert ist auch die Marginalie dazu: „Opfferschaw oder Därm ersuchung“.

Auflage von 1586 auf (hier nur im ersten Drittel des Textes) eingefügt. Die dritte Auflage Fischarts von 1591 ist textgleich mit der zweiten. Es wird jedoch konsequent auf hebräische Schrift verzichtet (die betreffenden Stellen werden entweder transkribiert oder, z. B. im Falle von Marginalien, gelöscht), darüber hinaus ergeben sich viele Änderungen im Hinblick auf die Textperformanz. Dazu kommen noch paratextuelle Ergänzungen, ein Register sowie ein rechtliches Gutachten, das „Rechtliche Bedenken in Malefizsachen“ (s. u.).

Der folgenden Untersuchung liegt die dritte Auflage von 1591 zugrunde, da sie die verschiedenen Zusätze und Änderungen der vorhergehenden Auflagen übernimmt und ergänzt.

15 Textperformanz

15. 1 Textperformanz in der Démonomanie

Bodins Text ist in einem fortlaufenden Blocksatz gesetzt, die einzelnen Unterkapitel werden durch Leerzeilen, Überschriften (mit der ersten Zeile in Majuskeln) und vergrößerte Initiale (drei- bis sechszeilig) abgegrenzt. Diese Überschriften sind die einzige Markierung, die die einzelnen Kapitel voneinander abgrenzt. Ein Kapitelanfang wird nicht grundsätzlich auf eine neue Seite gedruckt. Es kann sogar vorkommen, dass eine Überschrift auf zwei Seiten verteilt ist, so z. B. auf den Seiten 172r und v, „DES PREUUEZ REQUISSES// pour auerer les crime de Sorcelerie// [172v] CHAP. II.“ Im Gegensatz dazu wird der Beginn eines neuen Buches sehr viel deutlicher durch ein Zierstück, eine Überschrift sowie durch eine fünfzeilige Initiale markiert. Es ergibt sich so aus den typographischen Markierungen eine deutliche Hierarchisierung der einzelnen Makrostrukturen, wobei die Makrostruktur „Buch“ („livre“ bei Bodin) in der Hierarchie eine Stufe über der Makrostruktur „Kapitel“ („chapitre“) rangiert. Außerhalb dieser Hierarchie bewegen sich lediglich die Paratexte zu Beginn des Werkes, das Deckblatt, das Widmungsschreiben (a2 r-a3 r), das separat gesetzte Vorwort (*PREFACE DE L'AVTHEVR*, a3r-i3r), die Stellungnahme der Universität Paris zur Hexenfrage von 1318 (*DETERMINATIO PARISIIS [...]*, i3v-i4v), das Inhaltsverzeichnis (*SOMMAIRE DES // CHAPITRES*, o1r-[o2r]) sowie ein kurzer Vermerk zum Druckprivileg über zehn Jahre (*EXTRAICT DV PRIVI-// LEGE DU ROY*, [o2v]). Dieser paratextuelle Teil ist vom Rest des Buches durch verschiedene Markierungen abgesetzt, einmal durch die Schrifttypen (kursive Schrift in der Widmungsvorrede, kleinerer Schriftsatz als im Haupttext beim Vorwort und der Determination der Universität Paris, kursive Schrift im Inhaltsverzeichnis,

kleine Schrift beim Druckprivileg), durch eine eigenständige Paginierung (es werden keine Seiten wie im Haupttext gezählt, sondern die einzelnen Lagen, die fortlaufend mit den Vokalen a,e,i,o markiert werden),³ sowie im Fall der längeren Textteile Widmungsvorrede und Vorwort durch Seitenüberschriften (*EPISTRE, PREFACE*).

Seitenüberschriften werden im kompletten Text verwendet, allerdings nicht auf der Ebene der einzelnen Kapitel, sondern nur auf der hierarchisch übergeordneten Ebene der einzelnen Bücher, die einfach durchgezählt werden. Eine Ausnahme bildet der letzte Teil des Textes, die Widerlegung (bzw. *refutatio*) der Ausführungen von Johann Weier (*REFVTATION DES // OPINION DE IEAN// WIER*, 218-252). Hier wird in den Seitenüberschriften der Titel des Abschnitts wiedergegeben (*REFVTATION DES OPIN. // DE IEAN VVIER*). Zu beachten ist hier jedoch, dass dieser Abschnitt bei Bodin (im Gegensatz zu Fischarts Version) bereits im Inhaltsverzeichnis nicht als eigenes Buch gezählt wird, so dass diese Unterschiede durchaus der Logik der typographischen Markierungsstrategie innerhalb des Textes entsprechen.

Zu Beginn präsentiert Bodin ein Inhaltsverzeichnis, „SOMMAIRE DE// CHAPITRES.“ Dieses Verzeichnis listet die Kapitelzählung sowie die Kapitelüberschriften auf, es fehlen jedoch Seitenangaben. Gemeinsam mit den Seitenüberschriften kann im Text schnell auf das jeweilige Buch zugegriffen werden, Kapitel werden jedoch nicht speziell markiert. Dieses Inhaltsverzeichnis steht noch stärker als die deutsche Version in der handschriftlichen Tradition, wo die Seitenzahlen einzelner Exemplare desselben Textes häufig voneinander abwichen. Indices der Handschriftenzeit verweisen daher häufig auf die einzelnen Kapitel bzw. Bücher eines Werkes, auf „layout-independent means of referring to the text“.⁴

Die sich hier abzeichnenden textperformativen Elemente werden in der deutschen Version stark ausgebaut, wobei das *Teuffelsheer* zusätzlich komplett unabhängige Systeme entwirft.

15. 2 Textperformanz im *Teuffelsheer*

Die dritte Auflage unterscheidet sich von Bodins Text, wie auch von den zwei vorhergehenden deutschen Auflagen, am markantesten durch ihr Format. Zwar wird in allen drei Auflagen das Quartformat beibehalten, jedoch werden für die Ausgabe von 1591 die äußeren

³ Wobei statt Blatt o2 Blatt i2 gezählt wird.

⁴ Blair, Ann. Annotating and indexing natural philosophy. In: (Hg.). *Books and the sciences in history*. Hg. v. Frasca-Spada, Marina, Nick Jardine. Cambridge, Cambridge University Press: 2000; S. 69-89; hier S. 75f.

Abmessungen stark vergrößert. Der Text wird nun in zwei Spalten präsentiert. Zusätzlich zum Text der *Dämonomanie* finden sich ein umfangreiches alphabetisches Register, unkommentiert wurde zudem ein Gutachten angefügt, unter dem Titel „Rechtliches bedencken in/ In Malefitzsachen.// Ob drey Weiber/ der Zauberey// halber angegeben/ in Gefängliche Verhaftt// angenommen/ unnd Peinlich befragt wer=// den können oder nicht?// Darinnen Keyser Carols des Fünfften/ Hoch=// löblicher gedächtnß [sic!] Peinliche/ oder Halßge=// richts Ordnunge inn etlichen Articuln// erkläret wirdt“ (F1591, S. 301-336). Dieses Gutachten wurde bereits 1590 unabhängig von der *Dämonomanie* in Frankfurt am Main bei Christian Egenolff Erben gedruckt.⁵ Der Text wird komplett übernommen, die Vorrede ist auf den 1. September 1590 datiert. Inhaltlich steht dieses „Bedenken“ der *Dämonomanie* an verschiedenen Stellen entgegen, da es eine sehr viel gemäßigttere Position einnimmt. Bei dem Text handelt es sich um ein Rechtsgutachten, das zu einem konkreten Fall im Kontext der Aktenversendung angefordert⁶ und das die Publikation anonymisiert wurde (lediglich die Namen der drei Angeklagten erscheinen noch im Original, ansonsten lässt sich der geschilderte Prozess nicht genauer lokalisieren). Im Text selbst werden, ausgehend von einer genauen und ausführlichen Darstellung der beweisrechtlichen Klauseln der Carolina, verschiedene Details der Anklagen analysiert und zu Ende ein Interrogatorium präsentiert (F 1591, S. 331-335), das die unklaren Stellen im Prozess vollends ausräumen soll. Die Aufnahme des Textes in die *Dämonomanie* entspricht der kompilatorischen Produktionsstrategie der Dämonologien, die sich in sehr vielen Publikationen nachweisen lässt und die über viele inhaltliche Differenzen hinwegsehen kann.⁷

Seitenüberschriften finden sich sowohl in der französischen Vorlage wie auch im *Teufelsheer*. Im Gegensatz zu Bodin beziehen sich diese jedoch zumeist auf den Inhalt der betreffenden Seite („z. B. „Von der Hexen Giftpulffer.“, F 1591, S. 140), und nicht auf die Nummer des jeweiligen Buches bzw. Kapitels. Die Überschriften greifen dabei häufig einen Begriff aus

⁵ INFORMATIO IVRIS, // [...] Rechtliches Bedencken/ Jn// Matefitzsachen [...]// Per// H. A. B. V. I. D. Franckfurt] bey Christ[ian] Egen[olff] Erben.// M. D. XC. Hier konnte der Verfasser nicht genauer festgemacht werden. Während die Buchstaben V. I. D. im Akronym für „Doctor iuris utriusque“ stehen dürften, konnten die Initialien „H. A. B.“ nicht eindeutig zugeordnet werden.

⁶ Vgl. dazu Kap. 3.

⁷ Dies bedeutet zum einen, dass die Texte selbst nach kombinatorischen und kompilatorischen Prinzipien erstellt werden, dazu erscheinen sie häufig innerhalb eines Textverbundes. Vgl. dazu eingehender Kap. 12.2. Ein markantes Beispiel für derartige dämonologische Kompilationen ist das *Theatrum de veneficis*, das 1586 bei Johann Basse in Frankfurt am Main gedruckt wurde, und das verschiedene und sehr heterogene Texte zur Dämonologie verzeichnet. In dieselbe Richtung geht die *Malleorum*-Sammlung, die in verschiedenen Auflagen in zwei Bänden ab 1580 von Basse gedruckt wird. Hier finden sich in einem Band der *Malleus Maleficarum* (ab der Auflage von 1582 in der Bearbeitung von Johann Fischart) sowie Niders *Formicarius*. Der andere Band umfasst verschiedene kleinere Texte zur Thematik, u. a. Molitors *Dialogus*.

der Kapitelüberschrift auf. An einigen Stellen betonen sie die Funktion der Doppelseite, wie sie sich dem Leser präsentiert, indem sie sich über die komplette Breite des aufgeschlagenen Buches hinziehen („Von Peen und Strafen // so die Zauberer beschulden“, F 1591, S. 234/35.). Hin und wieder finden sich tropische Figuren im Sinne einer *Variatio*, so wechseln sich in der Vorrede des ersten Buches die Überschriften „Vorred vom Zauberwerck“, „Vorred vom Hexenwerck“ und „Vorred vom Vnholdwerck“ gegenseitig ohne erkennbares System ab.

Während die Markierung der Topoi durch Marginalien und Absätze im Textbild eher unauffällig geschieht, bezeichnen die Seitenüberschriften graphisch hervorstechend und verbal stark verkürzt die einzelnen Wissensgebiete. Die bei Bodin gegebene Möglichkeit, sich durch numerische Markierungen innerhalb des Textes anhand der Seitenüberschriften zu orientieren, fällt in den Textversionen Fischarts weg, sie wird ersetzt durch ein ins Auge stechendes System von topischen und inhaltlichen Markierungen, die die einzelnen Elemente im Prinzip unabhängig von ihrer Position im Text verzeichnen und schnell auffindbar machen.

16. Die Vorwarnung an die Leser

Fischart stellt seinen Versionen der *Dämonomanie* nach der Widmungsvorrede eine „Vorwarnung von Lesung und Vrtheilung folgender Bücher“ (F 1591:)(4r) voran, in der er sich von der *Démonomanie* distanziert und den Leser auffordert, den Text kritisch, aber wohlwollend zu rezipieren. Forderung dieser Art sind, ggf. verbunden mit einer *Captatio benevolentiae*, nichts Besonderes in der Literatur der Frühen Neuzeit. Eine besondere Bedeutung kommt ihnen verständlicherweise in Schriften zu, die das besonders sensible Thema der Hexerei behandeln.

Bodin verhalte sich, so der Vorwurf, wie ein Galenist, der viel „misce et fiat“ gebraucht, „allerhand lustige vnnd anmütige Materien vnnter einander [mischt]/ damit nur ein jeder/ der darüber kompt etwas/ das ihm muntet und schmecket/ het anzutreffen.“ Als Gegenpol wird Paracelsus genannt, der „mit einfachen Stucken“ arbeitet.⁸

Fischart distanziert sich in mehrfacher Hinsicht von Bodins Text. Im Kontext des problematischen „misce et fiat“ kritisiert er dessen Produktionsstrategie, „frei vnverbunden/

⁸ Diese Stelle belegt eindrucksvoll, dass die an vielen Orten festzustellende von Fischart angestrebte Vereinfachung der Rezeption keinesfalls mit einer Banalisierung des Textes einhergeht. Diese Metapher, einerseits die galenische Humoralpathologie mit den zugrunde liegenden komplexen Mischverhältnissen der Körpersäfte, andererseits das auf die Auswirkung verschiedener (einfacher) Substanzen auf Körperorgane ausgerichtete ontologische Krankheitsverständnis von Paracelsus benötigt, um verstanden zu werden, eine fundiertes Wissen des Rezipienten vom zeitgenössischen medizinischen Diskurs.

vnd wie man zu Latein spricht/ non iurando in verba magistri, von allerley sachen zu vrtheilen“. Dieses Vorgehen wird jedoch entschuldigt: Einmal beruht es auf der großen „Ingenia“, über die Bodin verfügt, und die im Kontext des rhetorischen Systems im Prinzip positiv konnotiert ist⁹ (auch wenn sie im Falle Bodins „weitschweifig[...]“ geartet ist). Zum anderen geschieht dieses Mischen verschiedener Elemente dazu, den Leser selbst zum Nachdenken anzuregen. Auch durch den Rückgriff auf das im Renaissance-Humanismus beliebte Zitat von Horaz („non iurando in verba magistri“¹⁰) wird das unterstellte Vorgehen Bodins, sich nicht auf die überlieferten Aussagen der Meister zu stützen, in seiner eigentlichen Substanz nicht kritisiert. Dieses fehlende Berufen auf die Lehrmeinungen illustriert jedoch die Problematik des Textes: der umfangreichen und schöpferischen *Ingenia* stehe in bestimmten Bereichen keine ausreichende methodische Sorgfalt gegenüber. Dass Fischarts Kritik hier nur eingeschränkt auf den Text zutrifft, hat sich bereits im letzten Abschnitt gezeigt: Die *Dämonomanie* arbeitet bei der Darstellung christlich-dogmatischer, kabbalistischer und naturphilosophischer Grundlagen in sehr hohem Maße mit Autoritätsbelegen, ein Verzicht auf diese Argumentationstechnik würde eine dämonologische Argumentationstechnik empfindlich beeinträchtigen. Problematisch erscheint jedoch der große Spielraum, den sich die *Démonomanie* dabei herausnimmt. Dies illustriert Fischart anhand des Umgangs mit Bibelziten:

Dann Exempelsweiß zgedencken/ jetzund legt er einen ort vnd Spruch der H. Schrifft seinem gutduncken nach auß/ hernach auff gut Jüdisch Rabinisch/ folgend Allegorisch/ nachgehends nach dem Buchstaben/ bald nach der Schullehrer art und weiß/ vnnd diß alles nach dem es ihm zu erhaltung seiner gesatzten Meynung zu Paß kommet: Gleichwol solches alles also/ daß allzeit in einem oder dem anderen theil die Warheit mit vntergesprengt ist.

Gerade im Kontext von christologischen Inhalten und der Bibelauslegung kollidiert die große Bewegungsfreiheit von Bodins Ekklektizismus mit dem Protestantismus Fischarts.¹¹ Zu

⁹ Vgl. dazu Engels, Johannes. Lexikonartikel „Ingenium“ in: HWR, Bd. 4; Sp. 382-417; v. a. Sp. 298ff.

¹⁰ Das Zitat lautet im Original: „ac ne fortes roges, quo me duce, quo lare tute: // nullius addictus iurare in verba magistri, // quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes.“ (Horaz, Episteln I, 1, 13ff., „Damit du mich nicht fragst, wer mich führt, welches Haus mich beschützt: ich bin keinem Meister verpflichtet, auf seine Worte zu schwören, überall, wohin mich der Sturm verträgt, bin ich Gast.“). Zitiert nach: Horaz. Satiren und Episteln. Auf der Grundlage der Übersetzung von J. K. Schönberger Lateinisch und Deutsch von Otto Schönberger. Berlin, Akademie: 1976; hier S. 150. Horaz betont in dieser Passage seine Unabhängigkeit von tradierten Lehrmeinungen und Philosophenschulen, ein Gestus, der auf den Renaissance-Humanismus ausgesprochen attraktiv wirkte, und sich auch noch in dem Motto „non iurando“ der Royal Society findet.

¹¹ Vgl. dazu auch das Kapitel 17. 1 über die Problematik des Freien Willens. Bodins synkretistische Religiosität spiegelt sich auch in seinem erst sehr viel später publizierte *Colloquium heptaplomeres*, in dem keine der beteiligten Religionen des Sieg davonträgt, sowie in den beiden Inquisitionsprozessen, die zu Lebzeiten gegen ihn angestrengt wurden (zu einer Biographie Bodins vgl. Mayer-Tasch, Peter Cornelius. Jean Bodin. Eine Einführung in sein Leben, sein Werk und seine Wirkung [...]. Düsseldorf/ Bonn: Parerga: 2000; S. 9-21).

massiv wird hier gegen das von protestantischer Seite geforderte direkte und selbstausslegende Bibelverständnis verstoßen, wenn zu der allegorischen Textinterpretation noch jüdisch-kabbalistische Tendenzen treten.

Problematisch sind neben diesen methodischen Defiziten auch inhaltliche Aspekte. Bodin verteidigt, im Gegensatz zum vorherrschenden Tenor der aberglaubenfeindlichen Hexenliteratur, die „Vorsagend Astrology“ (also die Astrologie, aufgrund derer Voraussagen über die Zukunft getroffen werden). Darüber hinaus proklamiert er auf der Grundlage jüdischer Schriften den „Freyen Willen der Widergeborenen Menschen“, was in den Zeiten der Gegenreformation gerade dem Protestanten Fischart übel aufgestoßen sein dürfte. Erwähnt werden auch die Vorwürfe, denen sich Bodin bereits zu Lebzeiten gegenübergestellt sah, sein großes Interesse an jüdischen Schriften („der Rabinen Schriften/ Außlegungen und Glossen“) sowie an okkulten Gegenständen („Vnergründtlichste[] Geheimnisse[]“). Aufgrund dieser Quellenlage bringt Bodin „manche frembde ungereimte Opinion auff die bann“.

Eine prominente Position nimmt unter den Kritikern ein im Text nicht näher identifizierter „Gelehrter Mann“ ein, der „vor ein Jar eine Oration wider seine [=Bodins] jüdische Meynung von den vier Monarchien/ dardurch er die Propecei [] Danielis jämmerlich zermartert vnd verketzert/ in Truck hat gegeben.“ Diese Verketzerung der Prophezeiung Daniels, auf die sich die Lehre der vier Weltreiche zurückführt, findet sich in Bodins *Methodus ad facilem historiarum cognitionem*, wo er ausführt, dass es bereits mehr als vier Weltreiche gegeben habe.¹² Dem widersprach der Melanchthonschüler Matthäus Dresser in seiner Antrittsvorlesung für die Professur für Geschichte und Poetik in Leipzig: Bodin gehe bei der Einteilung von der Reichsgröße aus, anzusetzen sind jedoch nur die von Gott eingerichteten Reiche.¹³

Angesichts dieser methodischen und inhaltlichen Problematisierung, und der Erwähnung eines zeitgenössischen prominenten Gegners (wenn auch in Hinblick auf ein anderes Buch Bodins) entwickelt der Text in dieser Darstellung ein gewisses Drohpotential. Es muss also ein Zugang gelegt werden, der die Wahrheit, die hier und da mit „vntergesprengt ist“,

In der Forschung hat dies zu verschiedenen Spekulationen angeregt, bis hin zu einer vermuteten Konversion Bodins zum Judentum in späteren Jahren (vgl. dazu, mit Belegen aus der *Démonomanie*, der *République* und dem *Methodus*, Baxter, Christopher R. Bodin's Daemon and his Conversion to Judaism. In: Jean Bodin. Verhandlungen der internationalen Bodin Tagung in München [...] Hg. v. Horst Denzer. Beck, München: 1973; S. 1-21; sowie Roellenbleck, Georg. Offenbarung, Natur und jüdische Überlieferung bei Jean Bodin. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn: 1964; hier S. 9). Vgl. zur Rolle jüdischer Elemente in Bodins Denken: Miletto, Gianfranco. Die Bibel zwischen Tradition und Innovation. In: Gottes Sprache in der philologischen Werkstatt. Hebraistik vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Hg. v. Giuseppe Veltri, Gerold Necker. Leiden/ Boston, Brill: 2004; S. 97-110; hier S. 99-105.

¹² Dies geschieht in Kap. VII in der „Confutatio eorum qui quatuor monarchias aureaque secula statuunt“.
Zitierte Ausgabe: Bodin, *Methodus*, S. 310-323.

¹³ Vgl. Pot, Johan Hendrik van der. Sinndeutung und Periodisierung der Geschichte. Eine systematische Übersicht der Theorien und Auffassungen. Leiden, Brill: 1999 [erstmalig 1951]; S. 139.

von den ketzerischen Inhalten trennt. Dies geschieht durch Kommentierung:

Wie ich dann selbst vnter dem Vertieren [=Übertragen] viel dergleichen ort/ beides in Margine vnd auch im Context durch diß Zeichen () hab warnungsweiß angedeutet: auch zur gelegenheit entweder mit mehrerm zusatz bekräftiget/ oder durch erzehlung anderer Meynungen gemert.

Wie sich noch zeigen wird, tritt Fischart somit entweder über Marginalien oder durch Parenthesen im Text in einen kritischen und produktiven Dialog mit der Vorlage. Indem er die problematischen Passagen nicht löscht, sondern übersetzt und lediglich kritisch markiert, reproduziert er selbst bei stellenweise recht polemischen Einwüfen das Kommunikationsideal des Humanismus sowie den Topos der Freundschaft in der humanistischen Gelehrtenrepublik, der *Res publica litteraria*.¹⁴

Diese Kommunikation mit dem Text, das kritische, aber prinzipiell wohlwollende Lesen, fordert er auch von den Rezipienten der deutschen Version: „Schließlich/ der Guthertzig verständig Leser mag hierinn eben der Freyheit seines Vrtheyls sich gebrauchen/ gleich wie sich der Author derselbigen vber andere gebrauchet hat: Doch solches Weißlich/ nicht Nasweißlich/ bedächtlich vnd nicht verächtlich“. Diese Freiheit des Urteils beinhaltet bei Fischart auch, die Dispositionsfreiheit, die in der ekklektischen Kombinatorik der französischen Vorlage hindurchscheint, an verschiedenen Stellen zu beschneiden. Es wird sich zeigen, dass es nicht zuletzt die protestantische Strenge ist, die hier den freien Diskurs immer wieder einengt.

17. Parenthesen

Einschübe und Zusätze von verschiedener Länge finden sich an vielen Stellen im Text. Ihre Frequenz ist dabei jedoch nicht so hoch, als dass sich daran gravierende inhaltliche Veränderungen festmachen ließen. Im Prinzip hält sich Fischart hier an die Ankündigung in der Vorwarnung, nach der in diesen Parenthesen der Text kritisiert oder ergänzt werden soll. Dabei ist es jedoch der letzte Punkt, die Ergänzung von Fakten, die immer wieder im Sinne der Sammelfunktion einer enzyklopädischen Topik zu einer scheinbar automatisch ablaufenden Akkumulation von Wissen führt, die sich nicht an der argumentatorischen Struktur des Textes orientiert, sondern an der Eigenlogik topischer Anknüpfungsmöglichkeiten.

¹⁴ Vgl. dazu exemplarisch Keller, Andreas. Frühe Neuzeit. Das rhetorische Zeitalter. Berlin, Akademie Verlag: 2009; S. 88. Diese Dialogizität spielt auch in der Forschung zu Marginalien eine zentrale Rolle (vgl. Kap. 16).

Fischarts Parenthesen sind das Ergebnis verschiedener rhetorischer Mechanismen und der Mischung von Diskursen. Exemplarisch werden in diesem Unterkapitel verschiedene Passagen besprochen (ohne dabei alle Zusätze abdecken zu können) sowie die rhetorischen Funktionen, die sich daran ablesen lassen. Wenn in diesem Kontext postuliert wird, dass sich verschiedene Gruppen dieser Parenthesen bilden lassen, so kann diese Einteilung jedoch nur heuristischen Zwecken dienen und keine konsequente Gliederung des Stoffes leisten. Im Detail ist diese Differenzierung nur schwer aufrecht zu erhalten, da die verschiedenen Mechanismen immer wieder ineinander übergehen und komplexe Wechselwirkungen erzeugen. Eine grobe Orientierung kann sie jedoch ermöglichen.

17. 1 Der Freie Wille

Bodin arbeitet in seiner *Démonomanie* an vielen Stellen mit jüdischen Texten. Neben antiken Quellen ist Moses Maimonides ein wichtiger Bezugspunkt, namentlich dessen *Pirke Avoth*-Kommentar, sowie allgemein kabbalistische Traditionen.¹⁵ Dementsprechend spielen im französischen Text antisemitische Tendenzen kaum eine Rolle. Sie werden jedoch von Fischart an vielen Stellen ergänzt, wenn er z. B. vom „Jüdischen Aberglaube[]“ (F1591, 195) spricht, wo Bodin die Juden und ihre „religion“ (B, pag. 161r) erwähnt.

Auf der anderen Seite nimmt Fischart Bodins Affinität zur kabbalistischen Bibelexegese trotz seiner kritischen Bewertung in der Vorwarnung ohne weitere Kritik in den deutschen Text mit auf. Er übernimmt dessen „Lob des Allegorischen Außlegens“ (Marg. F 1591, 83), betont, dass „Die Buchstäblich außlegung [...] Rohleut“ (Marg, ebda.) macht, und auch viele Menschen „von der Christlichen Religion abgewent“ hat (Marg, ebda.). Es findet dementsprechend keine Kritik statt, wenn Bodin mit Rückgriff auf hebräische Quellen den Mord der israelitischen männlichen Nachkommen durch den Pharao (2. Mos. 1, 16ff.) als Symbol dafür auslegt, dass der Teufel, symbolisiert durch den Pharao, den menschlichen Verstand, symbolisiert durch die männlichen Nachkommen, töten möchte, damit nur noch „Begirden vnd Gelüst bey Leben vnd würden erhalte[n]“ werden (F 1591, 84, vgl. dazu B 65v). Es findet sich hier lediglich in einer Marginalie der Hinweis, dass es sich hier um eine „Cabalistische Außlegung“ handelt, und dass es alternative Deutungen gibt: „Andere haltens für ein bedeutnuß deren vom Herode gemördten vnschuldigen Kindlein“ (Marg, ebda.). Diese von Fischart erwähnte Auslegung ist typologisch geprägt. Sie zieht Parallelen zwischen dem alten

¹⁵ Diese stellen eine Rezeption neuplatonischer Strömungen des 15. Jhs dar (zu nennen ist hier zentral Mirandola, s. u.), wobei sich Bodin jedoch auch direkt auf hebräische Texte stützt.

und dem neuen Testament und steht damit, ungeachtet der Tatsache, dass der Protestantismus diese Deutungen kritisch sieht, sehr viel stärker in einem christlichen Kontext. Die „kabbalistische“ Auslegung wird zwar als solche markiert, aber mit übernommen und steht so im Textzusammenhang gleichwertig neben der christlichen Exegese.

Die im Begriff der Kabbala stets mitschwingenden magischen Implikationen thematisiert Bodin bereits im Vorfeld (vgl. B 61vf.). Während er die Kabbala im Sinne einer Erkenntnislehre und theologischen Philosophie positiv schildert, wendet er sich deutlich gegen die „Zu vil spitzfindige Cabala“ (F 1591, 80 Marg.), die sich mit Worten, Silben und Buchstaben beschäftigt und eine praktische Umsetzung dieser Erkenntnisse in die physische Welt, also letztlich transitive Magie, anstrebt. Diese ist ihm „fort suspect“ (B, pag. 62r), da sich auch Agrippa und seine Anhänger mit ihr beschäftigt haben.¹⁶ Wenn der Text von Kabbala spricht, so soll klargestellt werden, ist damit nicht deren magische Tradition gemeint, sondern die Exegese- und Philologiepraxis aus der jüdischen Tradition.

Dass derartige Verweise auf jüdische Traditionen jedoch sehr genau beobachtet werden zeigt sich, wenn sie direkt in Konflikt mit christlichen oder protestantischen Dogmen zu geraten drohen. Mit Rückgriff auf „Philon Hebreiu“ (i. e. Philon von Alexandria) und „les Hebreux“ im Allgemeinen schreibt Bodin, dass Gott den Menschen am Ende der Schöpfung geschaffen habe, und dazu Engel beauftragte: „Dieu crea l'homme le dernier, y appellant les Anges“ (B, pag. 7v). Diese Aussage wird durch einen Einschub in der zweiten Auflage Fischarts scharf kritisiert:

Hie aber kan ich der Vertent gewissens halben den Leser zuwarnen nicht vnterlassen/ daß dieser meinung/ alsdaß der HErr die Engel zur erschaffung des Menschen beruffen hab/ nicht schlechtlich beifall thue/ seinteinmal sie sehr Judentzet/ vnnd auß dem so Gott dort sagt/ Laßt vns Menschen machen/ vbel geschöpfft wird/ damit sie/ die Juden allein die Treifaltigkeit/ welche auß gedachtem Spruch die Christen bewären/ mögen widersprechen. (F 1591, 9; 1586, 61)

Fischart stößt sich hier an einem Detail, das in der *Démonomanie* nicht weiter proble-

¹⁶ Die Verbindung von Kabbala und Magie geschah in der Frühen Neuzeit jedoch nicht erst durch Agrippa von Nettesheim, sondern bereits durch Pico della Mirandola, der im übrigen Text eine durchaus ambivalente Rolle einnimmt. Er betont in seinen 900 Thesen, dass es keine Form von wirksamer Magie gebe, die nicht explizit oder implizit auf der Kabbala beruhe: „Nulla potet esse operatio magica alicuius efficaciae nisi annexum abbeat opus cabalae, explicitum uel implicitum“ (These 9, 15). Zitiert nach: Giovanni Pico della Mirandola. *Conclusiones nongentae. Le novecento Tesi dell'anno 1486*. Hg. von Albano Biondi. o. O., Leo S. Olschki editore: 1995; hier S. 118. Vgl. dazu auch Farmer, Stephen Allan. *Syncretism in the West: Pico's 900 Theses (1486). The Evolution of Traditional Religious and Philosophical Systems*. Tempe, Medieval & Renaissance Texts & Studies: 1998; hier die Fußnote zu 9, 15: S. 498f. sowie Rabin, Sheila J. *Pico on Magic and Astrology*. In: Dougherty, M. V. (Hg.). *Pico della Mirandola. New Essays*. Cambridge, Cambridge University Press: 2008; S. 152-178; hier S. 157f.

matisiert wird und meldet sich als Übersetzer („Vertent“) direkt zu Wort. Aus christlicher Sicht ist die Formulierung im Plural von „Laßt vns Menschen machen“ (vgl. 1. Mose 1, 26) ein Beleg für die Dreieinigkeit Gottes, die darin angesprochen wird. Bezieht man diesen Plural jedoch auf Gott und seine Engel, so fällt dieser Beleg weg. In der deutschen Version wird hier ein starker Antagonismus zwischen Juden und Christen postuliert und antisemitisch formuliert, was bei Bodin nicht angelegt ist. Die deutsche Version nimmt damit eine mögliche Kopplung des Textes mit dem zeitgenössischen antisemitischen Diskurs wahr, die in der Vorlage nicht nachvollzogen wird, und schiebt damit den eigentlichen Argumentationszusammenhang des Textes auf: In der französischen Version hat diese Passage eine Belegfunktion (nach Toulmin: *Backing*) für die Aussage der Zwischenstellung des Menschen zwischen der materiellen und geistigen Welt, ohne inhaltliche Implikationen für jüdisch-christliche Differenzen, diese werden erst im *Teuffelsheer* problematisiert.

Die *Démonomanie* steht mit dieser Betonung der Zwischenstellung des Menschen in der Tradition des neuplatonischen Diskurses der Frühen Neuzeit, der im Folgenden kurz skizziert werden soll. Die Mittelstellung des Menschen bzw. der menschlichen Seele in der Schöpfung findet sich bereits bei Ficino. Bei ihm hat der Mensch in der Hierarchie der Seelen die tiefste Position inne, in der Hierarchie der Körper jedoch die höchste.¹⁷ Am prominentesten und für das 16. Jh. und dessen Magiediskurs am einflussreichsten vertritt diesen Standpunkt Pico della Mirandola.¹⁸ Der Mensch ist von Gott in den Mittelpunkt der Welt gestellt worden, „in mundi positum meditullio“.¹⁹ Diese Positionierung ist bei Mirandola auf der vertikalen Skala der Kette alles Seienden zu verstehen.²⁰ Der Mensch ist der Mittler zwischen den Geschöpfen, vertraut mit den Wesen über sich, und dabei Herrscher über die unter ihm stehenden, „creaturarum internuntium, superis familiarem, regem inferiorum“.²¹ Diese Position rührt von seiner Natur her: Als das Werk der Schöpfung vollendet war, wünschte sich Gott jemanden, der den Sinn des Werkes erfassen, die Schönheit lieben und die Größe bewundern könne. Daher beschloss er, nachdem alle Dinge vollendet waren, den Menschen zu erschaffen. Es gab jedoch zum einen kein Bild mehr, nach dem er den Menschen hätte schaffen können, es gab

¹⁷ Vgl. Mebane, John S. *Renaissance Magic and the Return of the Golden Age. The Occult Tradition and Marlowe, Jonson, and Shakespeare.* Lincoln/ London, University of Nebraska Press: 1989, hier S. 22.

¹⁸ Vgl. auch im Folgenden: Thimme, Eva Maria. *Maritare Mundum. Cabala im Werk von Giovanni Pico della Mirandola, Johannes Reuchlin und Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim.* Diss. Berlin: 2006. URL: http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_00000002503 [30. 03. 2009]; S. 18-28.

¹⁹ Ich zitiere die Ausgabe: Giovanni Pico della Mirandola. *Oratio de hominis dignitate. Rede über die Würde des Menschen.* Herausgegeben und übersetzt von Gerd von der Gönna. Stuttgart, Reclam: 1997; hier: S. 8.

²⁰ Diese Hierarchie in der Schöpfung findet sich auch in Bodins *Theatrum*, vgl. dazu Kap. 2. Die Betonung der Zwischenstellung des Menschen findet sich bereits bei Thomas von Aquin, vgl. dazu als Überblick: Finance, J. *Les degrés de l'être chez Saint Thomas D'Aquin.* In: Ales Bello, Angela (Hg.) *The Great Chain of Being and Italian Phenomenology.* Dordrecht, Reidel: 1981 [= *Analecta Husserliana XI*]; S. 51-58.

²¹ Mirandola, *Oratio*, S. 4.

auch in den Schatzkammern nichts mehr, was man ihm als Erbe hätte geben können, und es fehlte der Sitz für diesen im Kosmos, alles war bereits voll.

Sed opere [das Werk der Schöpfung] consummato desiderabat artifex esse aliquem, qui tanti operis rationem perpenderet, pulchritudinem amaret, magnitudinem admiraretur. Idcirco iam rebus omnibus [...] absolutis de producendo homine prostremo cogitavit. Verum nec erat in archetypis, unde novem subolem effingeret, nec in thesauris, quod novo filio hereditarium largiretur, nec in subselliis totius orbis, ubi universi contemplator iste sederet. Iam plena omnia [...] ²²

Für diese dreifache Unbehaustheit des Menschen findet Gott eine „Verlegenheitslösung“.²³ Er gibt dem Menschen keine spezielle Gabe mit, sondern lässt ihn an allem teilhaben, über das die übrigen Geschöpfe nur je teilweise verfügen. Anstelle eines festen Platzes schenkt er ihm die Freiheit, seinen Platz ohne Beschränkungen, nach seinem Willen, in dessen Hände er gelegt wird, selbständig zu wählen: „Tu nullis angustiis coercitus pro tuo arbitrio, in cuius manu te posui, tibi illam [naturam] praefinies.“²⁴ Es gibt kein festes Urbild, nach dem der Mensch geschaffen wäre, alles beruht auf seiner eigenen freien Entscheidung. Er kann sich nach unten zu den Tieren hin wenden, oder nach oben in die göttliche Sphäre, wo er aus seinem Willen heraus wiedergeboren werden kann („Poteris in inferiora, quae sunt bruta, degenerare, poteris in superiora, quae sunt divina, ex tui animi sententia regenerari“).²⁵ Die bereits in der Bibel angelegte Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott (vgl. 1. Mos. 1, 27) steht bei Mirandola somit in verstärkter Form allein auf der Basis des menschlichen Willens.

Diese Betonung des freien Willens wird so weit getrieben, dass dem Menschen in seiner Wahlfreiheit die Potenz zugesprochen wird, am Ende in seiner Positionierung sogar die Engel zu übertreffen.²⁶ Der Mensch ist ein Chamäleon,²⁷ ein erhabenes göttliches Wesen, gekleidet in menschliches Fleisch, „humana carne circumvestitum“.²⁸ Es ist dabei jedoch auch zu beachten, wie Kristeller betont,²⁹ dass sich diese Schöpfungsszene vor dem Sündenfall abspielt (was auch Bodin und mit ihm Fischart betont, vgl. B, pag. 63r; F 1591, S. 9), also bevor die Sünde in die Welt kommt und die enge Beziehung von Gott und Mensch verstellt. Doch auch der Sündenfall erscheint bei Mirandola als reversibel, der Mensch kann sich durch

²² Mirandola, Oratio, S. 6.

²³ Thimme, *Maritare Mundum*, S. 19.

²⁴ Mirandola, Oratio, S. 8.

²⁵ Ebda.

²⁶ Mirandola, Oratio, S. 12.

²⁷ Mirandola, Oratio, S. 10.

²⁸ Mirandola, Oratio, S. 12.

²⁹ Vgl. Kristeller, Paul Oskar. *Eight Philosophers of the Renaissance*. Stanford, Stanford University Press: 1964; hier S. 67.

seinen Willen gewissermaßen in einen prälapsalen Zustand zurückversetzen. Als Mittel dazu identifiziert Mirandola die Kabbala:

Magie und *cabala*, die menschlichen Wissenschaften, waren die Instrumente des Menschen, die *divinità* sich anzueigen bzw. im souveränen Umgang mit ihnen das Bewußtsein von der eigenen Göttlichkeit zu entwickeln, und umgekehrt gab das Wissen wie das Bewußtsein von der menschlichen *divinità* die Gewißheit, für diese Wissenschaft begabt, zu höchster Weisheit berufen zu sein.³⁰

Die enge Verknüpfung von Magie und Kabbala, die Mirandola formulierte und die für das 16. Jh. zentral wurde, ist im Neuplatonismus des 15. Jhs. noch stark christlich geprägt: Der Mensch hat aufgrund seiner Mittelposition die Aufgabe, auf der Grundlage seiner Entscheidungen aktiv zu werden, Kabbala und Magie erscheinen hier als Mittel zum Zweck.³¹

Da der Mensch in der Lage ist, über die Kabbala Magie zu bewirken, stellen diese Überlegungen Mirandas die philosophische Grundlage für den Magiediskurs in der Renaissance dar. In radikalierter Form und auch nicht notwendigerweise gebunden an den christlichen Hintergrund, der bei Ficino und Mirandola noch deutlich zu spüren ist, findet er sich in Agrippas *De occulta philosophia libri tres* wieder. Hier werden viele Beispiele von eigennütziger und perverser Magie geschildert, und auch die praktischen Anleitungen geliefert, die bei seinen Vorgängern fehlen.³²

Die *Démonomanie* bewegt sich frei und ohne Berührungängste in diesem neuplatonischen Diskursfeld und zitiert verschiedene Positionen, auch wenn sich, wie im Beispiel durch eine Parenthese Fischarts gezeigt, z. B. im Hinblick auf christliche Dogmen Probleme ergeben können. Der Text reagiert vehement, wie gezeigt, auf Passagen, in denen der Renaissance-Neuplatonismus mit seinem Verständnis der Kabbala ins Magische abzudriften droht. Diese Schmerzgrenze ist bei Agrippa von Nettesheim als herausragendstem Exponent des magischen Denkens in der ersten Hälfte des 16. Jhs. erreicht. Dessen Ansichten und Schriften werden von beiden Autoren konsequent verworfen. Die deutsche Übertragung macht dies mehrfach an den Stellen explizit, wo die französische Vorlage den Namen diskret verschweigt. An einer Stelle identifiziert Fischart den bei Bodin namenlosen „maistre en l'art Diabolique“ (B, pag. 19v) eindeutig: „Er verstehet hie *Cornelij Agrippae Occultam Philosophiam*, zu Cölln und Leon gedruckt.“ (F 1581, 91; 1591, 24). An einer anderen Stelle verschweigt Bodin den Namen ausdrücklich, um dessen gottlose Ansichten nicht weiter fortzupflanzen: „[...] les liures du grand docteur en l'art Diabolique, que ie ne nommeray point,

³⁰ Thimme, *Maritare Mundum*, S. 49.

³¹ Vgl. zu dieser Aufgabe des Menschen Thimme, *Maritare Mundum*, S. 29-45.

³² Vgl. Mebane, *Renaissance Magic*, S. 53-60.

pour le desir que i'ay d'enseuelir son impieté à iamais“ (B, pag. 51v). Fischart vermerkt hier in der ersten und zweiten Auflage in einer Marginalie zumindest noch das Akronym „Cor. Agr.“ (F 1581, 204; 1586, 199), die dritte Auflage nimmt den Fließtext jedoch ernst, verschweigt den Namen vollständig und tilgt die Marginalie (vgl. F. 1591, 66).

Der Gedanke der menschlichen Zwischenstellung, den bereits Mirandola der Kabbala-Tradition entnimmt, spielt für die juristische Argumentation der *Dämonomanie* eine zentrale Rolle. Nur durch die sich so ergebende Wahlfreiheit *ad bonam* oder *ad malam partem* erhält seine Definition der Zauberer, die sich auf den wissentlichen und vorsätzlichen Entschluss einer Person stützt,³³ ihre volle Schlagkraft und Anschlussfähigkeit im juristischen System. Eine Hexe, die aufgrund ihrer gefallenen Natur nicht in der Lage ist, den Geist Gottes und seine Lehren zu erkennen und sich daher falsch verhält, würde für die Urteilsfindung ein nicht unerhebliches Problem darstellen.³⁴

Dieser Gedanke des freien menschlichen Willens bereitet für die *Dämonomanie*, die durch die Übertragungstätigkeit Fischarts sehr viel stärker in ein konfessionspolemisches Diskursfeld eingebunden ist, verständlicherweise erhebliche Probleme. In der bereits herangezogenen und von Fischart kritisierten Textstelle betont Bodin den freien Willen des Menschen mit Rückgriff auf Maimonides und alle Hebräer. Angesichts dieser Autoritäten besteht kein Zweifel an der Aussage: „[...] Moysse Maymon dict, que tous les Hebreux sont d'accord, que l'homme a le franc arbitre,& que celà n'est point en doute“. (B, pag. 8v). Dieser Satz wird in der deutschen Version mit übertragen, es folgt jedoch ab der 1586er-Auflage ein längerer Einschub, der die protestantische Position dazu verdeutlicht:

[H]ie ist der Leser abermal zuerinnern/ daß der die vom Authore angezogen Spruch/ zu behauptung des freien willens wol bewäre. Dann der Heiligen Schrift gemäß zureden/ wie kan der gefallen Mensch sich von sich selber aufrichten/ was soll der guts wehlen/ dessen dichten/ trachten vnnd gelüst böß ist/ wie kan fleisch das Geistlich erkennen/ wie kan die Vernunft vrtheilen/ die man soll gefangen nemmen/ vnnd die da wandlen inn eitelkeit ihres Sinns? wie kan diser erkennen/ was gerecht ist/ der da mangelt der vrsprünglichen angeschaffnen gerechtigkeit/ vnnd keins wegs weißt die Gerechtigkeit die für GOTT gilt: wie kann der Tod/

³³ Vgl. B, pag. 1r: „Sorcier est celuy qui par moyens Diaboliques *scienment* s'efforce de paruenir à quelque chose.“ (Hervorhebung JS).

³⁴ Dieser Gedankengang findet sich freilich, soweit ich sehe, im protestantischen dämonologischen Diskurs nicht wieder. Als markantes Zeichen wurde hier im Sinne einer „Spiritualisierung“ des Delikts der Abfall von Gott und die Bereitschaft, dem Teufel zu dienen, zum zentralen Vorwurf. Auswirkungen eines möglichen Schadenszaubers wogen hier weniger als in katholischen Dämonologien, sie wurden häufig als Strafe Gottes gedeutet. Vgl. dazu Rummel/ Voltmer. Hexen und Hexenverfolgungen, S. 63f. Die größte Differenz zwischen katholischem und protestantischem dämonologischen Denken bezieht sich auf die Frage möglicher Gegenmittel und Exorzismen, wobei katholischen Geistlichen dabei ein weit größeres Arsenal an Hilfsmitteln zur Verfügung steht als protestantischen. Vgl. dazu Clark, Thinking with Demons, S. 526-545; zu dämonologischen Elementen im Protestantismus des 16. Jh. vgl. ebda., S. 489-508.

oder der entfrembdt ist vom Leben vrtheilen vom Leben/ die Finsternuß/ oder deren Sinn vom Gott diser Welt verblindt sind/ vom Liecht? wann nicht der Morgenstern inn den Herten ist auffgangen? Wie wirdt das irrig Schaaf sich selber suchen/ finden vnd binden? wie kann der Sünden Leibeiger knecht/ ein Freiherr sein/ der werde dann frey gemacht. Sie sagen wol/ sie erkennen Gott/ aber mit den Wercken verleugnen sie ihn: derwegen ist der alt vnnd new Mensch zu vnderscheiden/ der Saulus von Paulo/ der vngewaschen vnbekehrt Mor/ von dem/ vom Apostel Philippo getaufften Moren. Kurtzumb der Mensch muß durch den Glauben auß gnaden mit dem Heiligen Gest erschaffen sein/ vnd zum bild Gottes verkläret vnd wider/ geboren/ vnnd also klug werden: dann wie kan er antworten/ wann man ihn rufet? S. Paulus sagt zun Philippern/ Gott ists/ der inn euch wirckt beide das wöllen (wehlen) vnd das thun/ nach seim wolgefallen: der nimpt vnser gemüt vnnd willen vnder den gehorsam des Glaubens gefangen: vnd welcher Ackermann wirdt einernden/ der nichts zuvor gesäyet hat? Ja auch die eusserlichen werck geschehen nit ohn Gottes hülf/ wie S. Jacobus saget am 4. cap. Die ir nun sagt/ Heut oder Morgen wölln wir gehen inn dies ider jene Stadt/ die ihr doch nicht wußt/ was morgen sein wird// dafür ihr sagen soltet/ So der Herr will/ vnd so wir leben/ wöllen wir diß oder das thun. (F 1586, S. 63f; F 1591, S. 10)

Auf die große intellektuelle und inventorische Dispositionsfreiheit reagiert Fischart mit protestantischer Strenge und setzt den Text damit in das Feld der konfessionellen Auseinandersetzungen. Bodin betont die Freiheit des menschlichen Willens jedoch nicht aus einer konfessionell zugespitzten katholischen Perspektive, sondern vor dem Hintergrund des Renaissance-Neuplatonismus. Dementsprechend zitiert er auch nicht z. B. Erasmus, der die Debatte um den menschlichen Willen mit Luther in der ersten Hälfte des 16. Jhs. angestoßen hatte und sich für die Darstellung der katholischen Seite eignen würde, sondern jüdische Quellen. Der Text nimmt somit zumindest provisorisch einen Standpunkt außerhalb der konfessionellen Debatten ein. Dass er an dieser Stelle von den Auseinandersetzungen wieder eingeholt wird mag als Beispiel gelesen werden, dass der religiöse Ireniker Bodin als Ausnahmeerscheinung seiner Zeit zu sehen ist.

Diese Passage ist das heftigste Beispiel für Kritik an der Vorlage, die sich in Fischarts Bearbeitung finden lässt. Die zugrunde liegende neuplatonische Position, die Zwischenstellung des Menschen, erscheint dabei offenbar problemlos, auch wenn sie, konsequent weitergedacht, dem protestantischen Dogma von *sola gratia* widerspricht.³⁵ Die Übertragung reagiert erst, dann jedoch mit Vehemenz, wenn protestantische Grundpositionen innerhalb der konfessionellen Auseinandersetzungen gefährdet scheinen. Hier bietet der französische Text über den Topos der Wahlfreiheit des Menschen die Möglichkeit, einen protestantisch-konfessionspolemischen Diskurs anzuknüpfen, auch wenn der Renaissance-Neuplatonismus

³⁵ Vgl. Kristeller, *Eight Philosophers*, S. 67.

des 15. Jhs., auf dem hier die französische Version fußt, schon allein aus Gründen der Chronologie keinen direkten Bezug zu den konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jhs. haben kann.

Dass diese Kopplung ein derart vehementes Eindringen der konfessionellen Auseinandersetzungen ermöglicht, erklärt sich aus der hohen Funktionalität des konfessionellen Diskurses, der im Umfeld von Fischart zu diesem Zeitpunkt erneut aktualisiert wurde: 1577 wurde die *Formula concordiae*, die Konkordienformel, als letzte symbolische Schrift der lutherischen Kirche gedruckt. Darin wird auch die Thematik des unfreien menschlichen Willens noch einmal ausdrücklich betont. Es ist kein freier Wille möglich, denn

[d]er natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht begreifen, wann er wird von geistlichen Sachen gefragt. [...] Desgleichen gläuben, lehren und bekennen wir, daß des Menschen unwiedergeborener Wille nicht allein von Gott abgewendet, sondern auch ein Feind Gottes worden, daß er nur Lust und Willen hat zum Bösen und was Gott zuwider ist, wie geschrieben stehet: **Das Dichten des Menschen Herzen ist böß von Jugend auf. Item: Fleischlich gesinnet sein ist eine Feindschaft wider Gotte, sintemal es dem Gesetz nicht unterthan ist, denn es vermag es auch nicht.** Ja so wenig ein todter Leib sich selbst lebendig machen kann zum leiblichen irdischen Leben, so wenig mag der Mensch, so durch die Sünde geistlich todt ist, sich selbst zum geistlichen Leben aufrichten.³⁶

Die Rezeptionsgeschichte dieser Konkordienformel ist sehr komplex und kann hier nicht weiter dargestellt werden. Durch ihre Aufnahme in das Konkordienbuch von 1580 erfuhr sie eine weite Verbreitung, gleichzeitig gab es jedoch sehr viele Stimmen gegen sie.³⁷ Dass gerade in Straßburg Jakob Sturm, der Rektor des dortigen Gymnasiums, das auch Fischart besuchte, jahrelang Widerstand gegen die Formel geleistet hat,³⁸ mag als Beleg dafür dienen, dass die Konkordienformel und die darin festgeschriebenen lutherischen Dogmen in den 1580er Jahren in Straßburg sehr präsent waren.

Das profilierte konfessionspolemische Schaffen Fischarts überträgt sich also auf die *Dämonomanie*. Über die Thematik der Vorlage, der Wahlfreiheit, geht er im Zitat hinweg, indem er zusätzlich betont, dass die „eusserlichen werck [...] nit ohn Gottes hülf“ geschehen. Rechnet man noch dazu, dass er angibt, hier „der Heiligen Schrift gemäß“ zu reden, sind die lutherischen Schlagwörter *sola scriptura*, *sola fides* und *sola gratia* mit diesem Verweis auf die menschlichen Werke vollständig abgearbeitet. Nachdem also der Topos der Wahlfreiheit

³⁶ Konkordienformel Kap. II, zitiert nach: <http://www.theology.de/downloads/1577/konkordienformel.doc> [25.03.2009], Hervorhebungen ebda.

³⁷ Vgl. Wallmann, Johannes. Lexikonartikel „Konkordienbuch“ in: RGG, Bd. 4, Sp. 1603 – 1604.

³⁸ Vgl. Wallmann, Johannes. Lexikoneintrag „Konkordienformel“ in: RGG, Bd. 4, Sp. 1604-1606; hier: 1606.

als Kopplungspunkt für konfessionelle Kontroversen funktioniert, spult sich, unabhängig vom Kontext der Vorlage, eine Reihe von protestantischen Schlagwörtern ab. Die Parenthese orientiert sich dabei an deren Logik und nicht mehr am argumentativen Verlauf der Vorlage. Ähnlich wie im Falle der Exempelverwendung zeigt sich auch hier die Sprengkraft der Eigenlogik der verschiedenen Elemente, die in den kombinatorischen Verfahren der Textproduktion herangezogen werden:

The resistance of alien fragments within a new formal context tends to disrupt the movement of the text towards a stable meaning, and thus draws attention to the mode of operation rather than to the product of the writing system. [...] Thus [texts] inevitably represent copia, or the cornucopia, as a centrifugal movement, a constantly renewed system of their origins.³⁹

Bezüglich der Tendenz von enzyklopädischer Topik hin zu einer größtmöglichen Wissensfülle kann diese Stelle als Beleg für die Überfülle an Fakten und auch Verweismöglichkeiten gelesen werden, die immer wieder mit dem Streben des Textes nach formaler Geschlossenheit kollidieren. Diese zentrifugale Tendenz, die ständig präsente Option der Ausfächerung des Textes entlang topischer Verweismöglichkeiten,⁴⁰ zeigt sich immer wieder in den noch folgenden Beispielen.

Die konfessionelle Thematik zeigt sich in dieser Parenthese auch auf einer sprachlich-stilistischen Ebene. Entgegen der sonstigen Diktion im *Teuffelsheer*, die sich eher durch komplexe und stellenweise sehr verschachtelte hypotaktische Strukturen auszeichnet, arbeitet der Text hier mit einer langen Reihung von syntaktischen Parallelismen, so dass er eher an eine Predigt als an ein wissenschaftliches Werk erinnert. Im Gegensatz zu den bei Fischart vertrauten Ketten, die sich auch in der *Dämonomanie* finden, verknüpft er hier keine einzelnen semantischen Einheiten sondern komplette Satzstrukturen in der Form rhetorischer Fragen. Der Text ändert in dieser Parenthese seine rhetorische Strategie im Hinblick auf das angestrebte *Movere*. Während er ansonsten recht genau der Konzeption Agricolas folgt, die das *Docere* als zentrale Funktion menschlicher Sprache ausmacht, und weitere Funktionen als sekundäre Ableitungen definiert,⁴¹ führt er hier eine Reihe rhetorischer Tropen auf, die beim

³⁹ Cave, Terence. *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance*. Oxford, Clarendon Press: 2000 [erstmalig 1979]; S. 182.

⁴⁰ Wobei sich hier Parallelen zeigen zur der Lesart, die Barthes als sternförmige Auflösung des Textes bezeichnet, vgl. Barthes, *S/Z*, S. 17. Ähnlich wie Barthes (wenn auch in der Diktion sehr viel vehementer) schreibt sich hier ein Leseprozess in den Text ein, die am „bestirnten Text“ (S. 18) verschiedene Konstellationen nachzeichnet (wobei zu bedenken ist, dass im vorliegenden Fall durch dieses Nachzeichnen kein Kommentar wie im Falle Barthes entsteht, sondern dass sich diese Änderungen direkt in den betrachteten Text in seiner neuen Form einschreiben).

⁴¹ Vgl. dazu Agricola, *De inventione*, Kap. I, 1; S. 8-13.

Rezipienten letzten Endes die erwünschte Leidenschaft (*Affectus*) erzeugen sollen, die zur Überzeugung führen kann (auch wenn hier nur wenige Register des zur Verfügung stehenden Apparates gezogen werden).⁴² Der Text, der ansonsten zumeist im *Genus humile* verbleibt (auch wenn sich hier durchaus eine Vielzahl von Mechanismen zeigt, die mit schlichten Tatsachenschilderungen nichts mehr zu tun haben, und eher in Richtung *Genus mixtum* weisen), wird hier durch eine mit Affekten aufgeladene Passage ergänzt, die sich dem *Genus grande* annähert.⁴³ Hier spiegelt sich die Wucht der konfessionellen Streitigkeiten des 16. Jhs., die nicht mehr in einer an Bodins nüchternen Stil⁴⁴ orientierten Diktion aufgefangen werden kann.

Auffallend sind auch die Überschneidungen in den Motiven zur zitierten Stelle der Konkordienformel. Beide Texte verwenden die Metapher der Fremdheit des Todes zum Leben, um die Entfernung zwischen Mensch und Gott zu markieren und beide rekurren auf dasselbe Bibelzitat: „[...] denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“ (1. Mos 8, 21). Angesichts von Jakob Sturms Widerstand gegen den Text ist zwar davon auszugehen, dass Fischart mit der Konkordienformel vertraut war, ein simpler Quellenbezug soll hier jedoch nicht postuliert werden. Diese Überschneidungen sind vielmehr ein Hinweis darauf, dass der Text in dieser Passage auch über die verwendeten Motive und Zitate in den Diskurs protestantischer Publizistik gestellt wird.⁴⁵

Diese Parenthese greift, wie in der Vorwarnung an die Leser angekündigt, redigierend in den Text ein. Sie ist dabei zugleich eines der sehr wenigen Beispiele, wo eine solche Textredaktion stattfindet, die meisten der übrigen Parenthesen beziehen sich nicht in dieser kritischen Form auf den Text selbst. Durch diesen Versuch, das Publikum vor gewissermaßen kryptokatholischen Inhalten zu bewahren und protestantische Dogmen zu erhalten, wird der Verweisungshorizont des Textes beschnitten. Die ekklektische Freiheit, mit der sich die *Démonomanie* für die Inventio bei einer Vielzahl von verschiedenen philosophischen und religiösen Strömungen bedient und die ihrerseits beim Rezipienten vielfältige und nur

⁴² Vgl. zu dieser Verbindung von Tropen, Tatsachenschilderungen und *Movere* Ueding, Gert, Bernd Steinbrink. Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 4. Auflage, Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2005; S. 281-283.

⁴³ Vgl. zur Konzentration frühneuhochdeutscher Fachtexte auf das *Genus humile*, hier im Hinblick auf Kräuterbücher, Habermann, Mechthild. Deutsche Fachtexte der frühen Neuzeit. Naturkundlich-medizinische Wissensvermittlung im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache. Berlin/ New York, de Gruyter: 2001; S. 224-244.

⁴⁴ Vgl. dazu Wagner, R. Léon. Le vocabulaire magique de Jean Bodin dans la *Démonomanie des Sorciers*. In: Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance 10 (1948); S. 95-123; hier S. 99.

⁴⁵ Dass diese protestantische Thematik sich subkutan bereits vor der zweiten Auflage, aus der das Zitat stammt, im Text findet, belegt z. B. ein kürzerer Zusatz, der sich schon in der ersten Auflage findet. Hier werden verschiedene abwegige Tendenzen bei der Erstellung von Horoskopen aufgezählt, direkt nach dem versuchten Horoskop Christi findet sich der Verweis auf Luther: „...vnd Luther hat ihnen notwendiglich auß Gestirnigem zwang ein Ertzketzer werden müssen/ dieweil der ein Planet ihm ein Königreich/ doch ohn ein Scepter/ angedeutet vnd zugewiesen habe“ (F 1591, S. 42). Beide Horoskope werden dabei ironisch markiert.

schlecht zu kontrollierende Anschlussmöglichkeiten ergeben, können im *Teuffelsheer* im Hinblick auf problematische jüdische Inhalte und auf die Thematik des freien Willens nicht vollständig unterstützt werden. Um jedoch die inventorischen Prozesse aufrecht zu erhalten, wird der oft verdächtig erscheinende neuplatonische Hintergrund geduldet. Es findet keine Tilgung der problematischen Stellen statt, sondern eine (wenn auch heftige) Kommentierung. Auf der anderen Seite ist diese Passage ein Beispiel für die vielen funktionalen Kopplungen, die sich zwischen verschiedenen Topoi des Textes und dem zeitgenössischen Diskurs ergeben können. Fischart verwendet diese Anschlussmöglichkeiten nicht nur für protestantisch gefärbte Einwände (die, wie gezeigt, über die Textintention der Vorlage hinausgehen können), sondern auch, indem er die angebotenen topischen Ordnungsschemata weiter mit Daten anfüllt, was im Folgenden dargestellt werden soll.

17. 2 Inhaltliche Ergänzungen

Eine große Gruppe von Parenthesen besteht aus inhaltlichen Ergänzungen, die dem Text ohne weitere Wertung hinzugefügt werden. Der Text folgt hier konsequent der Logik einer enzyklopädischen Topik, die auf eine im Prinzip unbegrenzte Akkumulation von Fakten und Daten hin ausgerichtet ist. Diese Struktur ist bereits in Bodins *Démonomanie* angelegt, das *Teuffelsheer* führt sie an vielen Stellen in radikalierter Weise fort.

Ein typisches Beispiel ist der längere Hippomanias-Exkurs in I, 4. Bodin nennt diese Substanz, freilich ohne sie im eigentlichen Sinne zu thematisieren. Sie spielt im argumentativen Kontext der *Démonomanie* keine größere Rolle, der Begriff fällt hier am Rande der Erklärung des Begriffes „Pharmakides“ für Hexen bzw. Zauberer. Die Bezeichnung kommt aus dem Griechischen und wird dadurch motiviert, dass Hexen bzw. Zauberer häufig (wie Chemiker oder Alchemisten) verschiedene Substanzen (z. B. zur Zubereitung von Gift) mischen. Bodin weist dies über Aristoteles nach: „[...] mesmes Aristote appelloit en son vulgaire [...] les Sorcieres φαρμακίδες, comme on peut voir au liure 6. chapitre 18.& au liure 9. chapitre 17. de l'histoire des Animeaux, où il dit que les Sorcieres se seruent de l'Hyppomanes.“ (B, pag. 21v): Aristoteles nennt in seiner Umgangssprache die Zauberer Pharmakides, wie man in seiner Geschichte der Tiere in Buch 6, Kap. 18 sowie Buch 9, Kap. 17 sehen kann, wo er sagt, dass sich die Zauberer der Hippomanes⁴⁶ bedienen.

Die Übertragung von Fischart koppelt an diese Stelle eine ausführliche Beschreibung

⁴⁶ Bodins Schreibung „Hyppomanes“ entspricht hier nicht dem Griechischen, wo kein Ypsilon, sondern ein Iota steht.

dieser Substanz, da „Hippomanes“ im dämonologischen Diskurs ein recht bekanntes Mittel zu sein scheint:

(Hippomanias heißt zwar Hengstwut/ aber was es eigentlich sey/ das steht noch heutigs tags im zweiffel: Dann etlich schreiben/ es sey ein stücklein Fleisch/ welchs den Jungen Füllen an der Stirnen wachs/ etlich sagen auff der Zungen/ etlich inn den Lenden/ zwischen dem geschröt/ welches ir Miltz soll sein/ ungefährlich so groß als ein dürre Feigen: vnd so bald die Stut gefolet hat/ so beißt sie es hinweg vnnnd verschlinds: Vnnnd so sich etwann begeb/ daß man zuuor dem Füllen solchs hinweg neme/ so laß die Stut solchs Füllen nit mehr saugen/ sondern wend alle lieb von ihm ab. Ja etlich schreiben/ wann es dem Füllen nicht genommen würde/ so würde es vor geilheit schellig/ wütig vnd vnbändig. Etlich haltens für ein Gifftartig feuchtigkeit/ die auß der Stuten Geylin fleußt/ wann sie brünstig ist: welche/ wann man sie auffangt/ vnnnd es einem Hengst fürhalt/ oder sprengt ihme das futer darmit/ so wird er hefftig zum sprung gereizt: vnnnd wanns dem Menschen inn Leib kompt/ so machts ihn liebwürdig/ vnnnd Viechisch brünstig: Dann es ist so seltsam/ das mans auch nirgends einfassen kan/ dann in ein Stuthuf. Darumb helt mans für Vnholdwerck. Etlich aber halten diß vom Miltz/ das es auff der Zungen/ oder zwischen dem Geschröt/ oder an der Stirnen wachs/ für tandmären/ vnd meinen es sey ein Kraut/ welchs Hengsttobigkeit heisse/ vnnnd die Pferd/ wann sie es essen/ gedachter gestalt tobend macht. Es sey nun was es wölle/ die ungewißheit zeugt genug/ das nit vil wars dran sey. Wie dann die Zauberer vnd Hexen gern/ gleich wie ihr Meister/ mit solchen eingebildten fantasieen vmbgehen [F 1591, S. 27; 1581, S. 107f.] (wie im Alraun vnd Waldfahren zusehen.) [F 1586, S. 105]⁴⁷

Fischart sprengt hier in mehrfacher Hinsicht Bodins Vorlagentext auf, indem er gründlich auf die problematische Begriffsbestimmung eingeht. Im Prinzip geschieht dies im Dienste der *Perspicuitas*, da so möglicherweise unbekannte Begriffe definiert werden. Ganz im Sinne der Problematik der Überfülle, *Caves Cornucopia*, wird die Textrezeption gleichzeitig wieder erschwert, weil damit eine Anhäufung von für die Argumentation zweitrangiger Fakten den Text verstellen.

Der Text versammelt zunächst unkommentiert eine ganze Reihe verschiedener Deutungen und verschiebt damit den Schwerpunkt dieser Passage weg von einer Belegfunktion für „Pharmakides“ hin zu einer Thematisierung der fraglichen Substanz, die in magischen Zusammenhängen offensichtlich eine zentrale Rolle spielt. Das *Teuffelsheer* geht dabei in seinen Ausführungen weit über den aristotelischen Prätext hinaus. Bei Aristoteles steht Hippomanes zum einen für die Rossigkeit von Stuten (angesichts der Etymologie durchaus plausibel), zum anderen auch für etwas nicht näher Bestimmtes, das auf den Jungen der

⁴⁷ Der letzte Zusatz über die Alraunen und das Waldfahren werden der Parenthese ab der zweiten Auflage hinzugefügt.

Pferde auftaucht (ohne dass dies genauer beschrieben wird).⁴⁸ Es findet sich darüber hinaus die Bedeutung als Ausfluss einer Stute zur Paarungszeit. Diese Begriffsdefinition wird von Fischart ergänzt und ausgebaut, wobei er sehr viel stärker den magischen Charakter des Hippomanes betont. Es finden sich daher verschiedene Parallelen zur Beschreibung in Agrippas *De occulta philosophia*, der auch genauer das Gewächs auf den Pferdefohlen darstellt: Das Fleischstückchen Hippomanes ist unter Zauberern sehr bekannt, es ist von der Größe einer Feige, von schwarzer Farbe, und erscheint auf der Stirn neugeborener Pferde von schwarzer Farbe. Wenn es die Mutter nicht sofort verschlingt, hat sie einen dem Kind zutiefst abgeneigten Geist und nährt es nicht. Wegen dieser Kraft kann es zur Liebe aufstacheln, wenn es zu Pulver verarbeitet und mit dem Blut des Liebenden diesem in einem Becher zum Trinken gegeben wird. Es gibt auch ein weiteres, Hippomanes genanntes Gift, welches aus der Scham rossiger Stuten fließt.⁴⁹

Est & hippomanes carnicula, inter ueneficia haut parum famosa, caricae magnitudine, colore nigro, quae in fronte nascentis pulli equini apparet: quam nisi statim mater uorauerit, animum à filio penitus auersum habet, & foetum non alit: ob hoc maximam uim eius ad amorem concitandum ferunt, quando in pulureum uersa con amantis sanguine propinatur in poculis. Est & aliud ueneficium quod eodem nomine hippomanes dicunt, uiris scilicet illud, quod ex equarum inguinibus defluit, quo tempore ferunt in amoris furorem [...].⁵⁰

Es zeigt sich, dass Fischart und Agrippa aus demselben Fundus an magischem Wissen schöpfen (ohne dass dabei postuliert werden soll, dass Fischart hier Agrippa zitiert),⁵¹ wobei die Ausführungen im *Teuffelsheer* sogar ausführlicher sind als die Agrippas. Allerdings distanziert sich der Text deutlich von diesen Theorien: Die Widersprüche in den Deutungen zeigen, dass sich nichts Sinnvolles hinter diesen Substanzen verbergen kann. Es ist generell die Art von Zauberern, Hexen und dem Teufel, sich mit derartigen Phantastereien zu umgeben. Unterstützt wird diese Aussage ab der zweiten Auflage mit dem Verweis auf das Waldfahren und die Alraune, bei denen es sich ähnlich verhalte.⁵²

⁴⁸ „ἐπι τοῦ τικτομένου“, diese Stelle ist sehr vage gehalten. Verwendete Ausgabe: Aristotle. *Historia Animalum*. Herausgegeben und übersetzt von A. L. Peck. Cambridge, Harvard University Press: 1965; Bd. 2, S. 298-301, hier S. 298.

⁴⁹ Eine hilfreiche, wenn auch an einigen Stellen unsaubere Übersetzung wurde 1855/56 anonym bei Scheible in Stuttgart veröffentlicht (und seitdem mehrfach nachgedruckt). Eine durchgesehene Fassung davon bietet: Agrippa von Nettesheim. *Die magischen Werke*. Herausgegeben und eingeleitet von Marco Frenschkowski. Wiesbaden, Marix: 2008; hier: S. 118.

⁵⁰ Agrippa, *De occulta philosophia*, I, 42; S. XLVIII.

⁵¹ Die verschiedenen Theorien über Hippomanes haben sich teilweise bis in das 18. Jh. hinein gehalten. Einen ersten Überblick bietet: Steller, Walter. Lexikoneintrag „Hippomanes“ in: *HWdA*, Bd. 4; Sp. 73f.

⁵² Die Alraune nimmt im magischen Diskurs eine sehr zentrale Position ein, es findet sich eine große Menge von durchaus auch widersprüchlichen Ansichten. Sie ist daher ein sehr gutes Beispiel für die nicht belegbaren *fantaseien*, gegen die er sich wendet. Vgl. Marzell, Heinrich. Lexikoneintrag „Alraune“ in: *HWdA*, Bd. 1;

Fischart bietet hier keine wirkliche Erklärung des Begriffes, sondern beschränkt sich auf eine bewusst asyndetisch und verwirrend strukturierte *Enumeratio* verschiedener Deutungsansätze. Dazu steigert er die sich aus den verschiedenen Erklärungen ergebende Verwirrung, indem er am Ende nicht das Hippomanes über den Körper des Pferdes wandern lässt, sondern die anatomisch klar zu verortende Milz, die nun „ auf der Zungen/ oder zwischen dem Geschröt/ oder an der Stirnen“ wächst. Die Ausführungen Fischarts sind hier nicht als Definitionsansatz zu lesen, sondern im Sinne einer rhetorisch bewusst gesetzten *Refutatio*, als Darstellung der gegnerischen Argumentation zum Zwecke ihrer Widerlegung.⁵³ In dieser Funktion ist eine Darstellung, die sich nicht um *Perspicuitas* bemüht, durchaus sinnvoll, sie dient so als Illustration der Inkohärenz der Gegenseite. Als einzig belastbare Tatsache wird am Ende die enge Verbindung zur dämonischen Welt dargestellt, auch wenn Fischart mit dieser Passage durchaus einen kenntnisreichen und tiefen Einblick in den magischen Diskurs seiner Zeit bietet. Dabei ist jedoch auch dieser Exkurs an die topischen Strukturen des Textes, an mögliche Anknüpfungspunkte, gebunden, und auch hier wird, wie in anderen Passagen, die Textkohärenz gefährdet.

Sehr viel direkter zu verstehen ist Fischarts Exkurs in Buch IV, 5, das sich mit den juristischen Hintergründen der Hexenprozesse beschäftigt. Dieser Zusatz ist wohl der längste im gesamten Text und gleichzeitig die einzige Parenthese im fünften Buch (sowie einer der wenigen durch Absätze strukturierten Zusätze), in dem der deutsche Text sich ansonsten sehr eng an die französische Vorlage hält. Der Zusatz steht im Kontext einer längeren und ausführlichen Liste, die in mehreren Punkten die verschiedenen Laster der Hexen genauer darstellt und analysiert. Das elfte Laster hierbei ist der Kannibalismus der Hexen, besonders verwerflich ist dabei der Verzehr des Fleisches von Kindern. Bodin führt hierzu das Exempel eines Pariser Pastetenbäckers an, der in seinen Pasteten das Fleisch von erhängten Dieben verarbeitet haben soll und deswegen verurteilt und verbrannt wurde (B, pag. 199r f.). Während die *Démonomanie* danach weiter zum zwölften Laster geht, lagert sich im *Teuffelsheer* weiteres

Sp. 312-324. Einen (derzeit) recht guten Überblick über die kulturgeschichtliche Dimension der Pflanze bietet auch der Wikipedia-Eintrag: <http://de.wikipedia.org/wiki/Alraune> [24.02.2009].

Der Begriff „Waldfahren“ konnte hier nicht befriedigend geklärt werden. Er steht im Prinzip für eine Fahrt in den Wald, um Holz zu holen (vgl. Grimm, Wörterbuch, Bd. 13, Sp. 1123), aus dieser Kollision vom zivilisierten und unzivilisierten Welt ergeben sich eine Vielzahl von Sagen und Legenden. Möglicherweise spielt diese Stelle auch auf den Sagenstoff der „Wilden Jagd“ (als eine Fahrt durch den Wald) an, der in vielerlei Formen seit dem Frühen Mittelalter in Europa nachweisbar ist, und z. B. auch eine mögliche Keimzelle für den Gedanken der Ausfahrt der Hexen darstellt.

⁵³ In diesem Sinne wurde sie von Cicero und Quintilian verstanden, vgl. Ueding/ Steinbrink, Grundriß der Rhetorik, S. 265 sowie (mit tabellarischer Darstellung) Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik, § 262; S. 147-149.

Material zum Topos „Kannibalismus“ an:

(Auß disem grund möcht auch vielleicht der Königlich Cosmographus, Theuet in seiner Cosmography nicht vnfüglich das Mumiam, oder gebalsamiert Todtenfleisch/ so man für so köstlich Arznei auß den Egyptischen Gräbern holet/ vnnd darmit die sterbenden Lebendig zumachen vnderstehet/ gestrafft vnnd verworffen haben: Dieweil man neben dem Balsam welchen man fürnemlich suchet/ gewont/ die feißte⁵⁴ von Menschen/ die sich mit dem Balsam temperiert/ einzuschlucken vnnd also folglich Menschenfleisch zufressen. Wann man frisch Menschenschmaltz außerdem Leib zur stärckung der Glieder prauchet/ hat es ein ander ansehen. Aber [239] das ein Tod fleisch welches zuuor ein langwirige vnd villedicht Pestilenzische Kranckheit hat außgemergelt/ vnnd ihm alle krafft vnd safft entzogen/ vil lebens vnd gesundheit würcken solle/ das lautet/ als wolten die todten die lebendigen wecken.

Den Einstieg für Fischarts Parenthese liefert André Thevet (1502-1590), der Hofhistoriker und -kosmograph von Franz I. Fischart zitiert hier dessen *Cosmographie de Levant* (erstmalig 1554), in der er seine Reise nach Konstantinopel, Palästina und Ägypten beschreibt.⁵⁵ Hier schildert er in Kap. XLII („Des Sepultures des Egyptiens, Momies & Baume.“) verschiedene Techniken des Einbalsamierens und kritisiert die Praxis der Mediziner („les Apoticaire“), dieses Mumienfleisch zu verwenden.⁵⁶ Mumien waren in der Medizin der Frühen Neuzeit sehr beliebt, wobei der Begriff ein breites Bedeutungsspektrum umfasst und nicht nur im Sinne von mumifizierten Leichnamen zu sehen ist.⁵⁷ Es spielte auch eine gewisse Rolle bei der Zubereitung von Teriak, dem beliebten Allheilmittel seit der Antike.⁵⁸ Der Text stößt sich hier weniger an der zu seiner Zeit gängigen (und heute befremdlich erscheinenden) medizinischen Praxis, sondern mehr an der Annahme, dass das Fleisch von Toten den Lebenden helfen soll, angesichts der Überlegung, dass diese Toten ihrerseits bereits an etwas gestor-

⁵⁴ „Feißte“ steht für Fett, Grimm nennt hier auch eine Belegstelle in der Geschichtsklitterung, vgl. Grimm, Wörterbuch, Bd. 3, Sp. 1472.

⁵⁵ Vgl. dazu Lestringant, Frank. André Thevet. *Cosmographie des derniers Valois*. Genf, Librairie Droz: 1991; S: 33-64.

⁵⁶ Verwendete Ausgabe: Thevet, André. *Cosmographie de Levant*. Lyon, bei Jean de Tournes und Guillaume Gazeau: 1556 [Reprint Genf, Librairie Droz: 1985]; hier S. 155-159. Zur Entstehungsgeschichte des Textes sowie zu biographischen Daten Thevets vgl. die Einführung von Frank Lestringant im selben Band, S. X-LXXXI.

⁵⁷ So definiert es auch noch der Zedler unter Anderem als „schwarzes, hartes und hartziges Wesen von balsamirten Menschen-Cörpern herrührend, eines etwas scharffen und bitterlichen Geschmacks und guten Geruchs“, während unter dem Begriff sowohl ein aus Mumien „herausgeschwitzter balsamischer Saft“, als auch die zur Einbalsamierung verwendete Substanz und auch der balsamierte Leichnam selbst verstanden wird. Vgl. den Eintrag „Mumie“, Bd. 22; Sp. 735-745; hier Sp. 735f. Vgl. dazu auch mit weiteren Literaturangaben: Lux, Anne-Christin. *Die Drecksapotheke des Christian Franz Paullini*. Magisterarbeit, Münster: 2005; hier S. 23f. URL: http://www.volkskunde-rheinland-pfalz.de/drecksapotheke/pdf/paullini_magisterarbeit_vollst_ohne_abbildungen.pdf [16. 08. 2009].

⁵⁸ Vgl. zu einer Liste der Inhaltsstoffe den Artikel im Zedler dazu, vgl. Bd. 43, Sp. 1164 – 1223, sowie Kap. 10.2.

ben sein müssen. Aus dieser kraft- und saftlosen Substanz könne kein potentes Arzneimittel gewonnen werden.

Der zweite Absatz konzentriert sich auf das grausame Vorgehen der Spanier in der neuen Welt:

Es möchten auch velleicht die Spanier/ auß obberührtem grund/ ihre grewlichkeit an den wilden Leuten in dewen Insuln geübt/ darvon heut gantze Bücher inn offenen truck klagen/ wollen beschönen/ als daß sie nur Menschenfleisch fresser hetten gestrafft: Aber man weiß wol/ daß sie derselbigen am wenigsten umbgebracht/ vnnd denen am meysten auff der Hauben gewesen/ die wol mit fug/ wie iener/ hetten sagen mögen/ vnser Gold tödet vns/ vnd wir funden den gewissen Todt/ als wir das Gold funden. Vnnd was wöllen sie an andern diß staffen/ darmit sie selbst behafft sind/ auch selbs auß Raachgir oftmals ihrer Feind fleisch gefressen/ auff daß sie nuhr wie die Hund inn ein geworffen Stein bissen.

Die Spanier geben zwar an, dass sie nur Kannibalen getötet haben, jedoch macht Fischart deutlich, dass es hierbei eher um Gold gegangen ist. Eine genauere Quelle nennt er nicht, auch die Marginalie zu dieser Passage („Büchlein von grewlichkeit der Spanier in newen Insuln“) lässt keine weiteren Schlüsse zu. Der Text schließt sich hier der länderübergreifenden anti-spanischen Propaganda an, die im Kontext der Kolonialprojekte des 16. Jhs. gedruckt wurde.⁵⁹

Eine weitere Quelle für das Motiv der menschenfressenden Spanier findet sich im nächsten Absatz:

Da solt man ihnen oben den Text lesen/ den der von Lery auß dem Hertzogthumb Burgundi bürtig/ in seiner Histori von seiner Reiß inn Americam etlichen seinen Landsleuten/ den Frantzosen/ so Anno 1572. zu dem Blutbad vnd Metzigung auff Bartholomei geholffen/ liset/ daß sie nämlich den Canibaln/ vnd Leutfressenden Wilden Leuten nichts haben zuerweisen/ weil sie damals/ nach dem sie ihre wehrlose Mit Christen vnd Landsleut zu Leon ermördt/ vnd in den

⁵⁹ Wie auch an anderen Stellen schließt sich die *Dämonomanie* hier der breiten antispanischen Propaganda der Frühen Neuzeit an. Eine genaue Quelle wird nicht angegeben, in der *Dämonomanie* findet sich jedoch bei einem thematisch ähnlich gelagerten Zusatz auf S. 178 in einer Marginalie der Verweis: „Jnn eim büchlein/ so Anno 80. zu Antorf [=Antwerpen] außgangen mit dem Titul von Grewlichkeiten/ so die Spanier in den newen Jsuln [!] geübt“. Allerdings konnte dieser Text nicht nachgewiesen werden. Angesichts eines Massakers spanischer Soldaten 1565 an französischen Kolonisten in Florida wurde eine ganze Reihe von französischen Texten publiziert, die ein sehr negatives Bild der Spanier zeichnen, so dass hier von einer recht breiten möglichen Literaturgrundlage ausgegangen werden kann. Vgl. dazu Werheim-Peucker Monika. Die gescheiterte Eroberung. Eine diskursanalytische Betrachtung früher französischer Amerikatexte. Narr, Tübingen: 1998; S. 52-54 sowie 201-227. Vgl. zum negativen Bild der Spanier und weiteren historischen Hintergründen Tschopp, Silvia Serena. Nationale Stereotype in literarischem Gewand: Das Bild des Spaniers in den Werken deutschsprachiger protestantischer Autoren während des dreißigjährigen Krieges. In: Czarnačka, Mirosława, Thomas Borgstedt, Thomasz Jabłocki (Hg.). Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster. Frankfurt am Main, Peter Lang: 2010 (= Jahrbuch für internationale Germanistik, Reihe A, Band 99); S. 67-92, hier insbesondere S. 70.

Fluß Saone geworffen/ sie widerumm herauß genommen/ auffgeschnitten/ das Schmaltz herauß genommen/ vnd öffentlich vnder der Metzиг vergantet⁶⁰ haben. Auch/ die Lebern vnnnd Hertzen/ sampt anderen stucken Menschliches Leibs gefressen.

Item zu Auxerre einem/ Königshertz genant/ das Hertz ausgenommen es zustucken zerhawen/ seinen Feinden feil getragen/ vnnnd entlich auf Kolen geröstet/ vnd es gessen. Wann nuhn nach ob angezogenem Gesatz/ die/ so Menschenfleisch fressen den Todt sollen verwirckt haben/ warumb procediert man dann nich gegen disen Hunden gleich so wol als wider die Todtenfressende Hechssen/ demnach sie ein nie erhörte Vnmenschlichkeid vnder Christenleuten ohne schew haben eingeführet. Aber wieder zu der Hechssenlaster. (F 1581, 645f; 1591, 238f.)

Fischart nennt hier Lery, gemeint ist Jean de Léry (1536 – 1616) mit seinem Buch *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil* (erstmal 1578), in dem er die Erfahrungen seiner Brasilienreise 1556-58 schildert. Léry reiste im Kontext eines französischen Kolonialisierungsprojektes nach Brasilien, das jedoch nach wenigen Jahren wegen der Konkurrenz der Portugiesen sowie aufgrund von religiösen Auseinandersetzungen innerhalb der französischen Besatzung anlässlich der Auslegung des Abendmahls (wobei die Calvinisten aus der Gruppe verbannt wurden) scheiterte. Léry wurde aus der französischen Kolonie verwiesen und lebte längere Zeit in einem Dorf von Ureinwohnern, dem „Musterkannibalenvolk“ der Tupinambá, deren Sitten, besonders die Anthropophagie, er genau beobachtete und schildert. Er kontextualisiert seine Erlebnisse vor dem Horizont zeitgenössischer Vorgänge in Europa, eine besondere Rolle spielen dabei die Ereignisse der Bartholomäusnacht (Léry war Hugenotte), auf die sich auch Fischart bezieht.⁶¹ Die Vorkommnisse in der neuen Welt, so verstörend sie auch für Europäer sein mögen, finden eine Entsprechung im Vorgehen der katholischen Partei gegen die Hugenotten. Um zu veranschaulichen, wie eng sich Fischart an Lérys Text orientiert, soll hier der betreffende Abschnitt zitiert werden:

[D]urant la saglante tragedie qui commença à Paris le 24 d'août 1572 [...] entre autres actes horribles à raconter, qui se perpetrerent lors par tout le Royaume, la graisse des corps humains (qui, d'une façon plus barbare & cruelle que celle des sauvages, furent massacrez dans Lyon, apres estre retirez de la riuere de Saone) ne fut-elle pas publiquement vendue au plus offrant & dernier encherisseur? Les foyes, cœurs, & autres parties des corps de quelques vns ne furent-ils pas mangez par les furieux meurtriers, dont les enfers ont horreur?⁶²

⁶⁰ „Verganten“ wird hier im Sinn von „versteigern“ verwenet, vgl. dazu auch Grimm, Wörterbuch, Bd. 4, Sp. 1284f.

⁶¹ Vgl. hierzu: Werheim-Peuker, Die gescheiterte Eroberung, S. 118-120. Vgl. hierzu auch Scholz-Williams, Die Wissenschaft von den Hexen, S. 206f. Sie setzt allerdings den falschen Text Lérys als Grundlage für diese Textstelle (seinen Bericht über die Belagerung von Sancerre) an.

⁶² Léry, Jean de. *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil*. Genf, bei Antoine Chuppin: 1580 [Reprint Genf, Libraire Droz: 1975]; S. 229. (die erste Version erschien 1578). Hier findet sich auch die Marginalie „Compa-

Auch für das grausame Schicksal des Reformierten, der bei Fischart „Königsherz“ genannt wird (die Marginalie zitiert den französischen Namen, „Cœur de Roy“), findet sich bei Léry eine Vorlage:

Semblablement apres qu'un nommé Cœur de Roy, faisant profession de la Religion reformee dans la ville d'Auxerre, fut miserablement massacré, ceux qui commirent ce meurtre, ne decouperent-ils pas son cœur en pieces, l'exposerent en vente à ses haineux, & finalement l'ayant fait griller sur les charbons, assouissant leur rage comme chiens mastins, en mangerent?⁶³

Die verschiedenen Gräueltaten, das Vorgehen der Spanier in der Neuen Welt und die Massaker an den Hugenotten, verschmelzen hier. Indem Fischart in seiner Passage deutlich hervorhebt, dass diese Massaker an „Mit Christen und Landsleut“ verübt wurden (wenn auch über konfessionelle Grenzen hinweg) folgt er ebenfalls der Argumentation Lérys, der betont, dass die Europäer in dieser Hinsicht schlimmer als die Kannibalen der Neuen Welt seien. „Sie sind schlimmer, weil sich die Anthropophagie der Wilden ‚nur‘ gegen Feinde, Angehörige anderer Nationen richte, nie aber gegen den Verwandten, Nachbarn oder Landsmann. Modern ausgedrückt: Hier wird Endokannibalismus mit den Motiven des Exokannibalismus verübt – und das macht die europäische Anthropophagie so verwerflich.“⁶⁴

Diese Parenthese ist zweigeteilt. Während im ersten Abschnitt medizinische Aspekte der Anthropophagie besprochen werden, beschäftigt sich der zweite Teil mit tatsächlichen Vorkommnissen, die in der zeitgenössischen Publizistik häufig vorkommen. Die Kohärenz der beiden Teile ist innerhalb der Marginalie nur schwach, beide Teile orientieren sich jedoch am Topos der Anthropophagie, der im Text selbst vorkommt (der „obberührte[] grund“, der zu Beginn des zweiten Teils genannt wird). Während die meisten Einschübe Fischarts eine in sich abgeschlossene Form aufweisen, scheinen hier im Prinzip zwei Parenthesen vorzuliegen, die hintereinander gesetzt werden. Beide Elemente sind über den Topos des Kannibalismus unabhängig voneinander in der topischen Struktur des Vorlagentexts verankert, ohne dass innerhalb des Exkurses eine eigene Verweislogik zur Stabilisierung der Textkohärenz wirksam wird.

Fischart aktualisiert an dieser Stelle, wie in anderen Zusätzen auch, eine mögliche funktionale Kopplung des Textes an zeitgenössische Diskurse (hier die Vorkommnisse der Bartholomäusnacht). Der Text selbst bietet dabei nur die strukturelle Möglichkeit einer

raison de la cruauté Française avec celle des barbares“.

⁶³ Ebda; hier findet sich wohl auch die Vorlage für Fischarts Vergleich der Täter mit Hunden (bei Léry sind es noch „chiens mastins“, also Hofhunde).

⁶⁴ Werheim-Peucker, Die gescheiterte Eroberung, S. 150.

solchen Kopplung an, ohne dass dabei inhaltliche Details präfiguriert werden. Die konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jhs., die hier neben anderen Dingen erneut Eingang in den Text finden, kommen in der französischen Vorlage nicht vor, während es jedoch verschiedene Verweise auf die Neue Welt gibt.⁶⁵

Besonders greifbar wird an diesem Beispiel die Bedrohung der Textkohärenz der *Dämonomanie*, die von solchen Einschüben und ihrer Eigenlogik ausgehen. Gegen Ende der Parenthese gerät die Alleinstellung des Hexereivergehens in Gefahr: Warum klagt man Hexen wegen Mordes, Kannibalismus und wegen Vergehen gegen die Christenheit an, wenn es doch im nicht-magischen Bereich ebenfalls derart gravierende Verbrechen gibt, die nicht geahndet werden? Die Markierung der Hexerei als Ausnahmeverbrechen ist jedoch zentral im juristischen System, nur für ein *Crimen exceptum* kann der Hexereiprozess als *Processus extraordinarius* mit seinen entsprechenden Lizenzen für das Vorgehen des Richters angesetzt werden. In der zitierten Passage begehen jedoch auch die marodierenden Söldner eine „nie erhörte Vnmenschlichkeit vnder Christenleuten“. Dieser sich abzeichnende Widerspruch wird im Text nicht weiter thematisiert und offengelassen, bzw. schnell übergangen, indem die Argumentation an der kritischen Stelle abbricht: „Aber wieder zu der Hechssenlaster.“

17. 3 Etymologie und Akkomodation

Eine zentrale Position nehmen bei Fischarts Parenthesen etymologische Überlegungen ein. Dieses Interesse an der Herkunft und der Verwandtschaft von Sprachen ist für die Frühe Neuzeit charakteristisch. Etymologie ist im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit nicht in einem modernen Sinn zu verstehen, im Sinne einer evolutionären Entwicklung der Sprache, die sich diachron z. B. in Laut- oder Bedeutungsverschiebungen manifestiert. Etymologische Betrachtungen fanden in der Regel anhand des synchronen Sprachstandes statt, innerhalb dessen vermeintliche Wortverwandtschaften aufgezeigt wurden, ohne dass dabei notwendigerweise der Umweg über eine Vorform der Sprache gemacht wurde.⁶⁶ Was die Frühe Neuzeit in

⁶⁵ So z. B. im Kap. I, 3 (B, pag. 14v; F 1591, S. 17). Dieser französische Kolonialdiskurs spiegelt sich auch in den Quellen, die Fischart hier zitiert. Beide Autoren, Thevet wie Léry, publizierten Texte über ihre Reiseerfahrungen nach Amerika. Der Franziskaner Thevet hielt sich ebenfalls kurze Zeit in Brasilien auf, das er aber aufgrund einer Erkrankung vor der Ankunft Lérys verlassen musste. Seine Erlebnisse schildert er in der *Histoire des Singularitez de la France Antarctique* (1557). Vgl. dazu Werheim-Peucker, Die gescheiterte Eroberung, S. 119.

⁶⁶ Ein klassisches Beispiel ist die Herleitung des Begriffes „Cadaver“ aus „*caro data vermibus*“, das den Würmern überlassene Fleisch, bzw. von *carere* (entbehren), da der Kadaver der gebührenden Ehre der Bestattung entbehrt. Vgl. dazu Arens, Hans. Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Freiburg/ München, Karl Alber: 1969; S. 39.

diesem Kontext auszeichnet, ist der „Aufwand, der um diese Frage getrieben wird, der Begründungsdruck, unter den sie gerät“.⁶⁷ Durch die philologischen Bestrebungen des Humanismus, die zunehmende Kenntnis alter Sprachen, aber auch das wachsende Interesse an Sprache allgemein wächst die für sprachvergleichende und -analytische Betrachtungen zur Verfügung stehende Datenmenge enorm an. Die sich dadurch ergebende größere Kombinationsfreiheit geht jedoch nicht mit einer Konkretisierung der Methoden einer sprachwissenschaftlichen Disziplin einher. Während z. B. die Gesetze des Lautwandels das sprachhistorische Schaffen seit dem 19. Jh. prägen und als Prüfstein plausible von weniger plausiblen Theorien abgrenzen, verfügt die Etymologie der Frühen Neuzeit über eine Bewegungsfreiheit, die noch nicht von wissenschaftlichen Grenzen und Disziplinen beschränkt wird.⁶⁸ Hier gilt, was Thomsen auch für die Sprachbetrachtungen der Antike konstatiert:

Die Etymologie sucht bloss – mit einer willkürlichen Assoziation und einer ebenso willkürlichen Anwendung rein logisch-rhetorischer Figuren wie Gleichheit, Analogie, Widerspruch u. ä. – im Worte eine gewisse im voraus gebildete Vorstellung von dem Gegenstand, den es bezeichnet, nachzuweisen. Von einem gesetzmässigen Verhältnis zwischen verschiedenen Lauten hatte man keinen Begriff [...]⁶⁹

Dementsprechend erscheinen viele der Ableitungen aus heutiger Sicht bizarr und wenig überzeugend, während sie jedoch im zeitgenössischen Kontext durchaus Überzeugungskraft besaßen, und sich ein regelrechter „furor etymologicus“ entwickeln konnte.⁷⁰

Dem entspricht, dass auch bei Agricola eine Beweisführung über die Etymologie eines Begriffes unter dem *Locus* der Benennung einer Sache (*Nomen rei*) beschreibt. Da ein und dieselbe Sache in verschiedenen Sprachen verschiedene Bezeichnungen erhalten kann, zählt der *Locus Nomen rei* zu den *Accidentia*: „Nec enim est nomen rei aliud nomen quàm vox ad rem significandam consensu hominum instituta“.⁷¹ Eine Zuordnung zu den *Substantia* verbietet sich daher. Während man, diesen Aspekt konsequent weiter verfolgend, postulieren könnte, dass dieser Topos hinfällig ist, weil er keine überzeugenden Aussagen über einen Sachverhalt

⁶⁷ Bulang, Tobias. Ursprachen und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts *Geschichtklitterung*. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 56 (2006), S. 127-148; hier: S. 127.

⁶⁸ Vgl. Bulang, Ursprachen, S. 134f. sowie 142.

⁶⁹ Thomsen, Villem. Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Kurzgefasste Darstellung der Hauptpunkte. Halle, Niemeyer: 1927; S. 23f. Thomsen liefert hier eine treffende und knappe Analyse der Sachlage, wobei natürlich die hier mitschwingende negative Bewertung dieser Art von Etymologie zu relativieren ist.

⁷⁰ Vgl. Eco, Umberto. Auf der Suche nach der vollkommenen Sprache. München, dtv: 2002; S. 91-96. Grundlegend ist die Darstellung in Borst, Arno. Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. Stuttgart, Hiersemann: 1957-1963; hier insbesondere Bd III, 1; S. 1048-1262.

⁷¹ Agricola, De inventione, I, 22; S. 132.

liefern kann (da ein Begriff außerhalb der menschlichen Konventionen keine Verbindung zu dem Bezeichneten hat), ist es eben diese soziale Konvention, die es innerhalb der Rede dennoch ermöglicht, auf diese Weise funktionale Argumente zu finden. Man erreicht darüber zwar nicht unbedingt die Sache selbst, es ist jedoch auch weitaus wichtiger, die Repräsentanz dieser Sache im kollektiven Sinnhorizont zu fassen, der sprachlich, eben durch Begriffe, geprägt ist.

Gerade im Hinblick auf die Ausführungen zur Etymologie ist jedoch die Auffassung Agricolas, der die Begriffe der menschlichen Konvention anheimstellt, nicht allgemeingültig für die Frühe Neuzeit. Auch im neuplatonischen und kabbalistischen Diskurs spielt die Etymologie eine große Rolle. Indem die Welt auf einen Sprechakt Gottes zurückgeführt werden kann, wird das „Wort“ kosmologisch aufgeladen: „Das Wort Gottes ist [...] der intelligible Behälter, in dem die Welt sprachlich, d. h. als noch unkörperliches, geistiges Sprachelement, präformiert ist.“⁷² Hier werden die Bezüge zwischen Begriff und dem bezeichneten Gegenstand in der Realität weitaus enger aufgefasst als bei Agricola.⁷³ Die enge Verzahnung von Rhetorik und neuplatonischem Diskurs zeigt sich exemplarisch bei Valentin Ickelsamer, wenn er in seinen Überlegungen zur Sprachpflege und Etymologie auf kabbalistische Traditionen zu sprechen kommt:

Etymologia haisset der ware rechte verstand/ oder die außlegung vnd anzaynung des vrsprungs der wörter/ vnd ist inn allen sprachen/ glaub ich/ kaum ain lieblicher ding/ dann solche Etymologias vnd Composition der wörter erkennen vnd verstehn/ Es ist so künstlich ding/ das gleich ettliche tieffe gehaimnuß allain vnter den Buchstaben verborgen liegen/ welliches auch den Juden ain vrsach ist/ das sy schier mit allen buchstaben irer sprach/ also schertzen vnd Philosophiern⁷⁴

Diese Zwischenstellung der Etymologie führt sich weiter fort, wenn Ickelsamer betont, dass ihr Nutzen in zwei Bereichen liegt: Zum einen kommen die Wörter und die Sprache nicht so schnell „in ain vergeß vnd vnverstand“, zum anderen ergeben sich jedoch tiefere Einblicke in das Wesen der Dinge, wie er anhand des Begriffes „Weihnachten“ näher ausführt.⁷⁵

Als rhetorischer Topos erfolgt die Etymologie in der *Dämonomanie* im Hinblick auf mehrere Sprachen: In der französischen Vorlage werden das Lateinische, Griechische, mehr-

⁷² Klein, Wolf Peter. *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins*. Berlin, Akademie: 1992; hier S. 68.

⁷³ Vgl. dazu allgemein: Klein, *Am Anfang war das Wort*, S. 62-103.

⁷⁴ Ickelsamer, Valentin. *Ain Teütsche Grammatica [...] o. O. u. J. [spätestens 1540]*. In: Ickelsamer, Valentin. *Die rechte weis aufs kürztist lesen zu lernen. Ain Teütsche Grammatica*. Hg. v. Karl Pohl. Stuttgart, Klett: 1971; pag. D2r.

⁷⁵ Dieser Begriff lässt sich, nach Rhenanus, auf die Bestandteile „Wein“ und „Nacht“ zurückführen und zeigt an, dass sich hier der heidnische Brauch eines zügellosen Gelages bis in die Gegenwart durchzieht. Vgl. dazu Ickelsamer, *Ain Teütsche Grammatica*, pag. D3r-D4r.

fach auch das Hebräische sowie das Französische analysiert. Der deutsche Text bemüht sich über verschiedene Wege, die deutsche Sprache in diese Untersuchungen mit einzubinden.

Dies wird bereits zu Beginn des Textes evident. Der erste Schritt der Definition der teuflischen Mittel besteht in einer etymologischen Analyse des Adjektivs „teuflisch“ (vgl. 1, 5). Die Bezeichnung „Diaboli“⁷⁶ kommt vom griechischen διαβάλλειμι [!] [lies: διαβάλλειν] (wörtlich: durcheinanderwerfen), die lateinische Entsprechung ist *Calumniator* (wörtlich: falscher Ankläger, Verleumder). Der hier noch fehlende Bezug zur deutschen Sprache wird durch einen Zusatz ergänzt: Aus „Diaboli“ scheint „der Teutschen Teuffel her [...] geflossen sein/ wiewol es etliche vom Tieffen fall her ziehen“. Diese Analyse liefert das Datenmaterial für die *Inductio* eines ersten Zwischenergebnisses: Teuflische Mittel sind Formen von „Aberglauben/ Grewel vnd Gottschändungen“, die der Teufel bereitstellt. Angesichts seiner durch etymologische Betrachtungen dargelegten Natur können sie nur dazu dienen, den Menschen von Gott abzubringen (1, 6).⁷⁷

Im Absatz 2, 1 wird diese Etymologie noch durch die dritte *Lingua sacra*, das Hebräische, ergänzt. Hier lässt sich die Bezeichnung „Satan“ für den Teufel auf das Wortfeld „Feind/ Hasser/ oder Widersächer“ zurückführen. Auf die gleiche Weise, und mit einem ähnlichen Ergebnis, verfährt 3, 1. Hier wird über den hebräischen Namen „Asmodeus“, der sich auf die Bedeutungen „verderben“ und „stürzen“ zurückführen lasse, die Rolle des Teufels als Widersacher der Schöpfung betont. Dies bestätigt die Aussage des vorhergehenden Absatzes 2, 4, der die These erwähnt, dass der Teufel kein gestürzter Engel ist, sondern, im Gegensatz zu der Lucifer-Legende, seit Anbeginn der Schöpfung existierte.

Wie auch bei Agricola vorgezeichnet, kann dieser *Locus* nur auf die Bezeichnung der Sache innerhalb einer kulturellen Gemeinschaft zurückgreifen, nicht jedoch auf die Sache selbst. Dementsprechend bezieht sich die Passage auf bekannte Elemente im kollektiven Sinnhorizont.⁷⁸

⁷⁶ Die französische Version verwendet den Begriff „Diable“ (B, pag. 1v). Fischart latinisiert hier, wie an vielen Stellen, den französischen Begriff, wenn er nicht durch einen deutschen ersetzt werden kann.

⁷⁷ Diese Schlussfolgerung ist auch im übergeordneten Zusammenhang der Frage, ob man mit dämonischen Mittel gegen dämonisch verursachte Schäden vorgehen darf, zu sehen. Diese Problematik ist eine zentrale Fragestellung im dämonologischen Diskurs und taucht an mehreren Stellen im vorliegenden Text auf. Die *Dämonomanie* verneint dies in aller Regel vehement (vgl. F 1591, S. 176f.).

⁷⁸ Als Gegenbeispiel lässt sich die Betrachtung eines Augustinus-Zitats in 6, 9f. heranziehen. Auch hier werden sprachliche Details kontrolliert, die sich aus der Definition der Geister nach Apuleios bzw. Augustinus ergeben („Daemones sunt genere animalia, ingenio rationabilia, animo passiva, corpore aëra, tempore aeterna“), ohne dass dabei jedoch etymologische Betrachtungen angeschlossen werden. Zum einen wird dabei herausgestellt, dass „perpetua“ hier nicht „ewig“, sondern lediglich „langwährend“ bedeutet, ferner widersprechen „lüfftige Leiber“ der These, dass Geister keinen Körper haben, sondern „purae intelligentiae“ sind. Hier werden also Wortbedeutungen geklärt, da die Begrifflichkeit (als nicht-biblich) keine Grundlage für eine aussagekräftige Analyse darstellen kann. Die Darstellung bietet auf dieser Ebene keine Anschlussmöglichkeiten für eine allgemein überzeugende Argumentation und verbleibt als Exkurs in das Expertenwissen.

Das große Interesse von Fischart an etymologischen Überlegungen muss nicht mehr ausdrücklich erwähnt werden. Gerade seine *Geschichtsklitterung* legt beredtes Zeugnis von einer profunden Kenntnis der zeitgenössischen Theorien ab. Auch seine fragmentarische Übertragung von Wolfgang Lazius' Buch *De gentum migrationibus* (1577) legt davon Zeugnis ab, wie auch eine Reihe von Anmerkungen in seinem Exemplar der *Opera Goropii Becani* (1580).⁷⁹

Gerade der Antwerpener Arzt Goropius Becanus (Jan van Gorp, 1519-1572) ist für die „nationalistische Etymologie“,⁸⁰ die sich in der *Dämonomanie* abzeichnet, zentral. Er akzeptiert die zu seiner Zeit populäre Theorie einer göttlichen Inspiration der Ursprache und das ursächlich motivierte Verhältnis einer Sache zu ihrer Bezeichnung, wendet sie jedoch nicht auf das Hebräische an,⁸¹ sondern auf seinen Heimatdialekt, das Antwerpener Niederländisch. Die Vorfahren der Antwerpener, die Kimbern, seien bei der babylonischen Sprachverwirrung nicht vor Ort gewesen (da ein irrationales Projekt wie der Turmbau ihrer grundsätzlichen Einstellung widerspricht) und hätten daher das Schicksal der übrigen Nationen, die große Sprachverwirrung, nicht geteilt. Als Beleg dienen Goropius verschiedene etymologische Betrachtungen, die große Zahl an einsilbigen Wörtern im Niederländischen (was in der Sprachbetrachtung der Frühen Neuzeit als ein Beleg für das hohe Alter einer Sprache war), ein anderen Sprachen vermeintlich überlegener Klangreichtum sowie der große Spielraum bei der Bildung von Komposita, den das Niederländische zulässt.⁸² Diesen nationalen Aspekt bei Goropius greift Fischart auf,⁸³ wobei er ihn jedoch auf das Alemannische, seinen Heimatdialekt, überträgt.⁸⁴

Die Auswirkungen dieser nationalen Überlegungen sind für die etymologischen

⁷⁹ Vgl. Bulang, *Ursprache*, S. 136-142, ferner Hauffen, *Johann Fischart*, Bd. 2; S. 236-250. Das Goropius-Exemplar Fischarts ist beim Brand der Darmstädter Bibliothek 1944 verloren gegangen, so dass man hier auf die Untersuchungen und Transkripte aus der älteren Forschung angewiesen ist. Vgl. zu den etymologischen Theorien Fischarts auch Borst, *Der Turmbau von Babel*, Bd. III, 1, S. 1202f.

⁸⁰ Vgl. für diesen Begriff Eco, *Vollkommene Sprache*, S. 105. Vgl. zu Becanus auch Borst, *Der Turmbau von Babel* Bd. III,1, S. 1215-1218.

⁸¹ Die Theorie des Hebräischen als Ursprache ist jedoch als der Normalfall im Ursprachendiskurs der Frühen Neuzeit, und ist noch in den Studien Schottelius' im 17. Jh. nachzuweisen. Vgl. dazu Klein, Wolf Peter. Was wurde aus den Wörtern der hebräischen Ursprache? Zur Entstehung der komparativen Linguistik aus dem Geist etymologischer Spekulation. In: *Gottes Sprache in der philologischen Werkstatt. Hebraistik vom 15. bis zum 19. Jahrhundert*. Hg. v. Veltri, Guisepppe, Gerold Necker. Leiden/ Boston, Brill: 2004; S. 3-23; insbesondere S. 14-19.

⁸² Vgl. Eco, *Vollkommene Sprache*, S. 106f.

⁸³ Vgl. Schank, Gerard. *Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts „Geschichtsklitterung“*. Diss. Freiburg: 1974; S. 33. Die zentrale Stellung von Goropius für die etymologischen Theorien Fischarts schließen jedoch nicht aus, dass die Texte Goropius' auch unter anderen Vorzeichen als Steinbruch für das kompilatorische dämonologische Schreiben dienen können. Er dient auch in einem Zusatz Fischarts als Gewährsmann für die Existenz einer Psalmedition, die „gantz auff Zauberwerck verstellte“ ist (F 1591, S. 21), indem verschiedene Teile darin mit roter Tinte markiert sind und angegeben wird, gegen welches Übel sich die jeweilige Passage als Zauber heranziehen lässt.

⁸⁴ Vgl. Hauffen, *Fischart*, Bd. 2; 246f; sowie Bulang, *Ursprache*, S. 140-142.

Passagen im *Teuffelsheer* zentral. Die Frage, ob nun das Hebräische oder eine andere Sprache den Status der Ursprache zugesprochen bekommen soll, spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle und wird nur am Rande erwähnt. Bodin identifiziert das Hebräische mit der Heiligen Sprache, in der Adam die Geschöpfe im Paradies bezeichnet (1 Mos 2, 19f; bei Bodin 34v).⁸⁵ Fischart ergänzt in einer Marginalie „Solchen widerspricht der Antorfisch [=Antwerpener] Historicus/ Goropius/ das Hebraisch die ältest sprach sey/ sondern will die Cimbrisch.“ (F 1581, 147; 1591, 43), ohne dass er jedoch ausdrücklich Stellung zu dieser Frage bezieht. Ein wenig tiefer lässt eine Nuance in der Übersetzung blicken: Bei der Paraphrasierung einer Passage aus Plinius, in der dieser die Gallier („Galli“) beschreibt, gibt Bodin diese Bezeichnung mit „les François“ wieder (B, pag. 53r). Fischart übersetzt mit „Die Gallischen Teutschen“ (F 1581, S. 210; 1591, S. 69).

Diese Gleichsetzung der Bevölkerungsgruppen zeigt sich noch deutlicher im Kontext eines Zusatzes aus dem Bereich der Botanik.⁸⁶ Der argumentatorische Kontext bezieht sich hier auf die *Enumeratio* von Beispielen, in denen der Prozess des Verderbens bzw. des Verfaulens ein Zwischenschritt hin zum Erreichen einer höheren Stufe ist. Dies sieht man am Ei, das zuerst verfault und zu einem heftig stinkenden „Brutley“ (F 1591, S. 82) werden muss, bevor ein Küken schlüpfen kann.⁸⁷ Der französische Text führt daraufhin weitere Beispiele dafür an, die Produktion von Öl aus Basilikum und Lavendel, die ebenfalls mit einer zwischenzeitigen Geruchsbelästigung einhergehen (vgl. B, pag. 64r). Der deutsche Text hakt hier beim Lavendel ein:

[...] Lavandel (welchen die Alten deßhalben Celtisch Nardum nandten/ weil er von Natur gern viel im Langedock wächset: Wiewol Valerius Cordus meint/ der Spick heysse Deßhalben Celtisch/ Weil er bey den Teutschen mit hauffen wächset/ also daß man ihn sehr viel auß Oesterich vnnnd den Alpen gen Venedig führet: dann Dioscorides sagt/ daß der Spick/ Da er wächßt/ Saliunca heißt: Nun heißt er aber noch auff den heutigen tag bey den Teutschen Seeljung/ als der den Menschen

⁸⁵ Diese Ansicht vertritt Bodin auch im *Methodus*, vgl. Miletto, Die Bibel zwischen Tradition und Innovation. S. 103f. Das von Schank zur Untermauerung seiner Betrachtung angeführte Textzitat „mit deren Adam/ innmassen in Genesi steht/ alle ding nach irer natürlichen Eigenschafft genant hat“ (Schank, Etymologie und Wortspiel, S. 35) findet sich bereits bei Bodin, Fischarts Zusatz beschränkt sich hier auf die im Folgenden zitierte Marginalie.

⁸⁶ Dieser Bereich wird im Text in verschiedenen, zumeist knappen Zusätzen immer wieder thematisiert, ohne dass es dabei zu maßgeblichen Differenzen mit dem französischen Text kommt. Fischart nennt hier ausdrücklich eine seiner Quellen, das *Kreütterbuch* des Hieronymus Bock (erstmalig 1539, vgl. z. B. F 1591, S. 22). Der Text entspricht damit einem wachsenden Interesse an Kräuterbüchern im 16. Jh., vgl. dazu Cook, Das Wissen von den Sachen, S. 91.

⁸⁷ Es zeigt sich hier eine eklatante Diskrepanz zwischen der Textaussage und der Wirklichkeit (aus einem verfaulten Ei schlüpft kein Vogel), die jedoch wiederum die Funktion einer topischen Argumentation illustriert: Indem an dieses nicht weiter belastbare Beispiel weitere Exempel angefügt werden, kann es trotz seiner inhaltlichen Fraglichkeit zusammen mit den folgenden Darstellungen in der Masse eine hinreichend große Überzeugungswirkung entfalten.

einen jungen Muth schaffe: Zu dem so haben die Alten vnter den Namen der Celten oder Helden stäts die Germanischen vnnnd Gallischen Teutschen verstanden) (F 1591, S. 82)

Der genaue botanische Zusammenhang kann hier nicht näher dargestellt werden,⁸⁸ aufschlussreich sind jedoch die etymologischen Ausführungen. Die Verbindung zwischen Languedoc und dem Lavendel leuchtet ein. Die Verbindung zu den Kelten ergibt sich über den Sprachgebrauch der „Alten“ sowie über die parallele Deutung des Pflanzennamens „Spick“ (Speik) bei Valerius Cordus,⁸⁹ der betont, dass dieser deshalb „keltisch“ heißt, weil er bei den Deutschen wachse. Die Parallelstellung von „Saliunca“ und „Seeljung“ beruht auf den dargestellten, an lautlichen Entsprechungen orientierten etymologischen Mechanismen. Mit der Bezeichnung „Kelten“ bzw. „Helden“ (so zumindest Fischarts euphemistische Ableitung) haben die „Alten“ stets die Germanen, bzw. die „gallischen Deutschen“ verstanden. Unter diesen Prämissen hat der Beiname „celtica“ für den Speick folglich durchaus Sinn.

Diesen Ausführungen liegen die Theorien von Wolfgang Lazius über die Verwandtschaft der europäischen Völker zugrunde, nach der die Germanen als Urvolk Europas mit den Kelten, Galliern und Skythen gleichzusetzen sind, was letztlich auch die Kelten als Germanen im Languedoc verorten würde. Somit würde auch das Französische auf einem ur-deutschen bzw. teutonischen Dialekt fußen, und wäre dem Deutschen sprachgeschichtlich nachgeordnet.⁹⁰

Im vierten Kapitel des zweiten Buches äußert sich Fischart sehr viel expliziter zu diesem Thema der Verwandtschaft zwischen der deutschen und französischen Sprache. Dieses Kapitel handelt von Werwölfen, deren verschiedene Namen bereits bei Bodin eingehender untersucht werden (vgl. B 98r): Die Deutschen nennen diese Wesen „VVer VVolf“,⁹¹ die Franzosen „loups garous“, die Einwohner der Picardie „lopus varous“. Im Griechischen findet sich „Lycanthropes“ oder „Mormolycies“⁹², im Lateinischen „varios“ und „versipelles“ (da sie

⁸⁸ Verwirrend ist hier die Parallelführung von Lavendel und den Narden-Gewächsen. Fischart bezieht sich auf die Darstellungen von Dioscorides (bzw. deren Form im Kommentar des Valerius Cordus). Hier entspricht die Pflanze *κελτική νάρδος* (Keltische Narde, *Valeriana celtica* L.) dem heutigen „echten Speick“ aus der Familie der Nardengewächse (zu der freilich botanisch gesehen auch der Lavendel sowie der Baldrian gehört): „The Celtic spikenard grows in the Alps, around Liguria. The locals call it *saliunca* [...]“ Zitiert nach: Pedanius Dioscorides of Anazarbus. *De materia medica*. Translated by Lily Y. Beck. Hildesheim, Olms: 2005; I, 8, 1; S. 10.

⁸⁹ Valerius Cordus (1515-1544) war Botaniker, Fischart zitiert hier, wie er in einer Marginalie erläutert, aus seinem Buch *Annotationes in Pedacei Dioscorides de Materia Medica liber quinque* von 1540.

⁹⁰ Vgl. Borst, *Der Turmbau von Babel*, Bd. III,1, S. 1187f. Fischarts Kenntnis von Lazius' Thesen ist durch eine fragmentarische Übersetzung dessen Schrift *De gentium migrationibus* belegt; vgl. dazu auch Bulang, *Ursprache*, S. 136.

⁹¹ Wie auch bei dem Namen Johann Weier („Jean VVier“) gibt hier Bodin das „W“ mit „VV“ wieder.

⁹² Diese Bezeichnung basiert auf dem weiblichen, als Kinderschreck verwendeten Geist *μορμό* (Mormo), der

gewissermaßen die Haut wechseln). Eine mögliche Verwandtschaft zwischen dem Französischen und Lateinischen aufgrund von Lautverschiebungen wird zwar erwähnt („les François mettent g, pour v.“), jedoch mit einer alternativen Deutung parallel geführt. „Garous“ kann auch von „gardez vous“ herrühren. Als Quelle dieser Version gibt Bodin François Phoebus, den Grafen von Foix, in seinem Buch über die Jagd an.⁹³ Diese Deutung weist Fischart zurück:

Aber dieweil diß zu weit geholt scheint/ vnnd die Frantzoßen von vrsprung dises worts zweiffeln/ vnnd nicht zusammen stimmen/ kan man viel füglicher sagen/ daß sie diß Wort/ gleich wie auch vil Hundert andere/ von den Teutschen Francken her behalten haben. So viel bedeutend/ als Gar auß/ vonwegen ihrer Grewlichkeit/ darmit sie Alten vnnd Kindern den Garauß machen: Oder so viel als Fahr auß/ von den geschwinden Außfahrten diser Wölff: daher auch etliche für Wehrwolff/ Fahrwolf Wahrwolff vnnd Gwarwolff sagen/ vermeinend es komme von Gefahr/ oder Gewar/ das ist von Sorg vnnd Hüten: wie es dann nicht so gar ungereimpt lautet: vnnd auf dies weiß Bestünden der Frantzoßen Wörter alle mit dem G. V. W. vnnd Gw. in Teutscher Etemology. (F 1586, S. 345; 1591, S. 122)

Anstelle der beiden sich widersprechenden Überlegungen bei Bodin nennt Fischart eine ganze Reihe von Möglichkeiten einer deutschen Etymologie dieses französischen Namens (und arbeitet dabei einer Klärung des Sachverhalts sehr viel effizienter entgegen). Es findet sich eine mögliche Herleitung über „Garaus“ im Sinne von „jemandem den Garaus machen“, was zu den Taten der Werwölfe passen würde, über „ausfahren“, da sich die Wölfe mit großer Geschwindigkeit bewegen. Die Herleitung über „gardez vous“ lässt sich Fischart nicht entgehen, auch wenn er zu Beginn der Passage Bodin scheinbar widerspricht. Im Sinne einer *Copia* von Belegen, die nicht zwangsläufig miteinander konform gehen müssen, holt er diese Bedeutung wieder über das Deutsche herein, dann eben über die lautliche Nähe zu „Gefahr“, oder über „Gewahr“ im Sinne von „Vorsicht“, da man sich vor diesen Wesen hüten sollte.

Zugrunde liegt allen diesen Ausdeutungen wieder die Annahme, dass das Französische seinen Ursprung in einer ur-deutschen Sprache hat, die von den „Teutschen Franken“ gesprochen wurde. Überlegungen dieser Art, die das Deutsche entweder als wahre *Lingua adamica* ansetzen, oder es zumindest mit dem Griechischen gleichsetzen (und damit über dem Lateinischen positionieren) finden sich in vielerlei Variation in der Frühen Neuzeit,⁹⁴ zentral ist z. B.

häufig synonym mit Lamien und Strigen verwendet wird. Die Bezeichnung *Mormolyke* / *Mormolykia* legt nahe, dass sie häufig mit einem Wolf assoziiert wurde. Der dahinterstehende Mythos bezieht sich auf eine Frau aus Korinth, die zuerst ihre eigenen, und dann die Kinder anderer Leute verschlingt. Vgl. Johnston, Sarah Iles. Lexikoneintrag „Mormo“ in: Pauly, Bd. 8; Sp. 399f.

⁹³ Dieser Gedanke (und auch seine Weiterführung im angeführten Zitat) findet sich, mit Verweis auf Fischarts Geschichtsklitterung sowie auf die *Deutsche Mythologie* von Jakob Grimm, im Grimm'schen Wörterbuch wieder (vgl. Bd. 4, Sp. 1333).

⁹⁴ Vgl. Bulang, *Ursprache*, S. 133.

gerade Wolfgang Lazius mit dem Postulat, dass das Germanische als die europäische Ursprache anzusetzen ist. Fischart führt diesen Gedanken der Herkunft des Französischen aus dem Deutschen noch weiter aus: Analog zu der offensichtlichen Verschiebung der Laute beim Begriff „lous garous“ lässt sich postulieren, dass alle französischen Begriffe, die mit g-, v-, w- oder gw- beginnen, eine deutsche Etymologie aufweisen.

Die ständige unterschwellige Präsenz etymologischer Theorien, die sich hier an Fischarts Parenthese manifest machen lässt, ist nicht nur ein Beleg für das große Interesse, mit dem der Humanismus diesen Überlegungen begegnet, sondern auch für die hohe Funktionalität, die die Etymologie als rhetorischer *Locus* vor diesem Hintergrund eines im kollektiven Sinnhorizont verankerten „furor etymologicus“ entwickeln konnte. Nur wenn ein habitualisiertes etymologisches Denken beim Rezipienten vorausgesetzt werden kann, wie es auch in der eben angeführten Passage dem impliziten Leser unterstellt wird, kann diese Etymologie auch rhetorische Überzeugungskraft entwickeln, und z. B. als strukturdeterminierendes Moment bei Passagen in einer *Backing*-Funktion auftreten.

Die Funktion dieser Passage geht dabei weit über einen möglichen Gewinn an wissenschaftlicher Erkenntnis hinaus. Sehr viel zentraler ist in diesem Zusammenhang die kulturelle Akkomodation,⁹⁵ die über diese Betrachtungen über die Sprachgrenzen hinweg geleistet wird. Die argumentatorische Strategie der *Démonomanie*, die über die sprachgeschichtliche Betrachtung des Begriffes „loup garous“ Rückschlüsse über das Naturell dieser Wesen verdeutlicht, kann so ins Deutsche transferiert werden. Der Rückgriff auf die Etymologie und die Einbeziehung der deutschen Sprache in diese Analysen rettet somit den argumentativen Mehrwert dieser Passage in einen deutschsprachigen kulturellen Sinnhorizont, in dem die intendierte Leserschaft der *Dämonomanie* zu verorten ist. Etymologische Betrachtungen geschehen innerhalb des Textes nicht zu einem Selbstzweck bzw. im Sinne wissenschaftlicher Analysen, sondern erfüllen primär über rhetorische Mechanismen eine Rolle im Sinne der Kommunikation zwischen Text und Leser.

Diese doppelte Funktion der Etymologie, sowohl im Hinblick auf Sprache als auch im

⁹⁵ Ich übernehme die Bedeutung dieses Begriffes aus der mediävistischen Begriffsdebatte, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. um den *Heliand* entwickelt hat. Im Hinblick auf die durch Literatur zu vermittelnden (christlichen) Inhalte wird Akkomodation verstanden als die „Anpassung der Verkündigung im Wort an den jeweiligen kulturellen Standard“ (Kartschoke, Dieter. *Altdeutsche Bibeldichtung*. Stuttgart, Metzler: 1975; hier S. 50), der den in vielerlei Hinsicht problematischen Begriff der „Germanisierung“ ablösen sollte (vgl. Rathofer, Johannes. *Der Heliand. Theologischer Sinn als tektonische Form*. Köln/ Graz, Böhlau: 1962; S. 51-55) und auch abgelöst hat. Im Hinblick auf die *Dämonomanie* umfasst „Akkomodation“ folglich die Tendenzen, die den Text und mit ihm die dämonologische Thematik in einen deutschsprachigen Kulturraum einpassen.

Hinblick auf kulturelle Zusammenhänge, wird im nächsten Beispiel deutlicher. Zu Beginn des Kapitels I, 4 handelt Bodin ganz im Sinne einer wissenschaftsmethodisch noch nicht disziplinierten und daher frei beweglichen frühneuzeitlichen Etymologie, wenn er französische Begriffe aus dem Griechischen ableitet: „Les Grecs appellent le Deuin μάντις, & μαντήν παρά τό μαντεύεσθαι, & d'autant que telles gens sont remplis d'impostures, & menteries le François appelle vn homme mesonger, Menteur, qui semble est tiré du Grec“ (B, pag. 21).⁹⁶

Die deutsche Version übernimmt diese Betrachtungen zur französischen Sprachgeschichte. Sie mischt in der Übertragung die Elemente aus der französischen Vorlage darüber hinaus jedoch mit Betrachtungen des Lateinischen und mit Spekulationen über deutsche Begrifflichkeiten, so dass das Französische in dieser Darstellung marginalisiert erscheint:

Die Griechen nennen einen Vor oder Warsager *Manten*, vom Wörtlein *Manteia*, welches eine Vorsagng [!] oder Vormanung heisset: (Darmit beinach daß Teutsch Wort Manen vber ein stimmt/ als ob die Mante weren/ die eins oder von etwas Manten eh es geschicht) Dieweil aber solche Geistvermessene Leut gemeinlich voll arglist vnd lügen oder *Mendatorium* vnnd *Menterie* stecken/ daher haben vielleicht die Lateiner vnd Frantzosen anlaß genommen/ einen Betrieger vnd einen Lucken vnwahrhaftten Mann/ der eitle Lügen träumt vnd *Mesongiert*, einen *Mendacem* vnnd *Menteur*, das ist/ ein Lugner/ der eben leugt wie ein Vorsager/ zunennen. [F 1581, S. 104; 1591, S. 26]⁹⁷

Die hier zusätzlich angeführten Sprachen werden, stilistisch durchaus elegant, in einer konsequente Parallelführung der lateinischen und französischen Sprachen einerseits, und der deutschen und griechischen Sprache andererseits angeordnet.⁹⁸ Die vier Begriffe, mit denen Bodin das semantische Feld auf Französisch absteckt (*impostures*, *menteries*, *mesonger*, *Menteur*) werden in der deutschen Version mit einer ähnlich gelagerten Vierergruppe übertragen (*arglist*, *lügen*, *vnwahrhaftt*, *Lugner*) und durch eine Reihe von ähnlich gelagerten Begriffen und Derivativa flankiert. Direkt aus dem Französischen werden hier nur die Wörter „*Mesongiert*“ und „*Menteur*“ übernommen. Im Hinblick auf diese Sprachgeschichte arbeitet

⁹⁶ „Die Griechen nennen einen Wahrsager „mantis“ und „mantes“ vom Wort „manteuesthai“ her, weil diese Menschen voll von Betrug und Lügen sind. Der Franzose nennt einen schwindlerischen / lügnerischen Menschen Lügner [Menteur], was den Anschein hat, aus dem Griechischen hergezogen zu sein.“

⁹⁷ Zur Verdeutlichung der Sprachmischung sind hier die im Original in Antiqua gesetzten Wörter von mir kursiv wiedergegeben.

⁹⁸ Diese Gegenüberstellung von Deutsch und Griechisch findet sich z. B. auch in den Theorien des bayerischen Historiographen Turmayr (Aventinus). Dieser betont eine enge Verwandtschaft dieser Sprachen auf der Grundlage des sog. „Druidenmythos“, der sich z. B. auch bei Conrad Celtis findet, gemäß dem die die deutsche Kultur auf griechisch sprechende Druiden zurückzuführen ist, die von Kaiser Tiberius aus Gallien vertrieben wurden, und die daraufhin in germanische Gebiete flohen und die dortigen Einwohner unterrichteten. Über diese Theorie wird der deutsche Kulturraum von römischen Einflüssen freigehalten. Vgl. dazu (mit weiterführenden Literaturangaben) Bulang, *Ursprache*, S. 133f; sowie Borst, *Der Turmbau von Babel*, Bd. III, 1, S. 1187f. In Aventinus' *Chronik* findet sich diese Passage im ersten Buch, vgl. die Edition: Aventinus, *Johannes. Baierische Chronik*. Hg. v. Georg Leidinger. Düsseldorf/Köln 1975; hier S. 24-27.

Fischart mit lautlichen Assoziationen: Die griechischen „Manten“ erinnern an das deutsche Wort „manen“ (also „meinen“). Inhaltlich findet dies seine Entsprechung, da die Mantien eine Sache bereits „meinen“ (im Sinne von „ahnen“), ehe sie eintritt. Diese Parallele mag sehr bemüht erscheinen, allerdings ist zu bedenken, dass die Übertragung an dieser Stelle keinen großen Spielraum hat, wenn sie nicht einen anderen griechischen Begriff (und damit auch eine andere lateinische und französische Parallelstellung) heranziehen möchte. Die deutsche Sprache wird so in das Zentrum des Diskurses geschoben und übernimmt die Rolle als Exempel für die Konsistenz der Magiedebatte, die sich bis in die Begrifflichkeiten seit der Antike durch die Geschichte zieht. Die Rolle des Französischen wird dabei reduziert, es erscheint nur noch als Beiwerk zu den lateinischen Formen, wobei das Deutsche im Sinne einer „nationalistischen Etymologie“ von römischen Einflüssen freigehalten wird. Dass das Deutsche den antiken Sprachen nicht nachsteht zeigt sich an einem Detail: Bei Fischart stimmen das Deutsche und Griechische miteinander überein, während bei Bodin der französische Begriffe aus dem Griechischen im Sinne einer sekundären Ableitung gezogen zu werden scheint („semble est tiré“).

Deutlicher wird diese Tendenz der Akkomodation bei Fischart direkt im Anschluss an diese Passage, bei der Betrachtung des Begriffs „Weissagen“:

(Die Teutschen nennens Weissagen vnd Warsagen/ dieweil man sagen soll was War ist/ vnnd was man eigentlich vor für gewiß weiß: Darumb hieß es bei den alten Gwißsagen/ oder Sächßisch/ Witsagen/ nach dem Spruch/ Was wir wissen oder witen/ das zeugen wir) [1581, 104] Aber weil sie für Weißheit vnnd weiß/ mehrtheils schwartz sagten/ bekamen sie den Namen Schwartzkünstler: Oder vielleicht von dem Mönch Bechthold Schwartz/ welcher das Teuffelisch/ Mörderisch/ vnmännisch geschütz erfunden. Etlich meinen sie heissen Weissager/ gleich wie zu Latin Diuini, nemlich von dem wie sie sein solten/ vnnd wie sie gehalten worden/ daß sie als wissende/ erleuchte weise Leut/ weißheit vnd was wissenhafft wer/ solten vorsagen.) [F 1586, S. 102; 1591, S. 26]

Fischart spielt hier mit der phonetischen Ähnlichkeit von „weiß“, „weise“ und „wissen“.⁹⁹ Zu Beginn der Passage verdeutlicht er den Zusammenhang zwischen „Weissagen“ und „Wahrsagen“, indem er sich auf ältere Sprachformen und zusätzliche deutsche Dialekte sowie gnomische Wendungen („Was wir wissen oder witen/ das zeugen wir“) bezieht. In der zweiten Auflage wird zusätzlich der Topos von Berthold Schwartz als den vermeintlichen Erfinder des Schießpulvers angelagert. Der darauf folgende Verweis auf „Divinus“, den latei-

⁹⁹ Eine etymologische Verwandtschaft existiert, nach heutige Ansicht, in dieser Wortgruppe zwischen „weise“ und „wissen“ (und, etwas entfernter, auch zu „weissagen“), während „weiß“ aus einem anderen Wortstamm hergeleitet wird. Vgl. dazu z. B. die entsprechenden Einträge in Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24. Auflage, Berlin/ New York, de Gruyter: 2002; hier S. 981f.

nischen Begriff für Seher, greift den den Begriff auf, der von Bodin bereits in der vorher zitierten Passage genannt wird, wobei auch hier keine sprachliche Verwandtschaft zum Deutschen postuliert wird. Die Parallelstellung bezieht sich daher nur auf die Inhaltsseite, auf die Verknüpfung von „weiß“ im Sinne von „erleuchtet“. Dieser Zusammenhang wird noch durch die Alliteration „weise Leut/ weißheit vnd was wissenhafft wer“ gegen Ende des Zitats untermauert.

Aus der semantischen Inversion von „weiß“ ergibt sich die Verbindung zum geläufigen Wortfeld der „Schwartzkünstler“: Diese sind nicht weise (bzw. „weiß“), sondern das Gegenteil, notwendigerweise also schwarz. Die alternative Herleitung über Berthold Schwartz betont neben der linguistischen Ebene noch zusätzlich die deutsche Kulturgeschichte. Diese Spekulation, die in der zweiten Auflage hinzugefügt wurde, steht im Widerspruch zu einer anderen Passage im Text, die sich bereits in der Auflage von 1581 findet. Es handelt sich dabei um einen Zusatz zu Bodins Begriff „Necromantien“ (B, pag. 48v), den Fischart mit „Schwartzkünstler“ wiedergibt. Hier wird die sprachliche Verwirrung, die hinter dem Begriff steht, durchaus korrekt analysiert:

„[...] der Necromanticus oder Schwartzkünstler: (Welchs Teutsch Wort vor Jaren/ als der Vnverstand der Sprachen geregieret/ auß vnwissenheit der Griechischen Sprach also schwarz verkünstlet ist worden: weil man gemeint es komme vom Lateinischen Nigro, so schwarz heisset/ her: so es aber besser einen Todtenbeschwerer hieß.) [F 1581, S. 191; 1591, S. 61]

Die Marginalie fasst dies knapp zusammen, „Irrthumb des wort Schwartzkünstler“. Ursache ist eine falsche Übersetzung aus dem Griechischen, die den Begriff „schwarz verkünstlet“ (also falsch bzw. „unweiße“ hergeleitet) hat, und über das lateinische „niger“ (schwarz) anstatt des griechischen „νεκρός“ (*nekros*; tot) arbeitet. Dass Fischart dabei den Unverstand der Sprachen in die Vergangenheit setzt und ihn so von einer polyglotten oder zumindest altphilologisch kompetenteren Gegenwart abgrenzt, findet keinen Niederschlag in der erwähnten (und zeitlich späteren) Ableitung der schwarzen Kunst aus dem Namen von Berthold Schwartz. Hier überwiegt der Nutzen der *Copia*, der sich durch die Angabe alternativer und selbst widersprüchlicher Herleitungen ergibt, über die methodische Genauigkeit. Diese *Copia* beruht nicht auf der endgültigen Klärung des linguistischen Sachverhalts, sondern auf der Öffnung eines Feldes von Verweismöglichkeiten, in dem verschiedene Deutungsoptionen nebeneinander existieren können.¹⁰⁰

¹⁰⁰ In diese Richtung geht auch Müllers Analyse des „pseudo-etymologischen“ Verfahrens in den Namensverdrehungen der Geschichtsklitterung. Fischarts Ziel ist „nicht eine angeblich durch phonetische Mutationen verschüttete Urbedeutung der Wörter, sondern die Freisetzung der in den Wortkörpern eingebundenen

Die direkte Verbindung von linguistischen und ethnologischen Betrachtungen findet sich in Kap. II, 1. Hier erwähnt Bodin explizit die deutsche Sprache, in der als Ausnahme die Bezeichnung für „Mond“ maskulin, die für „Sonne“ feminin ist. Diese Beobachtung wird bei ihm durch eine Verkehrung der biologischen Geschlechterhierarchie erklärt, da die alten Germanen dem falschen Glauben anhängen, „qu'il n'y auoit que ceux là maistres de leurs femmes“ (B, pag. 52v), es gebe [gab] keinen Meister über ihre Frauen. Diese Passage wird in der deutschen Version durch etymologische Überlegungen ergänzt:

Wie dann noch heutigs tags die Teutschen hierinn ihrer Heydnischen Vorfahren altem brauch folgen/ vnnd das vnnterst Himlisch Liecht/ nit wie ander Völcker/ mit einem Weiblichen Namen oder Titul ehre/ also daß sie es Lunam oder Mönin hiessen: Sondern sie erheben sie etwas mehr/ vnd benennen sie gantz Männisch/ den Mon [...] [F 1581, S. 207f; 1591, S. 68]

Das Problem liegt also darin, dass der Mond in der himmlischen Hierarchie unter der Sonne steht, wobei sich diese Reihenfolge jedoch nicht in der Grammatik spiegelt. Diese scheinbare Umkehrung der grammatischen Genera werden auf das biologische Geschlecht übertragen: „Teutschen machen auß Mon ein Man“, wie es Fischart in der Marginalie kommentiert, und dabei gleichzeitig die Ebene der Phonetik mit in den Diskurs einbezieht.¹⁰¹ Der Effekt ist, dass sich hier die sprachliche Einkleidung direkt auf den Signifikanten auszuwirken scheint, der dadurch ein wenig erhoben wird.

Der hier in der französischen Version implizit enthaltene Vorwurf einer verkehrten Welt im Deutschen arbeitet Fischart jedoch entgegen. Die deutsche Grammatik ist hier nicht Ausdruck der fehlenden Meisterschaft der Männer über die Frauen, ganz im Gegenteil: „Ja damit sie den Weibern allen zugang zur Meisterschafft benemen/ haben sie sich nach dem Mon/ Man/ vnnd ihrer Mänlicher abkonfft Kinder oder Knäblin/ nach der Sonn/ Son vnd die Sön genannt/ als die an ihrer statt alle tage frisch wie die Sonn auffgehn.“ (F 1581, S. 208; 1591, S. 68).

Hier wird das feminine grammatische Geschlecht der Sonne über den homophonen maskulinen Pluralartikel von „die Sön“ kaschiert. Die besondere Raffinesse der deutschen Sprache besteht dabei darin, dass sie die von der *Démonomanie* postulierte Verkehrung der Geschlechterhierarchien auf die phonetische Oberflächenebene verbannt, wobei die zugrunde liegende grammatische Tiefenstruktur rein maskulin konnotiert ist: Im Falle von „(der)

Konnotationen [...]“. Müller, *Texte aus Texten*, S. 86.

¹⁰¹ Die verschiedenen Bezeichnungen für „Mond“ werden auch bei Goropius angesprochen, der genau dieses Beispiel für die Lautdifferenz zwischen Niederdeutsch („Man“) und Hochdeutsch („Mon“) erwähnt. Vgl. dazu Hauffen, *Johann Fischart*, Bd. 2, 246.

Mond“ auch im Hinblick auf den Artikel eindeutig durch die Formulierung im Singular, im Falle von „(die) Sonne“ ein wenig missverständlicher im Plural. Auch dahinter steht wieder eine hierarchische Stufung, dieses Mal innerhalb des maskulinen Genus. Die Männer müssen sich nach dem Mond benennen, da ihre Söhne, nach der Sonne benannt, im Prinzip wichtiger sind als sie. Genauso wie der Himmelskörper gehen sie „frisch auf“, wenn der Mond (als der Vater) verblasst. In dieser etwas komplizierten Herleitung liegt die „Teutsche Meysterschafft vber Weiber“, wie es die Marginalie dazu formuliert.

Zu diesen Ausführungen findet sich jedoch, wie im Falle der Etymologie der Schwarzkünstler, direkt im Anschluss eine alternative Deutung im Sinne der *Copia*:

Wiewol es ander dahin deuten/ daß sie das Weiblich Geschlecht vil mehr durch widersinnische änderung diser Namen geehrt haben/ vnd die Sonn/ als höher vnnd grösser mit Weiblichem Titel begabt/ vnd dem Mon dagegen iren Namen gegeben. Darmit anzuzeigen (Wie auch S. Paulus lehret) daß dem schwächsten Werckzeug soll die gröst ehr angethon werden/ vnd der Stärckst soll sich am wenigsten rühmen/ aber zum meisten thun. (F 1591, S. 68)

Diese Herleitung erscheint in ihrer Konsequenz zwar nicht weniger misogyn als die vorherige, es wird dabei jedoch keine agonische Verteidigung der Geschlechterhierarchien skizziert. Die „widersinnische änderung diser Namen“ kann auch darauf beruhen, dass den Frauen als dem „schwächsten Werckzeug“ die größte Ehre zukommen soll, wie es auch die Marginalie formuliert: „Ehr der weiber bei den Teutschen“. Diese Kopplung der Bewahrung von Hierarchien mit der Ehrerbietung, die den Frauen bei den Deutschen zukommt, findet auch Eingang ins Register: „Teutschen seind ihrer weiber Meister; thun ihnen doch grosse Ehr an“. Dass diese Ehrerbietung positiv gesehen wird, zeigt der Abschluss der Parenthese mit einem knappen Exkurs zu den „Türcken“, nach deren Religion die Frauen aufgrund ihres wandelhaften Gemüts nicht einmal in den Himmel kommen können, in dem sich viele Tiere finden.

Hier werden, am Beispiel des Geschlechterdiskurses, direkt die sprachlichen und kulturellen Gegebenheiten im deutschsprachigen Raum thematisiert. Der Text behält dabei seine argumentative Substanz, wird jedoch durch verschiedene zusätzliche Materialien supplementiert und akkomodiert.

Diese etymologischen und kulturellen Betrachtungen können auf der sprachlichen Ebene eine große Eigendynamik entwickeln, so dass der Inhalt hinter den Ausdruck zurücktritt. Dies zeigt sich z. B. in Fischarts Ergänzung zu Bodins Vermerk, dass alle Hexen hässlich

seien (vgl. B, pag. 132v.).¹⁰² Fischart schreibt:

Ist deßhalen nicht zuverwunderen/ daß sie mäniglich so verhasset sein: Angesehen/ weil ja die Häßlichkeit vom Hassen den Namen trägt. Darumb nicht unfüglich die Teutschen solch scheußlich Gesind/ Vnholden heissen/ als dem niemand hold sein/ auch es niemand holdselig sein kan. (F 1591, S. 163)

Hier wird, analog zur Beziehung zwischen „hässlich“ und „hassen“, die Verwandtschaft von „hold“ und „Unhold“ aufgeführt, wobei zu bedenken ist, dass „holdselig“ auch im Sinne von „hübsch“, also die äußerliche Schönheit betreffend, verwendet werden kann. Fischart bemüht sich hier, das Wortfeld möglichst umfassend abzustecken. In diesem Sinne werden auch zwei Derivationen von „hold“ am Ende aufgezählt.

Dies ist eine der wenigen Stellen, in der sich in der *Dämonomanie* die Verwendung des rhetorischen Topos der Etymologie der Polemik annähert: Hexen und Unholde sind verhasst, hässlich und niemandem hold, was sich ja schon an ihrem Namen zeigt. Dass sich gerade die Etymologie für Polemik eignet, zeigt sich im 16. Jh. in vielen Texten, wobei Fischart einen großen Beitrag dazu geleistet hat. Als Beispiel sei nur auf das *Jesuiterhütlein* verwiesen, in dem sowohl die Jesuiten als auch ihr Gründer, Ignatius von Loyola, auch über etymologische Ableitungen einer derben Polemik unterzogen werden.¹⁰³

In Summe lassen sich diese Betrachtungen Fischarts als Beleg für sein „kratylishes“ Verständnis von Etymologie lesen.¹⁰⁴ Im Hinblick auf die dämonologischen Thematik geraten derartige Betrachtungen jedoch in die Nähe zu magischen Vorstellungen, die auf der Entsprechung des Mikrokosmos Mensch (und mit ihm Sprache) zum Makrokosmos des Universums

¹⁰² Die Hässlichkeit der Hexe ist ein geradezu sprichwörtlicher Topos, der jedoch eng verbunden ist mit ihrer Stellung als Gegenpol einer fruchtbaren Gesellschaft, vgl. dazu Roper, *Witch Craze*, S. 127-178. Erste Verbindungen ergeben sich vermutlich bereits in der Antike, wo die kindermordenden Geister der Lamien bereits als ausnehmend hässlich geschildert werden.

¹⁰³ „Sie nennen sich die Jesuiter./ Da sie wol hiesien Jesu zu Wider./ Oder wie Jesus hat zumal/ Beyd Schaaf und Wider hie im Stall./ Also seind sie die Wider drin./ Deßhalb sie auch auff disen Sinn/ Recht heißen Jesu Böck und Wider./ Nicht Christen, Christi Schaf und Glider“, im folgenden wird diese Ableitung noch mit dem Begriff des Antichristen korreliert. Zu Loyola: „Ich weyß, daß kommen soll eynmol/ Eyns Spanier Ignatz Lugvoll./ (Zu Teutsch gnant Feurart Lugevol)/ [...] Wirdts pflantzen [d. i. Das Jesuiterhütlein] fort in alln Gbieten/ Auff sein Sauherd, die Lugvolliten./ Die gboren sein im Feur der Hellen./ Sintemal je, wie jeder weyßt./ Ignatz ihm Fewr geboren heyßt [...]“. Fischart, *Jesuiterhütlein*, V. 499-506 sowie 573-586; S. 244 und 246. Vgl. zu dieser Polemik auch (allerdings ohne weitere Erwähnung der Etymologie) Rainer, Wolfgang. *Sprachliche Kampfmittel in der Publizistik Johann Fischarts*. Diss. Berlin: 1960; hier insbesondere S. 73-75.

¹⁰⁴ Dies Bezeichnung ergibt sich aus dem Kratylos-Dialog von Plato, der in der frühen Neuzeit wiederentdeckt wurde. Hier wird das Verhältnis von sprachlichem Zeichen und Bezeichnetem als arbiträr (nomos-These) oder als inhaltlich motiviert (physei-These) diskutiert. Für Fischart ist hierbei die physei-These relevant: „Auf der Grundlage der physei-Theorie läßt sich aus den Lautungen der Eigennamen und Appellative das Wesen der Denotata erkennen, ist Etymologie als Wesenserkenntnis, Wahrheitssuche möglich“ (Schank, *Etymologie und Wortspiel*, S. 8). Vgl. dazu auch Müller, *Texte aus Texten*, S. 106 (EN 60 und 61).

aufbauen. Wenn Wörtern eine realitätsstiftende Kraft zugesprochen wird, besteht durch diese Kausalität ein sehr viel engeres Verhältnis von Wort und Ding als dies in einer schlicht denotativen Funktion der Sprache der Fall ist.

Eine Extremposition, die sich theoretisch aus diesem Zusammenhang ergibt, nimmt auch hier Agrippa ein, wenn auch in einer eher beiläufigen Erwähnung. Da Bezeichnungen eng mit der Welt der Dinge verknüpft sind, kann sich auch durch eine Veränderung der Worte eine Veränderung der Sachen ergeben: „[N]am cum proprietates nominum ipsarum rerum indices sunt, tamquam de speculo declarantes suarum formarum conditiones: inde fit, ut mutatis nominibus, saepe res mutari contingat.“¹⁰⁵ Da die Eigenschaften der Namen die Anzeichen für die Dinge selbst sind, und gleichsam wie in einem Spiegel die Natur ihrer Erscheinungsform darlegen, ergibt sich, dass mit einer Veränderung der Namen häufig auch eine Veränderung der bezeichneten Sache einher geht. Durch diese enge Kopplung von Bezeichnung und Bezeichnetem kann die Sprachmagie folglich nicht nur Bedeutungen, sondern auch Kräfte übertragen:

In menschlicher Sprache kann ein kosmischer Zusammenhang aktiviert werden, der das Bezeichnungsvermögen der Sprache um ein magisches Wirkungsvermögen steigert. Diese Permeabilität wird vorstellbar, weil man in Sprache die Möglichkeit verwirklicht sieht, den Kosmos als Ganzes darzustellen und dem Menschen verfügbar zu machen.¹⁰⁶

Diesen Extrempositionen von sprachmagischen Überlegungen (zumal vertreten durch Agrippa) schließt sich die *Dämonomanie* nicht an. Sie folgt im Hinblick auf die Wirksamkeit von magischen Wörtern der im dämonologischen Diskurs fest verankerten sog. Zeichentheorie.¹⁰⁷ Diese spricht im dämonologischen Kontext den Handlungen und Sprüchen der Hexen eine direkte Wirksamkeit ab. Sie dienen lediglich zur Kommunikation mit Dämonen, die daraufhin aktiv werden. Die Grundlagen dieser Theorie sind bereits bei Augustinus angelegt, der die Pakte zwischen Hexe und Dämon als „pacta quaedam significationum cum daemonibus placita atque foederate“¹⁰⁸ bezeichnet, als Pakte auf der Grundlage von Zeichen, die mit den Dämonen geschlossen werden. Dieser Gedanke wird von Aquin aufgegriffen und weiter ausgeführt: Die Kunst (*Ars*) der Magie ist falsch und hat keine Auswirkungen. Sie ist als wissenschaftliche Methode nicht angebracht, weil die von ihr zum Wissenserwerb herangezogenen Mittel, wie das Betrachten verschiedener Figuren oder das Murmeln

¹⁰⁵ Agrippa, *De occulta philosophia* III, 21; S. CCLI. Vgl. dazu auch Klein, *Am Anfang war das Wort*, S. 154.

¹⁰⁶ Klein, *Am Anfang war das Wort*, S. 152, vgl. S. 145-160 für den allgemeinen Komplex der Sprachmagie.

¹⁰⁷ Vgl. zu diesem Begriff Behringer/ Jerouschek, „Das unheilvollste Buch der Weltliteratur“?, S. 71 und 77.

¹⁰⁸ Augustinus. *De doctrina christiana*, II, 30. Zitiert nach: *Aurelii Augustini Opera Omnia*. Bd IV, 1: *De doctrina christiana / De vera religione*. Turnholti, Brepols: 1962; S. 54.

bestimmter unbekannter Wörter und anderes dieser Art kein wirkliches Wissen zur Folge haben. Die Magie verwendet daher diese Mittel nicht als Ursachen (also als in der Realität tatsächlich effektive Handlungen), sondern als Zeichen, nicht jedoch als göttlich eingerichtete Zeichen.¹⁰⁹

Dicendum quod ars [magica] notoria et illicita est, et inefficax. Illicita quidem est, quia utitur quibusdam ad scientiam acquirendam quae non habent secundum se virtutem causandi scientiam: sicut inspectione quarumdam figurarum, et prolatione quorumdam ignotorum verborum, et aliis hujusmodi. Et ideo hujusmodi ars non utitur his ut causis, sed ut signis. Non autem ut signis divinitus institutus [...]¹¹⁰

Zaubersprüche und magische Rituale haben somit höchstens eine indirekte Wirkung. Dies widerspricht den kabbalistischen Ansichten z. B. bei Mirandola, der den Begriffen (angesichts der von Gottes Seite durch Sprache geleisteten Schöpfung) eine sehr viel größere Potenz zuspricht: „Ideo voces et verba in magico opere efficientiam habent, quia illud in quo primum magicam exercet naturam, vox est Dei“,¹¹¹ Sprache und Wörter sind magisch wirksam, da im ersten Akt der Magie, den die Natur ausführte, diese Sprache Gott gehörte. Daraus ergibt sich radikalisiert: „Quaelibet vox uirtut habet in magia, in quantum dei voce formatur“,¹¹² jede beliebige Stimme hat eine magische Kraft, insofern sie von der Stimme Gottes geformt wird.¹¹³

In der *Dämonomanie* wird immer wieder auf diese sprachmagischen Strömungen angespielt, wenn z. B. die Har-Har-Rufe der Hexen beim Sabbat-Tanz¹¹⁴ durch Inversion auslegt: „Ja Huar/ Hur/ für / Ruh/ Ruh“ (F 1591, S. 156 Marg.). Hier wird die Ruhe, die für das normale Sabbat-Ritual zentral ist, durch die Inversion ihrer sprachlichen Bezeichnung zusätzlich verkehrt. Ein ähnliches Bild ergibt sich beim Reif: Dieser lässt die Pflanzen erfrieren, so dass sie hinterher jedoch verbrannt aussehen. Fischart ergänzt hier: „Reiff/ wann man die buchstaben hindersich lißt/ pringts feir“ (F 1591, „Vorede“, S. [8], Marg.]). Wie bei Agrippa vorgezeichnet, entspricht hier die Verkehrung der Worte auch der Verkehrung der

¹⁰⁹ Diese hier ausgeführte Macht- und Effektllosigkeit magischer Handlungen hat jedoch keine besänftigende Auswirkung auf die Hexenverfolgungen. Wie sich z. B. im Briefwechsel zwischen Weier und Johannes Brenz zeigt (teilweise abgedruckt in Behringer, Hexen und Hexenprozesse, Dokument 199; S. 335-338), reichte allein der Versuch der Hexerei, zumal für das verinnerlichte protestantische Hexereivorgehen, zur Verurteilung aus.

¹¹⁰ Thomas von Aquin. Summa Theologiae, II, II, quaestio 96. Zitiert nach: Thomas von Aquin. Summa Theologiae. Bd. 40: Superstition and Irreverence. Hg. und übersetzt von Thomas Franklin O'Meara und Michael John Duffy. London / New York, Blackfriars / Eyre & Spottiswode / Mc Graw-Hill: 1968; hier S. 72.

¹¹¹ Mirandola, Conclusiones, IX, 19.

¹¹² Mirandola, Conclusiones, IX, 20.

¹¹³ Vgl. zur Kritik an diesen Ausführungen Mirandas vgl. F 1591, S. 47.

¹¹⁴ Vgl. F 1591, S. 110 sowie Kap. 7.

Dinge.

Das Übergreifen von sprachlichen Gegebenheiten auf die so bezeichnete Wirklichkeit wird im Text in Summe weniger negiert als vielmehr dämonisch markiert. Die „magischen“ Thesen von Mirandola und Agrippa werden vehement abgelehnt, ohne dass sie dabei jedoch in letzter Konsequenz widerlegt werden. Dies würde bedeuten, den Bezug von Sprache zur Wirklichkeit zu schwächen, und in letzter Konsequenz ein komplett arbiträres System anzusetzen, was gleichzeitig die Wirksamkeit rhetorisch-dialektischer Funktionen einschränkt. Die Rolle der Etymologie als dialektischer *Locus* wird zwar bereits bei Agricola beschnitten, sie bleibt jedoch erhalten, indem betont wird, dass diese Begriffe zwar nicht auf die Wirklichkeit, sondern auf den kollektiven Sinnhorizont einer Sprachgemeinschaft verweisen. Im Sinne eines kratylischen Sprachverständnisses schwankt die *Dämonomanie* daher im Hinblick auf die etymologischen Tendenzen zwischen einem arbiträren Sprachverständnis (das von der dämonologischen Zeichentheorie vorausgesetzt wird) und einer nicht genauer definierten realistischen Position, die eine enge Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem postuliert. Dieses Oszillieren ist von der Thematik her vorgesehen, und erscheint auch bezüglich der zu untersuchenden Materie der Hexerei als unproblematisch. Ähnlich wie die Humanistische Dialektik mit dem Hinweis auf topische Funktionen das problematische Verhältnis von Sprache und Welt, das letztlich hinter der Frage der Wahrheit der Rede steckt, entschärfen kann, zeichnet sich auch in der Dämonologie eine elegante Lösung ab: Es wird keine Wirksamkeit z. B. der Zaubersprüche postuliert, da es ja bereits ausreicht, wenn die Hexen bzw. Magier daran glauben. Eine genaue Analyse der dahinterstehenden Funktionen kann jedoch helfen, ein wenig Licht in den dunklen Sachverhalt der Dämonologie zu bringen, ohne dass es dabei nötig ist, sich bei diesen Ausführungen ständig zu distanzieren.

Tendenzen der Akkomodation lassen sich auch in den Übertragungsstrategien erkennen, derer sich das *Teuffelsheer* bedient. Der französische Text entnimmt einen großen Teil des dämonologischen Fachvokabulars direkt aus dem Lateinischen und überträgt sie ins Französische.¹¹⁵ Fischart relatinisiert diese Begriffe in der Regel wieder (wie er auch versucht, generell das Französische in der Übertragung zu vermeiden), und fügt bei lateinischen oder griechischen Begriffen in aller Regel eine direkte deutsche Übersetzung hinzu.¹¹⁶ Die *Démonomanie*

¹¹⁵ Der Hintergrund dieser Technik scheint darin zu liegen, dass der an sich reiche Vokabelstand, den das Altfranzösische für diese Thematik bereithält, im Hinblick auf das als neu empfundene Hexereidelikt des 16. Jhs. unbrauchbar erscheint. Vgl. Lange, Untersuchungen zu Bodins *Démonomanie*, S. 36 f. sowie grundlegend Wagner, *Le vocabulaire magique*.

¹¹⁶ Beispiele dafür finden sich an vielen Stellen im Text. In größerer Frequenz zeigen sich derartige Übersetzungen im vierten Buch, das in besonderem Maße auf lateinische juristische Fachbegriffe zurückgreifen muss. Einige Belegstellen für die Doppelung der Begriffe sind: „[...] soll mit Monitoriis vnd ermanungen

bietet an diesen Stellen eine quasi-volkssprachliche juristische Einführung, indem das Fachvokabular angepasst wird. Gerade im Hinblick auf juristische Inhalte erscheint das *Teuffelsheer* genauer, hier werden die Fachbegriffe „im Original“, also lateinisch, angeboten, jedoch mit einer volkssprachlichen, sinngemäßen Übertragung supplementiert.

Diese Strategie stößt an ihre Grenzen, wenn es um Inhalte geht, zu denen sich keine direkte deutsche Entsprechung finden lässt, wie z. B. bei Begriffen aus der antiken Sagenwelt. Hier bemüht sich das *Teuffelsheer* um näherungsweise Entsprechungen, wenn z. B. in der „Vorred“ der von Bodin verwendete Begriff „Hiphialtes“ sehr ausführlich mit „Alpen oder Vnderliglinsteuffel vnd Trutten oder Schretzel“ wiedergegeben wird (F 1591, „Vorred“, S. [5]; vgl. B, pag. e1v). Eine Parallelstelle findet sich wenig später: Hier werden in der französischen Vorlage die griechischen Bezeichnungen Ephialtes und Hiphialtes genannt und deren lateinische Entsprechungen, die Incubos, Succubos und Sylvanus sowie der französische Begriff „Dusios“ (vgl. B e4r). Fischart ergänzt hier noch die Nebenform „Drusios“ (vgl. F 1591, „Vorred“, S. [11]).¹¹⁷ Als deutsche Entsprechungen der Begriffe führt er die „Truten“ an (über die Wandlung von „Dusios“ zu „Drusios“ erscheint hier eine phonetische Verbindung), sowie die „Auff vnd Vnderhocker“.

Diese deutschen Bezeichnungen sind auf den Inhalt bezogen im Detail keineswegs deckungsgleich mit den Geistern der griechischen und römischen Antike. Die Vorstellungen von den Ephialtes, den Incubi sowie des Sylvanus lassen sich noch auf einen Nenner bringen: Hintergrund ist die Vorstellung eines Geistes, der als Sender von Alpträumen auf den Schlafenden liegt (wie auch der „Alp“¹¹⁸). An diese körperliche Stellung knüpften später christliche Autoren die Idee des Geschlechtsverkehrs mit Dämonen, wobei auch der Succubus (als der Geist, der sich unter die Schlafenden legt) eine gewisse Rolle spielt.¹¹⁹ Dementgegen

fürgenommen werden“ (F 1591, S. 204), „die Complices vnnnd Mitschuldige einerley Vbelthat“ (ebda), „hefftige Vermutungen vnd Violentas praesumptiones“ (F 1591, S. 206). Die *Démonomanie* ist an diesen Stellen einsprachig: „se doit faire par monitoires“, „complices accusateurs de mesmes crimes“ (beide B, pag. 168v), sowie „de violentes presumptions“ (B, pag. 170v). Der Text ist hier um größtmögliche juristische Genauigkeit bemüht, so dass sich in der *Dämonomanie* generell wenig translatorische Sprachspiele zeigen, wie sie z. B. in der Geschichtsklitterung sehr häufig sind (vgl. zu den Übersetzungsstrategien im Hinblick auf das Französische in diesem Werk Weidmann, Karl. Der Einfluss des Französischen auf Fischarts Wortschatz im Gargantua. Giessen, Hof- und Universitätsdruckerei Otto Kindt: 1913).

¹¹⁷ Zusätzlich gibt er Bodins Begriff „Gaulois“ im Sinne der bereits dargestellten Völkerwanderungstheorien mit „Die alten Teutschen Gallier“ wieder. Indem der französische Kontext damit gelöscht wird, erscheint diese Passage sehr viel unmittelbarer relevant für den deutschsprachigen Raum.

¹¹⁸ Vgl. dazu ausführlich Ranke, F. Lexikonartikel „Alp“ in: HWdA, Bd 1, Sp. 281-305.

¹¹⁹ Vgl. Prescendi, Francesca. Lexikoneintrag „Incubus oder Incubo“ in: Pauly, Bd. 5, Sp. 964f. In dieser Tradition der Vermischung der Konzepte steht auch noch der Zedler, der unter dem Eintrag „Alp“ (Bd. 1, Sp 1327f.) eine Vielzahl von volkssprachlichen Entsprechungen auflistet: „Alp, Nachtmännlein, Trutten, Schröterlein, die Mohr“. Ergänzt werden diese Bezeichnungen mit dem lateinischen „Incubus, ad incumbendo, (weil es den Patienten vorkommt, als lege ihnen eine grosse Last auf der Brust)“, sowie dem griechischen „Ephialtes, ἐφιάλτης απο το ἐφιάλλεσθαι, infilire, auffspringen“. Aus dem Französischen wird „Cauchemar, Cochemar“ erwähnt. Hier zeichnet sich jedoch eine medizinische Interpretation dieses Phänomens ab, wenn zusätzlich

steht der „Aufhocker“, ein Geist, der in der Regel einsame Wanderer befällt, zumeist auf dem Weg durch ein bestimmtes Waldstück, und sich ihnen auf die Schultern setzt.¹²⁰ Zu Fischarts „Vnderhocker“ konnten keine Belege gefunden werden, vermutlich handelt es sich hier um den Versuch, parallel zum Konzept der Succubi und Incubi eine Entsprechung zu den Aufhockern zu bilden.

Angesichts der Unschärfe, mit der die *Dämonomanie* diese Konzepte verwendet, erübrigt sich jedoch eine genauere Auffächerung dieser Vorstellungen aus der frühneuzeitlichen Geisterwelt. Für den dämonologischen Diskurs, speziell für den unterstellten Geschlechtsverkehr der Hexen und Hexenmeistern mit Dämonen, sind lediglich die Konzepte der Succubi und Incubi relevant (die einem entsprechenden Publikum im 16. Jh. nicht weiter erklärt werden müssen). Dementsprechend sind die „deutschen“ Geister hier nicht als Übersetzungsversuche zu lesen, sondern vielmehr als Aktualisierungen von Geistervorstellungen aus dem Volksglauben, die als Anknüpfungspunkte einer Akkomodation des gelehrten Diskurses dienen. Eine vollständige Übereinstimmung ist dabei nicht notwendig, da bereits das Aufrufen verschiedener Elemente der Geisterpopulation ausreicht, um die Konzepte der verschiedenen Diskursebenen einander anzunähern.

Sehr viel direkter tritt die Akkomodation in Erscheinung, wenn im *Teuffelsheer* Exempel oder Ergänzungen aus dem deutschsprachigen Raum hinzugefügt werden. Hierzu findet sich eine ganze Reihe von Beispielen, die hier kurz angeschnitten werden können. Auf S. 97 erwähnt Fischart das Beispiel Hans Veters, der eine dämonische Besessenheit vortäuschte, um sich Almosen zu erschleichen. Er wurde schließlich in Nürnberg entlarvt und „darüber mit Ruten außgestrichen“.

Kritisch gefärbt ist die kurze Darstellung der verschiedenen Bräuche, die sich um die Figur des St. Urban angelagert haben (inklusive dem „ertrencken“ seiner Figur im Dorfbach, damit das Land fruchtbar wird, vgl. F 1591, S. 139), oder den im Gegensatz dazu positiv geschilderten Brauch der „Alten Teutschen“, ihre Kinder zur Abhärtung nach der Geburt durch kaltes Wasser zu ziehen (vgl. F 1591, S. 187).

Ein sehr eindrückliches Beispiel für Akkomodation ist die „[...] wunderlich Geschichte von einem Killkropff oder Wechsel Kind von Halberstadt“ (F 1591; S. 132 Marg.), die

das „Asthma nocturnum“ als Synonym angeführt wird.

¹²⁰ Vgl. Ranke, F. Lexikoneintrag „Aufhocker“ in: HWdA, Bd 1, Sp. 675-677. Die Bezeichnung „Unterhocker“ ließ sich nicht weiter verifizieren, es handelt sich hierbei vermutlich um eine Analogiebildung Fischarts zu „Aufhocker“, um das Begriffspaar „Incubus“ und „Succubus“ wiederzugeben.

Fischart zusätzlich zum Thema der sog. „Wechselbälger“ anführt.¹²¹ Hier ist der deutsche Kulturraum bereits im Vorfeld angesprochen, wenn auf die Ausführungen Sprengers (bzw. Kramers) im *Malleus* über die Zustände in Deutschland verwiesen wird. Dies wird durch ein Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum ergänzt:

(Wie wir dann dessen ein Mercklich Exempel haben/ so bei Menschengedencken inn Sachssen bei Halberstatt fůrgangen: Da hat ein Mann auch ein Wechselskind oder wie sie es bei ihnen zunennen pflegen/ einen Kilkropff/ weil es stąts im Kropff killet/ der seine Mutter vnd sonst fůnff Mumen gar außgesogen/ vnnd vber das so viel als irgends Bauren oder Trescher essen mőchten/ gefressen hatte. Als nun der gut Landmann solches in die ląnge zuerschwingen verzagte/ gaben ihm die Leut den Raht er solt den Wehselbalg zur Walfahrt gehen Hockelstatt zur Jungfraw Marien geloben/ vnnd daselbst wiegen lassen. Diesem folget der Mann/ vnd trągt den schőnen Plunder dahin inn einem Korb. Wie er es vber ein Wasser trągt/ vnnd auff dem Stege oder der Brucke gehet/ so ist ein Teuffelvnnten im Wasser/ der ruffet ihm zu vnnd spricht/ Kilkropff/ Kilkropff. Da antwortet das schőn Muster/ so im Korb saĐ/ vnnd zuuor nie kein Wort geredt hatte/ Ho/ Ho/ Ha. DeĐ war der Mann vngewohnt vnd sehr erschrocken. Inn deĐ rufft der Teuffel im Wasser abermal/ vnd fragt Killkropff wohin? Der Killkropff antwort auff gut Sāchssisch: Ick will gehen Hockelstatt zur Lefen Frawen/ vnnd mick allda laten wigen/ dat ick mőg etwa digen Wie solchs der Baur horet/ ergrimmet er vber dem handel/ vnnd besinnet sich kurtz/ vnd wirfft alsbald das Kind mit dem korb ins Wasser. Da fuhren die zwen Teuffel zusammen/ schreien/ Ho/ Ho/ Ha/ vnd bůrtzelten vnd vberwarffen sich mit einander/ vnd verschwunden demnach also) (F 1591; S. 132)

Derartige Geschichten von Wechselkindern oder Wechselbālgern sind in verschiedenen Variationen sehr hāufig.¹²² Die typischen Charakteristiken, der unmāĐige Hunger des Kindes sowie die letztendliche Aufdeckung seiner Natur, indem man es ins Wasser wirft, sind auch in anderen Erzāhlungen dieser Art zu finden.¹²³ Auffallend ist die lokale Verortung dieser Geschichte, die eine zentrale Rolle bei der Akkomodation des Stoffes spielt. Die Erzāhlung wird sowohl lokal (durch die mehrfache Nennung von Orten) wie auch sprachlich-dialektal (durch die Transkription des Dialekts) in Deutschland verortet.

Es finden sich hier bis in die Details der Formulierungen ősberseinstimmungen zwischen Fischarts Version der Geschichte und der Form, die in Johannes Aurifabers

¹²¹ Gemeint sind damit in der Regel verschiedene Geschőpfe, die von Dāmonen mit dein eigentlichen Kindern vertauscht werden Vgl. dazu Piaschweski, Gisela. Lexikonartikel „Wechselbalg“ in: HwdA, Bd. IX, Sp. 835-864. Zu der Bezeichnung Kielkropf (und seinen verschiedenen Abwandlungen) in Nord- und Mitteldeutschland vgl. ebda, Sp. 837.

¹²² Wie auch die Verbindung von Kindern und dem Teufel als Sagenmotiv eine zentrale Rolle spielt, vgl. dazu Rőhrich, Lutz. Lexikoneintrag „Kind dem Teufel verkauft oder versprochen“. In: EdM, Sp. 1247-1253.

¹²³ Thompson verzeichnet sie als Motiv Nr. F321.1.2 bzw. F 321.4.1. Vgl. Thompson, Stith. Motif-Index of Folk-Literature. A Classification of Narrative Elements in Folktales, Ballads, Myths, Fables, Medieval Romances, Exempla, Fabliaux, Jest-Books, and Local Legends. Bloomington/ London: Indiana University Press: 1966; Bd. 3; S. 62f.

Sammlung der Luther'schen Tischreden (erstmalig 1566) überliefert ist,¹²⁴ wie z. B. die Wiedergabe des Ortsnamens mit „Hockelstatt“, die sächsische Antwort des Kindes, das mehrfache Ho! Ho! Ha!, das „Überwerfen“ der beiden Dämonen im Wasser sowie der Name „Killkropf“, so dass davon ausgegangen werden kann, dass Fischart die Geschichte aus Aurifabers Edition übernahm, die er als prominenter Vertreter des reformatorischen Lagers gekannt haben dürfte. In den Tischreden sind mehrere Verweise auf Wechselbälger erhalten,¹²⁵ die Killkropf-Episode ist dabei jedoch die ausführlichste und in mehreren Handschriften überliefert.

Auf den ersten Blick ist diese Erkenntnis wenig erhellend, da die Geschichte auf einen beliebten Sagenstoff aufbaut und nicht genuin der Phantasie Luthers angerechnet werden kann. Sie belegt jedoch das kombinatorische Vorgehen bei der Texterstellung: Hier wird, um die Formulierung Müllers aufzugreifen, die Vorlage beim kombinatorischen Prozess gänzlich gelöscht: „Bei expositorischen Texten muss der Rezipient dem Argumentationsziel zuliebe den ursprünglichen Kontext vergessen. [...] Je vollständiger die Prätexte verschwinden, desto gelungener die Kompilation.“¹²⁶ Fischart (und vor ihm Bodin) greift bei der Erstellung seines Textes auf eine Vielzahl von Prätexten zurück, die im Sinne einer Kombinatorik argumentativer Bruchstücke neu kombiniert werden. Der Schwerpunkt liegt dabei ausdrücklich auf dem neu entstandenen Text, so dass einzelne Elemente nicht zwingend mit ihrer Herkunft markiert werden müssen.

In seiner *Magia* von 1628 greift Bernhard Albrecht ebenfalls auf diese Episode zurück,

¹²⁴ Der Wortlaut in dieser Ausgabe: „In Sachsen bey Halberstadt/ hat ein Mann auch einen Kilkropff gehabet/ der seine Mutter/ vnd sonst fünff Mumen gar ausgesogen vnd vber das viel gefressen hatte/ vnd seiner seltzam begunst. Diesem manne haben die leute den rath geben/ er solt in zur Walfahrt gen Hockelstadt zur Jungfrau Marie geloben/ vnd daselbst wiegen lassen. Diesem folget der Bawer vnd tregt in dahin in einem Korbe/ Wie er in aber vber ein Wasser tregt/ vnd auff dem Stege oder der Brücke gehet/ so ist ein Teufel vnten im Wasser/ der ruffet im zu vnd spricht/ Kilekropff/ Kilekropff. Da antwort das Kind/ so im Korbe sass/ vnd zuuor nie kein wort geredet hatte/ Ho/ Ho. Des war der Bawer ungewonet/ vndd sehr erschrocken. Darauf fraget der Teufel im Wasser ferner/ Wo wilt du hin? Der Kilekropff sagt/ Ich wil gen Hockelstedt zu vnser lieben Frawe/ vnd mick laten wigen/ dar ick möge gedigen. [//] Wie solchs der Bawer höret/ das das Wechselkind reden kan/ welchs er zuuor nie von im vermerckt/ wird er zornig vnd wirfft das Kind als balde ins Wasser mit dem Korbe darinne ers truge. Da waren die zweene Teufel zu sammen gefaren/ hatten geschrien ho/ ho/ ha/ mit einander gespiet vnd sich vberworfen/ waren darnach zugleich verschwunden.“ Zitiert nach: Luther, Martin. Tischreden// Oder// COLLOQVIA [...] Hg. von Johannes Aurifaber. Eisleben, bei Urban Gaubisch: 1566, hier S. 300vf. Die WA führt diese Geschichte unter der Nummer 4513, vgl. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden. Bd 4, Weimar, Böhlau: 1916 [Reprint Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt: 1967]; S. 357f. Nach der WA steht „Hockelstadt“ für den Ort Hakenstädt bei Neuhalldesleben, wo sich ein wundertätiges Marienbild befunden habe. Diese Geschichte findet sich auch im *Anthropodemus Plutonicus* von Johannes Praetorius (S. 441; vgl. dazu Kap. 20).

¹²⁵ Vgl. z. B. 2528f., 3676, 5207, 6831. In der Ausgabe von Aurifaber findet sich auch die Erklärung des Namens Killkropf: „welchs man darumb so heisset/ das es stets im kilt im Kropff“. Dass die Natur dieses Wechselbals aufgedeckt wird, als er in den Bach geworfen wird, korrespondiert mit Luthers Rat, diese Kinder konsequent zu „erseuffen“, da sie letztlich nur eine Fleischmasse, eine „*Massa carnis*“ ohne Seele seien. Vgl. Aurifaber, *Colloquia*, ebda.

¹²⁶ Müller, *Texte aus Texten*, S. 77.

wobei er ausdrücklich die Tischreden als Quelle nennt (und nicht die ebenfalls oft zitierte *Dämonomanie*).¹²⁷ In diesem Werk taucht Luther an vielen Stellen als Autorität im Bezug auf dämonologisches Handeln auf.¹²⁸ Diese Verweise können jedoch nicht losgelöst von einer konfessionellen Propaganda gehandhabt werden. Die meisten Rückgriffe beziehen sich zwar auf Exorzismen oder auf allgemeine Aussagen Luthers über die Teufelsfigur, also auf Inhalte, die nicht in erster Linie konfessionspolemisch nutzbar sind, dennoch finden sich immer wieder (verbunden mit oder losgelöst von der Figur Luthers) polemische Exkurse gegen das „Bapsthumb“. Albrecht geht dabei so weit, dass er die verschiedenen abergläubischen Handlungen (inklusive der Taten der Hexen) mit katholischen Ritualen gleichsetzt:

Aber das haben Evangelische Christen zu bedencken/ daß mehrgedachtes abergläubisches Wesen ein alter Sawerteig ist des Bapsthumbs/ darinnen allerley Aberglauben/ Alfantzerey/ Teuffelsgespenst/ Zauberey/ Segensprecherey im Schwang gangen vnd getrieben worden/ deren einen guten theil sie von den Jüden empfangen/ die Jüden von den Heyden/ die Heyden aber vom Teuffel vnd seinem eingeben. Welcher Christ wolte sich dann dieses Heydenflüchtigen Wesens gern theihafftig machen? Hat nun der HErr Christus seine Jünger für der Phariseer vnd Saduceer Sawerteig gewarnet [Marg: Phil 2. v. 1]/ warumb solt es nicht auch bey den Christen heissen: Hütet euch für dem alten Sawerteig der Papisten/ Jüden vnd Heyden?¹²⁹

Diese Passagen belegen zum einen, dass der dämonologische Diskurs der Frühen Neuzeit in einer enormen funktionalen Polyvalenz auftauchen kann.¹³⁰ Sie ist jedoch auch Beweis dafür, dass ein kenntlich gemachter Rückgriff auf Luther nicht konfessionell neutral stattfinden kann. Anders gesagt: Luther ist für einen im 16. Jh. in den Grundzügen ökumenisch angelegten Diskurs, wie es die Wissenschaft von den Hexen ist, zu stark protestantisch konnotiert, als dass er als Autorität z. B. in der *Dämonomanie* ohne erheblichen Rechtfertigungsaufwand herangezogen werden könnte. Indem seine Person nicht erwähnt wird, verbleibt die Passage in der *Dämonomanie* in ihrer Funktion der kulturellen Akkomodation, als ein einprägsames und unterhaltsam geschildertes Exempel für die Existenz von Wechselbälgern, das fest im deutschsprachigen Raum verankert ist,¹³¹ und umgeht zumindest

¹²⁷ Vgl. Albrecht, Bernhard. *Magia*, S. 201.

¹²⁸ Vgl. exemplarisch Albrecht, *Magia*, S. 6, S. 35-39 sowie S. 101f.

¹²⁹ Albrecht, *Magia*. S. 138. Die hier durchscheinende stark antikatholische Haltung spiegelt sich auch in der Biographie Albrechts, der 1627 als protestantischer Oberprediger (Senior) der Augsburger Kreuzkirche nach Nördlingen vertrieben wurde. Vgl. dazu den Eintrag „Albrecht, Bernhardus“ in Zedler, Bd. 1, Sp. 1035.

¹³⁰ Für eine genauere Darstellung von dämonologischen Elementen in der Konfessionspolemik vgl. Clark, *Thinking with Demons*, S. 532-537.

¹³¹ Ähnlich wie Nürnberg fällt im Text auch Halberstadt durch eine gewisse Produktivität in Bezug auf dämonologische Motive im Text auf. Auch der dem Teufel verfallene Priester Johannes Teutonicus wird dort verortet (ein Verweis auf diese Figur findet sich in Kap. II, 4 der *Dämonomanie*, vgl. dazu Kap. 11.3 in dieser Arbeit).

an dieser Stelle den Komplex der konfessionellen Streitigkeiten.

17. 4 Paradigmatische Strukturen

Die Parenthesen und Zusätze im *Teuffelsheer* zeichnen sich dadurch aus, dass sie an funktionale topische Kopplungsmöglichkeiten im Fließtext anknüpfen und dass sie darüber hinaus in unterschiedlichem Maße ein eigenes Verweis- und Anschlussystem aufbauen können. In diesem Abschnitt soll die letzte Gruppe betrachtet werden, also inhaltlich divergente Zusätze, bei denen diese Eigenlogik und der daraus resultierende Konflikt mit der Kohärenz des Fließtextes in besonderem Maße deutlich wird.

Kürzere Zusätze erscheinen häufig als knappe Notizen zum Text, die produktionsästhetisch auf einer spontanen Reaktion auf das bzw. Assoziation zum Gelesenen zu beruhen scheinen. Wenn zum Beispiel in der „Vorred“ (F 1951, S. [3]) betont wird, dass der dämonische Liebhaber der Harwilerin als ein etwa 30-jähriger Mann erschienen ist, weil dadurch der Teufel „vnsers erlösers Christi Jesu treissig jähig alter/ inn welchem er sein Messias Ampt zu erzeugen angefangen/ spotts und trotzweiß nachzukömmen“ versucht, so spinnt dieser Zusatz den Gedanken fort, dass der Teufel ständig versucht, die Werke Gottes nachzuäffen, zu parodieren und ggf. zu invertieren. Eine eigene Thematik oder eigene topische Anschlussmöglichkeiten finden sich in diesem Zusatz nicht.

Im Gegensatz dazu werden in vielen längeren und strukturell heterogenen Einschüben topische Funktionen evident, die von der Argumentationsstruktur des eigentlichen Textes abgekoppelt sind und eine eigene Verweisstruktur entwickeln. Ihre Verknüpfung zum Text besteht im Anfüllen eines angebotenen Paradigmas, wobei der ursprüngliche Zusammenhang in den Hintergrund tritt und lediglich einen thematischen Kern vorgibt, „zu dem Parallelen gefunden werden“.¹³²

In Kapitel II, 1 („Von der Magy oder Zauberey inn gemeyn“) findet sich bei Bodin ein Katalog von Bezeichnungen aus verschiedenen Sprachen, die sich auf vermeintlich freundliche Geister beziehen, die von den Hexen und Zauberern angerufen werden. Es werden die Begriffe „Esprit familier, & en Afrique les Daemons blancs: & en Grece les Sybilles: & en Allemaigne les blanches Sybilles, & in Frances les Féés.“ (B, pag. 52r) aufgezählt. Fischart nennt als deutsche Bezeichnung die „Wißtruten vnnnd Schneeweissen Sybillen/ vnd die

¹³² Seitz, Dieter. *Johann Fischarts Geschichtklitterung. Zur Prosastruktur und zum grobanischen Motivkomplex.* Frankfurt am Main, Athenäum: 1974; hier S. 97. Der von Seitz ebda. verwendete Begriff der „Assoziation“, auf dem diese Kataloge beruhen, übergeht jedoch die eigentlich dahinter stehenden topischen Mechanismen.

Mörfinnen“ und ergänzt in der zweiten Auflage zum französischen Begriff, mit einer Assoziation zum französischen „les Fées“ die lateinische Bezeichnung „Fatiferae“ (die Todbringenden; F 1586, S. 200). Diese Ergänzungen sind jedoch nur das Vorspiel zu einer sehr viel ausführlicheren Betrachtung:

(Welches etliche für der Heidnischen Römer Forst hütende Faunos halten: Daher auch/ wie man meint/ das wort Finnen soll entstanden sein: Dieweil sie sich beides inn Franckreich zu Lusignan/ welchs inn Försten gelgen/ vnd auch in Teutschland inn der Ortnaw auff Stauffenberg/ so gleichfalls mit grossen Wälden umgeben/ haben beinah auff einerley weiß in Weiblicher gestalt vnnd Bulschafft sehen lassen. Wiewol etlich diß Wort Finnen von Venus herziehen: Dieweil man bei vns Teutschen vil geschriben Gedicht vom Venusberg bei Brisach/ vnd ihren darinn schlaffenden Rittern / singet vnd vmbtragent. Andere meynen/ es komme von der Rählers aufgebende Spyngge zu Thebe/ welche Mörspinn sich ins Mör gestürzt hat/ da ihr der Blutschänderisch und Vattermörderisch König Oedipus ihr im auffgeben Rählers vom Thier/ welches dreyzehen Füß eins tags abwechsset/ auffgelöst gehabt. Aber ich denck/ dies Finge habe sich eben im Möre ertrencket/ wie der obengedacht schwarzt Hund des Cornelij Agrippe. Das aber dies Sphynx ein Teuffelsgespent gewesen sey/ gibt es nit allein die ir angedicht scheußliche Gestalt/ das sie ein Haupt und Händ gehabt wie ein Jungfraw/ ein Leib wie ein Hund/ Flügel wie ein Vogel/ Nägel wie ein Löw/ ein Schwantz wie ein Trache/ vnd Sprach vnd Stimm wie ein Mensch: Sondern auch das sie die fürwanderenden Leut gemördt/ vnd dem gedachten Vattermörder zu seinem Blutschänden/ vnd dem darauß folgenden Jamer/ Krieg/ vnnd Brudermörden/ hat gleichsam anleitung gegeben.) (F 1591, 67)

Die Parenthese folgt nicht der Funktion der *Enumeratio*, die der Text vorgibt, wobei gerade eine solche Aufzählung angesichts der bei Fischart häufig anzutreffenden Ketten eigentlich produktiv sein müsste. Der Zusatz setzt am Begriff „Fées“ an und folgt einer Vielzahl von selbst erzeugten lautlichen und etymologischen Verweismöglichkeiten, die hier nur angedeutet werden können.

Zunächst soll einmal der Gedankengang nachvollzogen werden: Den Ausgangspunkt stellt die enge lautliche Verwandtschaft der Begriffe „Fee“ und „Faunos“ dar. Auf diese lateinische Wurzel wird der Begriff „Finne“ zurückgeführt. Dieser Begriff steht hier für eine bestimmte (weibliche und durch ihre „Bulschafft“ erotisch konnotierte) Erscheinungsform von Geistern.¹³³ Berichte über die Erscheinungen von Finnen beziehen sich stets auf bewalde-

¹³³ Es war nicht möglich, weitere Belege für diesen Begriff zu finden, vermutlich ist liegt hier der Versuch zugrunde, das französische „la fée“ mit einem ähnlich klingenden deutschen Begriff wiederzugeben. Inhaltlich ergeben sich zum Begriff „Finne“ kaum sinnvolle Ansatzpunkte: Baufeld verzeichnet unter dem Lemma „Finne, pfinne, pfyne“ unter Rückgriff auf Fachtexte aus dem juristischen und medizinischen Bereich die Bedeutungen „Hautknötchen“ oder „Finne“ im Sinne von Larven (vgl. Baufeld, Christa. Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Tübingen, Niemeyer: 1996; S. 89 bzw. XXVII f.). Das etymologische Lexikon von Pfeifer verzeichnet zusätzlich noch die mittelhochdeutsche Bedeutung „Flosse, Feder“ (vgl. Pfeifer, Wolfgang. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin, Akademie Verlag, 1993; Bd. 1; S. 345). Es

te Gebiete wie Lusignan oder die Landschaft um die Burg Staufenberg. Eine weitere Möglichkeit der etymologischen Ableitung besteht über „Venus“, da sich auch hier über den Venusberg bei Breisach der Kontext von Wald und Berg bewahren lässt.¹³⁴ Der Begriff „Venus“ leitet über zur Sagenwelt der Antike: Es wäre auch möglich, die Sphynx von Theben als Namensgeberin anzusetzen, die Rätsel aufzugeben pflegt. Aus dem Namen „Sphynx“ (bzw. „Spynge“) werden in einer Vielzahl von möglichen Graphien weitere Ableitungen gebildet. Sie erscheint als „Mörspinn“, die sich ins Meer stürzt, nachdem Ödipus das ihm gestellte Rätsel gelöst hat.¹³⁵ In der Bezeichnung „Mörspin“ lassen sich die Wörter „Meer“ und „Sphynx“ finden. Es ergibt sich zudem eine Assonanz zu Fischarts Bezeichnung für Wassergeister, „Mörffinnen“. Dieser Begriff lässt sich nicht weiter belegen, die hier mitschwingenden Konnotationen des Begriffs „Mör“ reichen über die Verwandtschaft mit „Morast“¹³⁶ über „Meer“ bis hin zu der Bezeichnung für eine Muttersau, die auch als Beleidigung für Menschen verwendet wurde.¹³⁷ Bei Praetorius taucht dieser Begriff jedoch später im Hinblick auf Wassergeister wieder auf.¹³⁸ Am wahrscheinlichsten ist, dass dieser Begriff in Anlehnung an das französische „la fée“ gebildet wird, mit Einbezug des Begriffes „Mör“ für „Meer“, eventuell in Anlehnung an die Bezeichnung „Meerminne“ für eine Nixe, die ebenfalls bei Praetorius erwähnt wird.¹³⁹

Der zweite Teil der Bezeichnung „Mörspin“, das Morphem „spin“, lässt weitere Anschlüsse zu: In der Marginalie dazu vermerkt Fischart „Daher das wort Gspingst“, als Schreibvariante, die sowohl „Gespenst“ als auch „Gespinst“ beinhaltet. Diese Marginalie wird an späterer Stelle im Text wieder aufgegriffen, wenn erklärt wird, dass die Sphynx ein „Teuf-

finden sich in diesem Begriff jedoch auch lautliche Annäherungen an Fischarts Begriff der „Mörffin“, s. u.
¹³⁴ Die Dreiergruppe Lusignan, Stauffenberg (bei Durbach im heutigen Ortnaukreis) und Venusberg (hier bei Breisach lokalisiert) taucht auch in Fischarts Beschreibung des Lebens des Ritters von Stauffenberg auf. Hier wird zu Beginn des Prologs nach Zeugen gefragt, die den Ruhm der Stauffenberger bezeugen können: „Wen wöllen wir aber ruffen an, // der zu dem Werck vns bei soll stahn? // Wollen wir hie bestellen lan // die Melusin von Lusignan, // [...] Oder wollen wir wecken auff // Inn Venusberg den schläffrigen Hauf, // Den Tanhäuser vnd Sachssenheymer, // Die doch darbei sind gute Reimer, // Sampt ihes Treuen Eckharts Zwerg, // Der sie bei Brisach führt inn Berg?“ (Fischart, Johann. Erneuerte Beschreibung [...]; Z. 35-38 u. 55-60). Zum Hintergrund der Dichtung und zu den mythologischen Bezügen vgl. die Einleitung Hauffens zu dieser Textsammlung, insbesondere S. LIII.

¹³⁵ Warum Fischart hier beim Rätsel der Sphinx „dreyzehn Fuß“ zählt, konnte nicht aufgelöst werden.

¹³⁶ Im Zedler taucht z. B. der Begriff „Morsa“ als Synonym für „Sumpff“ auf (vgl. Zedler, Bd. 21 Mi-Mt; Sp. 1448).

¹³⁷ Vgl. dazu, mit Belegen aus dem 16. Jh., Grimm, Wörterbuch, Bd. 6, Sp. 2526; sowie Fischer, Hermann. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. IV. Tübingen, Laupp: 1914; Sp. 1747.

¹³⁸ Vgl. dazu die Überschrift „Von Nixen // Mörffinnen / Syrenen / Meerwun // dern / Nymfen / Wasserweibern“ für das Kapitel 13; Praetorius, Anthropodemos, S. 28. Fischart verwendet diesen Begriff häufig, thematisiert ihn in der *Dämonomanie* nur am Rande: Er übersetzt in der *Dämonomanie* Bodins Begriff „la fee“ mit „Mörffinnen“, betont jedoch in der Marginalie den lateinischen Zusammenhang, der sich auch im Text findet: „Mörffinnen sind Lamiae.“ (F 1591, S. 263 Marg.). In Abwandlung findet sich der Begriff auch auf der Titelseite seiner Bearbeitung des Ritters von Stauffenberg, die darauf verweist, „Was wonders ihme mit einer // Meervein oder Mörfähe sei begegnet.“

¹³⁹ Praetorius, Anthropodemos, S. 441.

felsgespenst“ sei. Eine weitere Schreibvariante des Namens ist „Finge“, was wiederum die Nähe zu den erwähnten „Finnen“ sowie zum Wortfeld „fangen“ (die Sphynx fängt ihre Opfer und tötet sie, sofern sie ihre Rätsel nicht lösen können).

Diese Kette der Assoziationen beschränkt sich jedoch nicht nur auf den phonetisch-etymologischen Bereich. Als Gegenposition zu Fischarts Erklärungen im Fließtext wird in einer Marginalie noch vermerkt, dass „die Sphynx ein Affengeschlecht sey“ (in diesem Kontext beschränkt sich der Text auf die griechische Schreibweise), mit Albertus Magnus und Solinus als Autoritäten. Zusätzlich taucht, motiviert durch den Sprung der Sphynx ins Meer, der bereits notorische schwarze Hund von Agrippa von Nettesheim auf, der sich nach dem Tod seines Besitzers in den Fluss gestürzt haben soll.¹⁴⁰

Die Figur der Sphynx wird durch diese graphemischen Varianten und dämonologischen Konnotationen aus dem Kontext der fernen antiken Sagenwelt herausgenommen und mit einer Vielzahl von möglichen Kopplungen für den zeitgenössischen frühneuzeitlichen Diskurs aktualisiert. Dazu muss sie in ein binäres christologisches Schema eingeordnet werden, das eine Ausdeutung nach dem Muster göttlich-dämonisch zulässt. So wird ihre Erscheinungsform anhand von typischen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schematismen von Monstra geschildert, indem verschiedene Gliedmaße als topische Bausteine des Körpers irregulär verteilt werden.¹⁴¹ Diese „scheußliche Gestalt“ ist ein Beleg für ihre satanische Natur. Ein zweiter Nachweis ist die Rolle, die sie im Ödipusstoff spielt: Durch ihre Taten ist sie ein Impuls für das Handeln der Protagonisten, dessen tragödische Ausmaße bekannt sind. Diese Verbindung lässt sich nicht streng kausal lesen, sie geschieht eher im Sinne einer „Motivation von hinten“, in der die einzelnen Glieder einer Handlungskette stärker mit dem Resultat zusammenhängen als untereinander.¹⁴²

Stärker als in den bisher angeführten Beispielen zeigt sich in dieser Passage die topische und sprachliche Eigenlogik der Parenthese als eigentlich dominierendes Strukturmerkmal. Inhaltlich verlässt der Zusatz sehr schnell den Argumentationszusammenhang des Textes, so dass zu ihm am Ende kein Übergang formuliert werden kann: Der Zusatz bricht abrupt ab. Die Passage mäandert entlang verschiedener sprachlich-topischer Verweismöglichkeiten, die jeweils nur angedeutet, jedoch nicht genauer ausgeführt werden. Der Haupttext, in dessen Zusammenhang diese Stelle als Warnung davor steht, vor lauter „guten“ Geistern die eigentli-

¹⁴⁰ Gerade angesichts des notorischen schwarzen Hundes von Agrippa wird deutlich, dass im 16. Jh. die Elemente des Faust-Mythos mit den Geschichten, die sich um Agrippa ranken, verschwimmen. Vgl. Mebane, John, *Renaissance Magic*; S. 53; sowie grundlegend Thorndike, Lynn. *A History of Magic and Experimental Science*. Bd. 5, *The Sixteenth Century*, New York, Columbia University Press: 1941; S. 137.

¹⁴¹ Vgl. zu den hier ablaufenden topischen Mechanismen Locher, *Topos und Argument*, insbesondere S. 195.

¹⁴² Lugowski, Clemens. *Die Form der Individualität im Roman*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1994 [erstmalig 1932]; S. 79.

che dämonische Gefahr zu verkennen, spielt inhaltlich keine Rolle mehr. Die Parenthese bietet keine kohärente inhaltliche Struktur an, vielmehr wird hier zeitgenössisches und antikes Wissen in einem breitgefächerten topisch strukturierten Netzwerk dargeboten, das an einigen exemplarischen Stellen weiter verfolgt wird.

Bezeichnend ist, dass diese Passage im Kontext der Darbietung von dämonologischem Wissen dennoch funktional gestaltet werden kann. Dies geschieht durch den Marginalienapparat (hier vertreten durch vier Marginalien), der die für den juristischen Hexendiskurs relevante Stellen markieren. Zur Schilderung der „Finnen“ wird am Rand vermerkt: „Paracelsus will solch Mörfinnen für kein Gespenst halten sonder für Mittelmäßige [d. h. auf der mittleren Stufe der Geisterhierarchie] im Luft lebende Geister.“ Ähnlich wie im bereits erwähnten Beispiel der kabbalistischen Bibelexegese¹⁴³ bietet die Marginalie hier im Sinne einer Diskussion mit dem Text eine Alternative zur Aussage und verbreitert so den Inhalt, ohne dass im Text dabei ein Widerspruch oder ein Bruch in der Argumentationsführung in Kauf genommen werden muss. Der Venusberg bei Breisach wird durch eine Marginalie hervorgehoben („Venusberg“), und im Register mit dem Lemma „Venusberg/ bei Brisach“ verzeichnet (vgl. F 1591, Vv5 v). Ebenso findet sich die Marginalie „Spynx“ (durch Antiqua als altsprachliches Wort hervorgehoben) im Register als „Spynx vnd Sphynx“ (F 1591, Vv5 r). Diese Markierungen von topisch relevanten Elementen verknüpft die Passage wenn nicht mit dem Fließtext, so doch mit dem dämonologischen Diskurs, in dessen Kontext der Text eingepasst ist. Die Sage von Ödipus spielt hier keine weitere Rolle, dementsprechend findet sie auch keinen Eingang in die Marginalien oder ins Register.

Diese assoziativen Zusätze lassen sich auf das dem Text zugrunde liegende topisch-thematische Raster zurückführen. Ähnlich wie bei Parenthesen, die zu einem gegebenen Punkt Fakten hinzufügen (s. o.), werden hier verschiedene Daten versammelt, ohne dass jedoch eine vergleichbar starke Bindung an den Text gewahrt bleibt. Sehr viel stärker als das dispositorische Element der Akkumulation von Wissen kommt hier die dialektische Anschlussfähigkeit der Topoi zum Tragen. Es zeigt sich, dass die Funktion der Topik hier nicht nur im Auffüllen des thematischen Gerüsts des Textes mit zusätzlichen Daten und Fakten besteht, sondern auch in einer Erweiterung dieser Strukturen, wenn auch auf Kosten der Textkohärenz.

Das komplexe Verhältnis von Parenthese und Textinhalt im Hinblick auf semantisch-inhaltliche sowie topisch-strukturelle Funktionen lässt sich anhand des Modells syntagmati-

¹⁴³ Vgl. Kap. 15.1.

scher und paradigmatischer Strukturen beschreiben, das beiden Ebenen gerecht wird.¹⁴⁴ Die Zusätze Fischarts versammeln Fragmente von gelehrtem Wissen, das sie im Sinne eines Paradigmas an funktionale Topoi des Textes anlagern. Dabei steht dieses Wissen jedoch nicht nur im Sinne eines Archivs zur Verfügung, sondern es wird, wie z.B. auch in der als fiktionale Literatur konzipierten *Geschichtklitterung*, durch die Einbindung in topische Zusammenhänge verschiedenen „Modi von Transformation und Transgression“ unterworfen. „Ihnen eignen durch die inszenierte Wissensfülle zwar enzyklopädische Dimensionen, doch sie stellen keine Enzyklopädien dar.“¹⁴⁵ Der Zusammenhang mit dem Text erscheint dabei im Sinne einer paradigmatischen Erweiterung des syntagmatischen argumentativen Kontextes: Ohne dass der bearbeitete Haupttext Überleitungen formuliert, werden einzelne Topoi aufgegriffen und paradigmatisch erweitert. Diese Akkumulationstendenzen beruhen, wie bereits dargestellt, auf den Funktionen einer um größtmögliche Wissensfülle und *Copia* bemühten enzyklopädischen Topik. Das Zusammenspiel dieser paradigmatischen Ergänzungen mit der syntagmatischen argumentativen Kohärenz, z. B. dem Heranziehen dieses Wissens in einer tatsächlichen Beweisführung, weist dabei jedoch eine begrenzte Leistungsfähigkeit auf. Syntagmatische Strukturen aktualisieren im Prinzip jeweils ein Element des Paradigmas, wobei die Alternativen zwangsläufig marginalisiert werden müssen. Der Versuch, das Paradigma im Sinne im Text selbst weiter anzufüllen, führt zu einer Zunahme der möglichen Kopplungspunkte für die Argumentation, die jedoch nur selektiv wahrgenommen werden können. Ein enzyklopädisch erweitertes Paradigma bedroht die Kohärenz des Textes und scheint die vollzogene Argumentation immer wieder zu verzerren oder zu verstellen. Diese Diskrepanz wird von Fischart gerade im Falle der *Geschichtklitterung* kreativ genützt,¹⁴⁶ während sie in der *Dämonomanie* als Sach- bzw. Gebrauchsliteratur durch die Einschränkung der *Perspicuitas* im Prinzip die praktische Verwendung des Textes gefährdet.

Die Parenthesen können, wie unter anderem das Beispiel der Sphinx zeigt, ihre eigenen syntagmatischen Strukturen erschaffen und sich an ihnen orientieren. Dabei wiederholt der jeweilige Zusatz den Mechanismus, der ihn überhaupt erst ermöglicht hat, an sich selbst im Kleinen erneut: Es werden Topoi genannt, an die wiederum neue Topoi angelagert werden können.

¹⁴⁴ Vgl. zu der Verwendung paradigmatischer Strukturen in der Literatur allgemein Warning, Rainer. Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition. In: Romanistisches Jahrbuch 52 (2002); S. 176-209.

¹⁴⁵ Kellner, Beate. Fischarts *Geschichtklitterung* und Rabelais' *Gargantua*. Komparatistische Perspektiven. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 59.1 (2009); S. 149-167; hier S. 153.

¹⁴⁶ Vgl. Kellner, Beate. Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ und Rabelais' ‚Gargantua‘. In: Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik. Hg. v. Jan-Dirk Müller. München, R. Oldenbourg: 2007; S. 219-243; hier S. 223.

Im Text finden sich ebenso rein paradigmatisch strukturierte Zusätze, in denen die aufgelisteten Elemente nicht weiter aufeinander verweisen, sondern auf derselben Ebene verharren. Das Repetieren paradigmatischer Elemente auf derselben Stufe, die dabei immer wieder denselben thematischen Kern des Vorlagentextes aufgreifen, führt zu den für Fischart typischen Ketten. Ein Beispiel dafür bietet der Schlusssatz des Kapitels I, 3. Hier wird eine Überleitung zum nächsten Kapitel formuliert, das die „Propheceien/ oder Gottes Warsagungen“ (F 1591, S. 26) genauer ausführt. Bodin schreibt: „Et d'autant qu'il y en a plusieurs qui s'abusent aux predictions, &prennent [!] le bien pour le mal, il est besoing declarer les predictions & presages.“ (B, pag. 20v). Fischart greift das vorgegebene Hendiadyoin auf, erweitert es jedoch um ein Vielfaches:

Vnd dieweil kundbar/ daß ihren viel mit den Vorsagungen mißbreuchlich sich einlassen vnnd vergessen/ vnnd also das böß für daß gut erwischen/ so ist nun folgends vonnöthen/ die Erklärung der Vor vnnd Weißsagungen/ der vordeutungen vnnd vormeldungen/ der vorfühlungen vnd vorempfindungen/ der voroffenbarungen vnd vorlosungen/ der vorrähigkeiten vnd Errhatungen/ der vermutungen vnnd mutmaßungen/ der Vorspuren vnd Außspürungen/ der vorgemerckten vnnd vormerckungen/ der verkündigungen vnnd verkundschaftungen/ der vorwissage vnnd vergwissung/ der voranungen vnd vormanungen jetzumal vorzunemen. (F 1591, 25)

Bodins zwei Begriffe werden hier unter Beibehaltung der Parallelstellung auf eine Liste von 22 mehr oder weniger zutreffenden Synonymen erweitert. Ebenso übernimmt Fischart, soweit es möglich erscheint, die Stilfigur der Alliteration, und dehnt sie auf das komplette Präfix „vor-“ aus.

Diese Reihung passt sich prinzipiell in das Prinzip der *Aemulatio* ein, dem Versuch, ein gegebenes literarisches Vorbild stilistisch zu erreichen oder zu übertreffen, das in der Rhetorik des 16. Jhs. unter anderem von Erasmus vertreten wurde.¹⁴⁷ Im Hinblick auf die Dynamik von Syntagma und Paradigma unterscheidet sich diese Stelle markant von den bisher genannten Beispielen. Hier baut die Parenthese keine eigene syntagmatische Verweisstruktur auf, der sie folgen könnte. Sie verbleibt so im reinen Paradigma, und verharrt mit allen Elementen auf derselben digressiven Ebene, indem sie Austauschmöglichkeiten für die Begriffe „Vor vnnd Weißsagungen“ repetiert.¹⁴⁸

¹⁴⁷ Vgl. Bauer, Barbara. Lexikonartikel „Aemulatio“ in: HWR, Bd. 1, Sp. 141-187; hier Sp. 164.

¹⁴⁸ Dieses doppelte Wiederholen, einmal von Worten und dann von Operationen (im Sinne der Aufzählung von Wörtern), führt auch Mainberger als ein Charakteristikum von Auflistungen auf. Vgl. Mainberger, Sabine. Die Kunst des Aufzählens. Elemente zu einer Poetik des Enumerativen. Berlin/ New York, de Gruyter: 2003; S. 9.

Ein ähnliches, weniger stilistisch geprägtes Beispiel findet sich ein Kapitel später zu Beginn von I, 4. Hier erscheint der Anschluss an den Fließtext weitaus schwächer, wobei jedoch vielmehr die an dieser Stelle etwas freiere deutsche Übersetzung die topische Anschlussmöglichkeit bietet, die in der französischen Version kaum gegeben ist. Bodin erwähnt im Kontext der Vorhersagungen die griechischen Manen, und kommt auf die Epilepsie als heilige Krankheit zu sprechen: „C'est pourquoy le mal caduc est appellé *morbus sacer*, par ce que les Sorciers ravis, sont comme eux, qui ont le mal caduc.“ (B, pag. 21r). In der *Dämonomanie* wird dieser Komplex von Heiligen mit den ihnen attribuierten Krankheiten erweitert:

Daher die hinfallend Sucht oder Sant Valentins Plag/ oder Sant Johans Vbel/ zu Laein [!] Sacer Morbus vnnd Lues Deifica, das ist/ die Heilig Kranckheit/ oder das Heiligmachend vbel ist genandt worden/ dieweil die Zauberey übenden vnd verzuckten Vorsager/ sich eben wie die Vallendsüchtigen anstellen (darumb auch etliche Zaggläubige gemeint/ solche Kranckheit werd von den Göttern oder Heiligen/ den Leuten zugeschickt/ vnd darumb sey sie auch mehrer Ehren vnnd Barmhertzigkeit würdig: Gleich wie man auch andere Kranckheiten deßhalben den Heiligen zugeschriben/ als dem Sant Veit/ den Sant Veitz Dantz/ das Glockfewr/ oder Rotlauff/ oder die Brennend Raach/ dem Sant Anthonio/ vnnd darumb auch Sacrum Ignem/ das Heilig Fewr/ oder/ Sant Anthonis Fewr genandt: Gleich wie auch die Feigwartzen heissen/ Sanct Fiakers Leiden/ die Pestilentz/ Sant Sebastians Blatern/ der Tropff/ Sant Eutropii Schlag/ das Podagram/ S. Genow wee/ der Gehe Todt/ S. Christoffs end/ Böß Brüst/ S. Agathe Buß/ der Grind/ S. Rochus rach/ d. Stein. S. Liboriuslieb/ das Grimmen/ S. erasmus darin/ die bösen Augen/ S. Otilien träher die Schwermütigkeit S. Maturins vnmut/ der Hundsbiß S. Humprechts straff/ die Gicht/ S. Wolffgangs geschick/ Ruckenwee/ S. Lorentz demut/ das Zäpfflinfallen S. Blasius vnflug/ das Fieber S. Petronells hitz/ der Ritten S. Martins schauder/ das Zanwee/ S. Apollonien fluß/ der Husten/ S. Quintins wust die frantzosen oder die Spanisch sucht/ S. Jobs leiden/ etc. Wiewol das obgedacht Heilig vbel etliche gelehrte deßhalben für Heilig dargeben/ weil es in dem Haupt/ welches der Seelen geheiligt vnnd sacrirt wonung heisset/ pflegt zuentsten. (F 1591, S. 26f.)

Der Fortlauf der topischen Verweisstruktur ist hier klar zu sehen: Zunächst wird zur Fallsucht der entsprechende Heilige hinzugefügt. Diese Verbindung von Heiligen mit Krankheiten wird in der Folge paradigmatisch mit 21 weiteren Beispielen dafür ergänzt. Der Text erfährt dabei eine gewisse Beschleunigung, indem er zunehmend mit Akronymen arbeitet. Es kommt auch hier zu einigen Ungenauigkeiten (so wird die Pest auch dem Hl. Rochus zugeschrieben), die jedoch im Sinne der *Copia exemplorum* keine Rolle spielen. Die paradigmatische Struktur dieser Stelle schlägt sich auch in den Marginalien nieder, zu Beginn der Passage findet sich der Vermerk „Warumb vil Kranckheiten den Heiligen zugeschriben“,

der letzte Satz wird mit „Das Haupt ist der Seelen geheiligt vnd geweiht.“ annotiert. Die dazwischen liegenden Beispiele haben für sich keinen eigenen argumentativen Gehalt, und verbleiben als Liste unkommentiert. Dementsprechend verweist auch der letzte Satz der Marginalie wieder zurück auf die Fallsucht und überspringt die Aufzählung.

Auch wenn diese Parenthese eher inhaltlich als stilistisch motiviert ist, so ist sie doch durch die gründliche Vermeidung von Doppelnennungen der verschiedenen Synonyme zu „Krankheit“ durchaus kunstvoll gestaltet. Wie im vorhergehenden Beispiel bewegen sich die einzelnen Elemente der Reihung hier auf derselben paradigmatischen Ebene. Elemente einer syntagmatischen Struktur zeigen sich nur zu Beginn und zu Ende der Passage, wenn der Sachverhalt der Zuschreibung der Fallsucht zum Hl. Valentin thematisiert wird. Sehr viel stärker als die Reihung von Synonymen im vorhergehenden Beispiel zeichnet sich hier ein „unendlich wirkendes Ding-, Fakten-, Geschehnisareal [ab].“¹⁴⁹ Es ist jedoch zu kurz gegriffen, diese Reihungen mit Seitz nur auf eine „Kombinationskraft“ abzustellen, die in der „dichterischen Phantasie“ wurzelt.¹⁵⁰ Das Streben nach einer denotativen Fülle ist in der Grundstruktur der Topik eingeschrieben, die das im Text organisierte Wissen verwaltet. Es spricht nichts dagegen, mit dieser Fülle spielerisch umzugehen und das Fassungsvermögen der Strukturen so an seine Grenzen zu treiben, dennoch zeigt sich in derartigen paradigmatischen Reihungen sehr viel eher die akkumulierende Dynamik einer Dispositions- wie auch Inventionstopik, die entsprechend virtuos gehandhabt wird, und weniger eine ingenieure dichterische Phantasie.¹⁵¹

Wie im vorhergehenden Beispiel fehlen innerhalb der Parenthese Elemente, die zwischen den einzelnen Bausteinen vermitteln würden, praktisch vollständig. Die Aufzählung

¹⁴⁹ Seitz, Johann Fischarts Geschichtsklitterung, S. 97.

¹⁵⁰ Ebda. Seitz erwähnt zwei Prinzipien einer solchen Reihung, einmal grammatisch-formal, stilistisch und rhetorisch geprägt, einmal logisch-formal und kompositorisch (vgl. S. 32f., FN 2). Es ist jedoch schnell ersichtlich, dass eine solche Trennung nicht durchgehalten werden kann, da die Rhetorik im weiteren Sinn von redegelitetem Sprachhandeln sowohl die grammatisch-stilistische wie auch (über die Dialektik) die formal-logische Seite der Textproduktion steuert. Allerdings geht Seitz in seinen Untersuchungen von der *Geschichtsklitterung* aus, die, um mit Geulen zu sprechen, als „verwildertes Muster“ intendiert ist, und so die „Emanzipation der Darstellung“ vom Inhalt und den „Verlust einer Rückbindung an [...] die gewohnte Signifikanz“ (vgl. Geulen, Hans. Johann Fischarts „Geschichtsklitterung“. Nachträge zu ihrer Bedeutung. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 39 (1989); S. 147-155; hier S. 149, 151 sowie 153) in ganz anderer Weise ausleben kann als die letztlich um Didaxe bemühte *Dämonomanie*. Während in der *Geschichtsklitterung* durchaus von einem intendierten Einsatz dieser Reihungen ausgegangen werden kann, der sich der möglichen chaotischen Wirkung bewusst ist, sind in der *Dämonomanie* derartige Elemente im Hinblick auf die Intention des Textes zumeist störend, und eher als „dialektische Selbstläufer“, weniger als bewusste Stilelemente, anzusehen.

¹⁵¹ So ließen sich auch die drei Typen der Kataloge, die Seitz beschreibt (vgl. S. 89-101) im Hinblick auf die auftretenden topischen Funktionen gleichsetzen. Zu differenzieren wäre dabei lediglich, nimmt man die „mechanistische[] Tendenz“ der Kataloge ernst, nach der Natur der Kohäsion bzw. der Anknüpfungspunkte im Text: Handelt es sich um Worthäufungen, die nach Synonymen bzw. Umschreibungen eines Sachverhalts suchen (Typ a), um rein phonetische Zusammenhänge (Typ b) oder um Kataloge, die im Sinne der *Copia* eine Fülle von konkreten Elementen anführen (Typ c).

ist in diesem Sinn als „enumeratives Spiel“ zu betrachten, das durch die Präsentation einer Vielzahl von Elementen diese sowohl isoliert als auch innerhalb des Ensembles versammelt präsentiert. Dies hat Auswirkungen auf die Rezeption des Textes:

Ein Schriftprodukt wie eine Liste schaltet Gewichtungen und sinnhafte Querverbindungen aus. [Es ist] ein vielheitliches Ganzes, in dem die Elemente in einer Hinsicht gleichwertig sind und darüber hinaus keinerlei Beziehungen zueinander unterhalten, indem sie austauschbar und gegen ihre Position im Ganzen indifferent sind. [...] Die Ordnung der Dinge, wie wir sie alltäglich und in der natürlichen Sprache herstellen und begreifen, ist eine von praktischen, gestalthaften, sozialen und interaktiven Zusammenhängen. Im Fall der Liste liegen dagegen extreme Abstraktionen vor, die gelernt und etabliert werden müssen.¹⁵²

Das Lesen von Listen (Mainbergers Beispiel ist ein Telefonbuch) muss zunächst (zusätzlich zu einer Alphabetisierung) vermittelt werden, da es sich einem linearen und sukzessiven gewohnheitsmäßigem Lesen verschließt.¹⁵³ Im Falle der *Dämonomanie* mag dieses Erlernen weniger problematisch sein, da derartige Listen denselben topischen Gesetzen gehorchen wie der Text in Gänze. Der Text zeichnet sich selbst durch derartige Listen nicht nur in deutlicherem Maße als „Leseliteratur“ aus,¹⁵⁴ er markiert an diesen Stellen zudem spürbar einen Bruch, der die Spannung zwischen linearem und paradigmatischem Lesen unterstreicht. Diese Spannung wird nicht aufgelöst. Sie ist in dieser extremen Form ein Merkmal der *Dämonomanie*,¹⁵⁵ insgesamt zeichnen sich dabei jedoch grundlegendere Veränderungen hinsichtlich der Verarbeitung von Wissen ab, die ein Charakteristikum des Übergangs vom 16.

¹⁵² Mainberger, Die Kunst des Aufzählens, S. 8.

¹⁵³ Vgl. Mainberger, Die Kunst des Aufzählens, S. 11 sowie S. 31.

¹⁵⁴ Vgl. Seitz, Johann Fischarts Geschichtklitterung, S. 91.

¹⁵⁵ So beruht auch die Veränderung des Titels der *Dämonomanie*, neben der ausführlichen Nennung Bodins und Fischarts, auf einer derartigen Kettenbildung anhand von Synonymen, die in den verschiedenen Auflagen variiert: „Vom Außgelaßnen// Wüttigen Teuffelsheer der Beses=// senen Vnsinnigen Hexen vnd Hexenmey=// ster/ Vnholden/ Teuffelsbeschwerer/ Warsager/ // Schwartzkünstler/ Vergiffter/ Nestelverknipffer/ // Veruntreuer/ Nachtschädiger/ Augenverblender/ etc vnd allerhand anderer// Zauberer geschlecht/ sampt ihrn vngeheuern händeln: Wie sie vermög der Recht erkant/ eingetrieben/ gehindert/ erkün=// digt/ erforscht/ Peinlich ersucht vnd ge=// strafft werden sollen [...]“ (1581); „Vom Außgelane[n]// Wütigen Teuffelsheer Aller=// hand Zauberern/ Hexen vnd Hexenmei=// stern/ Vnholden/ Teuffelsbeschwerern/ Warsa=// gern/ Schwartzkünstlern/ Au=// genverblendern/ etc// Wie die vermög aller Recht erkant/ ein=// getrieben/ gehindert/ erkündigt/ erforscht/ Pein=// lich ersucht vnd gestrafft werden sollen [...]“ (1586); „Vom Außgelaß=// nen Wütigen Teuffelsheer// Allerhand Zauberern/ Hexen vnnd// Hexenmeistern/ Vnholden/ Teuffelsbeschwerern/ Warsa=// gern/ Schwartzkünstlern/ Vergifftern/ Augen=// verblendern/ etc// Wie die vermög aller Recht erkant/ eingetrieben/ gehin=// dert/ erkündigt/ erforscht/ Peinlich ersucht vnd ge=// strafft werden sollen [...]“ (1591). Vor allem der lange Titel der ersten Auflage zeichnet sich dabei durch eine Verkettung von mehr oder weniger deckungsgleichen Synonymen aus, der den thematischen Inhalt des Textes auslegt. Dieser Block schrumpft in den folgenden Ausgaben, die bereits davon ausgehen konnten, dass das Buch bzw. sein Inhalt bekannt ist. Der rhematische Teil des Titels, der Teil, der das Buch selbst und weniger den Inhalt beschreibt, also der eigentliche Titel sowie die Angaben zur Übersetzung, bleibt hingegen fast gleich. Vgl. zu dieser Strukturierung der Titelseite am Beispiel der *Geschichtklitterung*: Glowa, Josef K. Johann Fischart's *Geschichtklitterung*. A Study of the Narrator and Narrative Strategies. New York, Lang: 2000; hier S. 13-23.

zum 17. Jh. sind. Der Text nähert sich einer reinen Auflistung von Wissensfragmenten außerhalb eines argumentatorisch-topischen Gerüsts und löst sich so allmählich von der topischen Wissensdarstellung des 16. Jhs. ab, ein Prozess, der im alphabetisch strukturierten Register der dritten Auflage noch deutlicher zu sehen sein wird.¹⁵⁶

18. Marginalien

Als Gegenpol zu den beschriebenen topisch generierten Wucherungen, durch die die Textkohärenz bedroht und damit in letzter Konsequenz die Rezeption erschwert wird, steht ein sehr komplexer und multifunktionaler Apparat von Marginalien. Während im französischen Text Marginalien fast ausschließlich zur Angabe von Belegstellen oder zur Nennung von lateinischen, griechischen oder hebräischen Fachausdrücken bzw. zum Zitieren kürzerer Belegstellen verwendet werden, führt der deutsche Text hier ein komplett neues System von Gliederungs- und Lesehilfen ein, die den Argumentationsverlauf begleiten, ihn immer wieder kommentieren oder auf eine dämonologisch relevante Topik rückbeziehen und somit Text und Leser vor dem Absturz in die angedeutete, prinzipiell unbegrenzte Kontingenz der Fülle an topischen Kopplungen und Verweismöglichkeiten bewahren.

Fischart übernimmt zunächst Bodins Marginaliensystem komplett und führt dessen Logik an einigen Stellen fort, indem er Literaturverweise aus dem Fließtext in die Marginalien verschiebt (vgl. exemplarisch F 1591, S. 30f., dazu B 23v). Dies entspricht dem ersten Typ von Marginalien, den Ann Blair nennt.¹⁵⁷

Der zweite Typ, der bei Fischart häufig anzutreffen ist, besteht in der Wiederholung zentraler topischer Begriffe aus dem Fließtext. Ein Beispiel hierzu ist die Marginalie „Das die Zauberer ihnen kein Gonst schaffen“. Sie verweist auf den Textabschnitt „Anlangend/ Gnad und Gonst/ die man bei den Leuten hiedurch zuerlangen vermeint/ sieht man das widerspiel/ daß man solch Teuffelsergeben Gesind auffß äusserst wie Todtfeind schewet und hasset.“ (F 1591, S. 164). Diese Passage steht im Kontext des Kapitels II, 3, das die Frage genauer untersucht, ob die Zauberer und Hexen durch ihre Praktiken eine Verbesserung der weltlichen Zustände verschiedener Personen erreichen können. Fischart gibt die Fragestellung des

¹⁵⁶ Vgl. dazu Kap. 17.

¹⁵⁷ Vgl. hierzu Blair, *Annotating and indexing natural philosophy*, S. 72. Zusätzlich zu diesen Literaturverweisen nennt Blair noch Marginalien, die Schlagwörter aus dem Fließtext wiederholen (Typ 2) sowie Marginalien, die als Überschriften für einzelne Textpassagen dienen (Typ 3). Sehr viel differenzierter (und schwerer zu handhaben) präsentiert sich die Systematisierung nach 14 Typen von textueller Funktion, die Slights auflistet: Slights, William W. E. *The Edifying Margins of Renaissance English Books*. In: *Renaissance Quarterly* 42, 1 (1989), S. 682-716; hier S. 685f.

kompletten Kapitels wieder, „Ob die Zauberer vnd Vnholden/ durch ihr Getrib vnd Hexenwerck vermögen der Leut Gonst schaffen/ Schöne/ Würdigkeit/ Ehr/ reichthumb/ Künst vnd Geschicklichkeit beibringen/ vnd mittheilen/ auch Fruchtbarkeit verursachen vnd verleihen.“ (F 1591, S. 162). Hier wird die verkürzende Formulierung besonders deutlich, indem Fischart nur den Begriff der „Gonst“, der sich auch in der Kapitelüberschrift findet, in die Marginalie übernimmt, während er den zweiten Begriff, „Gnad“, mit dem das französische „faueur“ (B, pag. 133v) übersetzt wird, im Fließtext belässt.

Der dritte Typ, den Blair auflistet, besteht in Überschriften, die ein Leser dem Text zuordnet. Vermerke dieser Art setzen die größte Reflexion im Akt des Lesens voraus:

[T]he reader's work of assigning a heading to a passage of interest involved carefully consideration of the many possible contexts in which the passage might be useful in the future and a personal decision as to the one or more headings under which to classify the passage.¹⁵⁸

Gemeinsam mit der Wiederholung topischer Begriffe ist diese Form der Annotation die häufigste in Fischarts Übertragung. Viele der Marginalien in der *Dämonomanie* sind derartige kurze Angaben des Inhalts, ohne dass die Marginalie (wie beim vorhergehenden Typ) alleine sinntragend wäre. So wird beispielsweise der folgende Absatz mit zwei Marginalien versehen („Vom Siebdantz“ sowie „Warsagu[n]g durch den Beuttelsack“):

Als wann man die Sieb dantzen machet: Welchs bei den Alten zu jedem fürnemen ist bräuchlich gewesen: Inn massen bey dem Luciano zusehen. Daher das Sprüchwort kommen / Durch die Sieb reden / das ist / Κοσκίνο μαντεύεσθαι, Cribro diuinare. Unnd Theocritus nennet ein solchen Warsager/ Siebzauberer unnd Warsagbeuteler/ an dem ort nemlich da er spricht/ Είπε, καί αγροιώτ αλαθέα Κοσκινόμαντις. Und vil treiben es also/ daß sie sich nit darzu verbergen. (F 1591, S. 71)

Hier zeigt sich bereits die Problematik einer strikten Kategorisierung von Marginalien in der *Dämonomanie*. Beide erwähnten Marginalien schwanken zwischen der Funktion einer Wiederholung von Begriffen, die die Anschlussfähigkeit des Textes an das topische dämonologische System gewährt und der Funktion als Inhaltsangaben, die dem Text als eine Art von Indexsystem begleitet. Beide Typen weisen jedoch die auch von Neuber betonte Funktion von Marginalien auf, die Aufteilung des Fließtextes „in spezifisch randständige *loci* einer erhöhten Aufmerksamkeit“, ¹⁵⁹ die sich sehr unterschiedlicher Strategien bedienen kann.

¹⁵⁸ Blair, Ann. Annotating and indexing natural philosophy, S. 72.

¹⁵⁹ Neuber, Wolfgang. Topik als Lektüremodell. Zur frühneuzeitlichen Praxis der Texterschließung durch Marginalien – am Beispiel von Hans Stadens *Wahrhaftiger Historia*. In: Topik und Rhetorik: ein interdisziplinäres

Es scheint in in diesem Fall sinnvoller, die Marginalien als Lesespuren zu verstehen, die an den Text angelagert werden, und die so zwischen handschriftlichen Markierungen, die eine individuelle vorgängige Lektüre markieren, und für den Druck konzipierten Marginalien, die für den jeweiligen Leser einen Zugang zum Text darstellen, oszillieren.¹⁶⁰ So lassen sich auch Marginalien beschreiben, die zusätzliches Material zum Text anfügen, und die sich nicht in das rein kommentierende bzw. untergliedernde System Blairs einpassen lassen. Beispielsweise ergänzt die *Dämonomanie* zu der (bereits in der französischen Version vorgegebenen) Übersetzung „Rechnung“ zum hebräischen Wort *manah* die Ableitung: „Daher kommt das Arabisch wort Almenach/ das ist Außrechnung: Wie dann die Arabisch Sprach auß dem Häraischen [!] gezogen ist: Dann vnser Calender Almanach heissen/ wie wol es etliche für All Monat verstehen“ (F 1591, S. 59f. Marg.). Eine Definition derartiger Marginalien als Lesespur, in der sich das Lesen des Übertragers Fischart in den übertragenen Text selbst einschreibt, dürfte am ehesten der produktionsästhetischen Situation der Marginalien im Falle der *Dämonomanie* entsprechen.¹⁶¹

Beide Formen von Marginalien dienen, wie auch z. B. scholastische Kommentare zu verschiedenen Texten, der Mediation von Wissen. Fragmente dieses Wissens werden neben dem Text aufgerufen bzw. wiederholt, so dass die mit Marginalien aufgefüllte Randspalte gewissermaßen selbst die Funktion eines Frageorts, eines Topos, einnimmt.¹⁶² Indem die verschiedenen inhaltlich motivierten Exkurse im Fließtext untergebracht werden, wird die Marginalienspalte frei für derartige Ordnungsfunktionen: Sie komprimiert in den allermeisten Fällen den topischen Gehalt einer Textpassage auf die kompakte Grundform eines Topos.

Die Markierung eines Frageorts überträgt sich dabei häufig auf die syntaktische Ebene der Marginalie, wenn Fragesätze (bzw. elliptische Fragen) formuliert werden, z. B. „Was die Hippomanus für ein Zauberstück sey“ (F 1591, S. 27), oder „Obs auch Teuffel in den Gestirnhimeln hab“ (F 1591, S. 67). Damit tritt die Topik aus der Sphäre der Textproduktion in die Sphäre der Textrezeption und zeichnet ein intentionales Lektüremodell nach:¹⁶³ Über derartige als Fragen formulierte Randnotizen wird sekundär eine Dialogsituation zwischen

Symposium. Hg. v. Thomas Schirren, Gert Ueding. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 177-197; hier S. 178.

¹⁶⁰ Vgl. zu diesem Unterschied zwischen handschriftlichen und gedruckten Marginalien z. B. Slights, *the edifying margins*, S. 682f.

¹⁶¹ Fischart zeichnete sich durch die Fülle von Annotationen aus, mit denen er seine Bücher versah. Vgl. dazu Hoffmann, Christian. *Bücher und Autographen von Johann Fischart*. In: *Daphnis* 25 (1996), S. 489-579. Einige Beispiele von handschriftlichen Marginalien Fischarts werden auch bei Bulang erwähnt, sie entsprechen (mit anderer Thematik) den Lesespuren, die sich auch in der *Dämonomanie* finden. Vgl. Bulang, *Ursprachen und Sprachverwandtschaft*.

¹⁶² Vgl. dazu auch Gumbrecht, Hans Ulrich. *Fill up Your Margins! About Commentary and Copia*. In: *Commentaries = Kommentare*. Hg. v. Glenn W. Most. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht: 1999; S. 443-453; hier S. 443 und 448.

¹⁶³ Vgl. zu diesem Mechanismus Neuber, *Topik als Lektüremodell*, S. 178.

Marginalen und Text konstruiert. Wie in den in der Frühen Neuzeit geläufigen Traktaten in Dialogform ist der Text auf diese Weise als eine Serie von Antworten konzipiert, die auf Fragen reagiert. Die Gliederung der Wissensdarstellung wird so auf einen Dialog zurückgeführt, auch wenn, wie im Falle der *Dämonomanie*, dieses Schema erst in einem zweiten Schritt (in der deutschen Übertragung) an den Text angelagert wird.

Der Dialog ergibt sich aus der Erstlektüre, der der Übersetzer den Text unterzieht. Diese Lektüre wird, fossilisiert in den Marginalien, exemplarisch als ein idealtypischer Lesevorgang parallel und gleichzeitig zum Text durchexerziert: Der Text wird, wie in der Vorwarnung gefordert, gründlich gelesen, an einigen Stellen vermehrt und mit zusätzlichen Daten angereichert, an anderen Stellen kritisch markiert, jedoch an keiner Stelle wirklich verworfen. Im Falle der *Dämonomanie* wird also nicht nur eine deutschsprachige Version des Textes dargeboten, durch die auffallende Zunahme an Marginalien (eine vorläufige Zählung ergab für Bodin insgesamt etwa 700 Marginalien, für Fischarts dritte Auflage etwa 2100) zeigt sich der Text in einer bereits gelesenen und verarbeiteten Form, markiert mit relevanten Topoi, durchsetzt mit Wissensfragmenten, Zustimmungen und Einsprüchen. Für den Rezipienten ist der Text schneller zugänglich, die möglichen Reaktionen auf den Text werden jedoch zugleich eingeschränkt, indem der Marginalienapparat eine bestimmte Reaktion hervorhebt, und andere Sichtweisen zum Text gleichzeitig in den Hintergrund schiebt.

In den als Sinnsprüchen formulierten Marginalien findet sich diese Vermittlungsstrategie der Marginalien auf andere Weise. Zusätzlich werden hier Sprichwörter als Gemeinplätze zitiert, die den semantischen Inhalt mit schnell memorierbaren (bzw. bereits memorierten) und im kollektiven Sinnhorizont verankerten Merkformen im Sinne einer Akkomodation des Inhalts verbinden. So koppelt z. B. die Marginalie „Wann der Fürst schüret/ so trägt das Volck holtz zu“ (F 1591, S. 152) die im Fließtext ausgeführte Vorbildfunktion eines Fürsten (und eines Hausvaters) mit einem anerkannten Gemeinplatz, ebenso „Wie man lißt in der Bibel/ also gewindts hauß ein Gibel“ (ebda.) oder „Wer in Worten viel zweiffel strickt/ kommt mit der zeit in zweiffelstrick“ (F 1591, S. 219), um nur ein paar Beispiele zu nennen.

Die bisher besprochene Funktion der Marginalien bezieht sich auf die angestrebte Optimierung des Wissenstransfers zwischen Text und Leser, wobei sie diese Funktionen durch ihre graphische Stellung neben dem Text in dessen materieller Präsenz fixieren. Dieses Bewusstsein der erkenntnissteuernden Funktion der Textdarstellung ist im 16. Jh. zu verorten:

Eine Seite ist immer zugleich ein „Bild“, das heißt, das Layout hat seine spezifi-

sche kognitive Funktion, die die Lektüre, das Verinnerlichen und das Verstehen des Textes steuert. [...] Die Randglossen etwa, auch Marginalien genannt, sind im 16. Jahrhundert differenzierte Instanzen solcher Ökonomien des Verstehens. Es hat sie bereits im Manuskript gegeben, doch wird ihnen erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die Möglichkeit eingeschrieben, die Aufmerksamkeit und Erkenntnisleitung gegenüber völlig unterschiedlichen Lesermilieus hinsichtlich ein und desselben Textes in ein und derselben Edition zu steuern.¹⁶⁴

Abseits dieser wissensverwaltenden und -vermittelnden Funktion ergeben sich über den Dialog zwischen Marginalien und Text spezifisch diskursive Verschiebungen. Der Text wird nicht nur affirmativ markiert, es wird also nicht nur versucht, die jeweils relevant erscheinende Aussage des Textes zu unterstreichen und zu vermitteln, es treten auch Widersprüche und Verzerrungen auf. Jackson beschreibt in einem Rückblick auf die Forschung das Oszillieren von Marginalienfunktionen im Sinne eines Kampfes um Autorität über den Text auf der einen Seite und im Sinne der Markierung der sozialen und gemeinschaftlichen Literaturproduktion auf der anderen.¹⁶⁵ Der Marginalienapparat der deutschen Version spiegelt, zusammen mit den bereits erwähnten Parenthesen, diese Situation einer nicht mehr eindeutig belegbaren Textautorität, die für die Frühe Neuzeit typisch ist:

[T]he margins and the text proper were in shifting relationships of authority; the margin might affirm, summarize, underwrite the main text block and thus tend to destabilize meaning, but it might equally assume a contestatory or parodic relationship to the text by which it stood.¹⁶⁶

Der Dialog mit dem Text kann sich auch darin niederschlagen, dass dem Fließtext

¹⁶⁴ Neuber, Wolfgang. Ökonomie des Verstehens. Markt, Buch und Erkenntnis im technischen Medienwandel der Frühen Neuzeit. In: Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text und Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hg. v. Horst Wenzel, Wilfried Seipel, Gotthard Wunberg. Wien, Schriften des Kunsthistorischen Museums: 2000; S. 181-211; hier S. 191. Vgl. zu der erkenntnissteuernden Funktion von Marginalien auch Enenkel, Karl A. E. *Ars antiquatis*: Erkenntnissteuerung und Wissensverwaltung in Werken zur römischen Kulturgeschichte (ca. 1500 – 1750). In: *Cognition and the Book. Typologies of Formal Organization of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period*. Hg. v. Karl A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber. Leiden/ Boston, Brill: 2005; S. 51 – 123; hier S. 65f. und öfter.

¹⁶⁵ Vgl. Jackson, Heather J. *Marginalia. Readers writing in books*. New Haven/ London, Yale University Press: 2001; S. 51f. In diesem Zusammenschluss von Autor, Text und Leser, der sich an den Marginalien ablesen lässt, bewegt sich auch die Forderung von Seelbach nach einer „historischen Marginalistik“, die „externe und interne Leserforschung zu einem einzigen Autortext zusammenschließen“ könnte. Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 283-288, hier S. 286. Es ist hier jedoch zu bedauern, dass Seelbach die vielfältige angelsächsische Forschung seit spätestens den 80er Jahren aus diesem Bereich in seiner Studie fast vollständig übergeht.

¹⁶⁶ Tribble, Evelyn B. *Margins and Marginality. The Printed Page in Early Modern England*. Charlottesville/ London, University Press of Virginia: 1993; S. 6; vgl. dazu auch (mit der zusätzlichen Rolle des Lesers) S. 58. Die sich hier auf der Grundlage einer doppelten Autorschaft abzeichnende Instabilität des Textes zeigt sich auch im Hinblick auf den Produktionsprozess des Buches in der Frühen Neuzeit, der eine feste Textgestalt noch nicht unbedingt vorsieht: „Instability is characteristic of each stage in the production of a book even after it has left the author's hand. [...] [P]rinting itself was defined and (frequently) understood not just as offering a standardisation impossible in a manuscript environment, but also as a medium endlessly subject to invention and compromise.“ McKitterick, Paul. *Print, Manuscript and the Search for Order, 1450-1830*. Cambridge, Cambridge University Press: 2003; S. 218f.

widersprochen wird, wenn z. B. Unstimmigkeiten in der Argumentationsführung aufgezeigt werden.¹⁶⁷

Verschiedentlich radikalisieren Marginalien den Inhalt des Textes und können auf diese Art neue Sinndimensionen hinzufügen. So erwähnt der Fließtext auf S. 259, dass es auch unter Päpsten Zauberer gegeben habe. Die Marginalie verkürzt dies auf „Bäpst seind Zauberer“. Liest man dies als Verallgemeinerung aus protestantisch-polemischer Sicht, dann wird hier, wie auch in den entsprechenden dargestellten Parenthesen, dem Text ein antikatholisches Element hinzugefügt, das in der französischen Version nicht enthalten ist.

Geht man mit Neuber davon aus, dass Marginalien „im Sinne einer Topik als Lektüremodell über kognitive Prozesse im Umgang mit Büchern Auskunft geben“ können,¹⁶⁸ dann zeichnen sich hier zwei zentrale Funktionen ab, einmal die Marginalie als Mittel zur Mediation von Wissen, das im Text archiviert ist, sowie als Ort für individuelle Reaktionen, was Kritik, Radikalisierungen und (seltener) auch die Anlagerung von zusätzlichem Wissen beinhalten kann. Im Falle der topisch-inhaltlichen Markierungen wird dabei auf relevante Inhalte hingewiesen, die sich so gegenüber vermeintlichen Nebensächlichkeiten auszeichnen und helfen, den Blick beim Lesen auf die zentralen Aussagen zu konzentrieren und diese ggf. durch vereinfachte und habitualisierte Merkformeln zu memorieren. Hier steuern die Marginalien den Lektüreprozess, indem sie den Text durch die ständige Rückführung auf den dämonologischen Diskurs begrenzen. Im Falle von Ergänzungen oder Querverweisen in den Marginalien fächern diese den Text hingegen auf und entgrenzen ihn, indem verschiedenen möglichen Kopplungen an das zeitgenössische Wissen nachgegangen wird.

Beide Verwendungsweisen lassen sich jedoch auf eine zentrale Funktion zurückführen, die unterstützt werden soll, die Optimierung des Zugriffs auf den Text angesichts seiner komplexen und dunklen Materie. Sowohl durch das Markieren und Festschreiben topischer Örter als auch durch das Anlagern von weiteren Wissensfragmenten wird durch die Randspalte ein exemplarischer Lesevorgang nachgezeichnet, der einer diskursiven Lektüre, einem intensiven Dialog zwischen Text und Leser folgt. Der jeweilige individuelle Rezipient der *Dämonomanie* findet als Hilfestellung zur Textlektüre somit nicht nur die Hinweise in der Vorwarnung oder die Zusätze in den Parenthesen, sondern es wird auch neben dem Text dargestellt, wie er gelesen werden kann und soll. Die Funktion der Marginalien besteht in

¹⁶⁷ Ein Beispiel hierfür ist die Marginalie „Hierauß müßt obgesetzt Argument von den jungen Propheten fallen.“ (F 1591, S. 29 Marg.), das aufzeigt, dass die markierte Textstelle „So man dich inn täglicher erfahrung spüret/ daß die kranken/ wann sie nun in tödlichem hinziehen ligen/ auch weissagen und Prophetieren“ im Kontrast zur Aussage steht, dass der Großteil der Propheten jung war (vgl. F 1591, S. 28). Andere Beispiele für diese Widersprüche wären die bereits erwähnten seltenen Kritiken an den Exempeln der *Démonomanie*.

¹⁶⁸ Neuber, Topik als Lektüremodell, S. 193.

einer Steigerung der Anschaulichkeit dieser Hinweise. Sie finden sich nicht nur zu Beginn des Textes, sondern zusätzlich, sehr viel stärker prozessbezogen, „vor Ort“.

19. Register

Im Gegensatz zu den vorhergehenden deutschen Auflagen wie auch zur französischen Version ist der dritten Auflage von 1591 ein „Register vnd verzeichnuß aller fürnemen Sachen/ Händel vnd Geschichten/ so inn diesem Werck begriffen.“ (F 1591, pag. V 1r) angefügt. Das Register umfasst elf Seiten und versammelt in zwei Spalten insgesamt 723 selbständige und 227 untergeordnete, insgesamt 950 Einträge.¹⁶⁹ Verzeichnet werden nicht nur Schlagwörter, Fachbegriffe und verschiedene Einzelnamen, sondern auch untergeordnete Inhalte, die das jeweilige Lemma weiter auffächern, sowie Exempelgeschichten zu bestimmten Konzepten.

Als „eigenständige“ Einträge werden hier die Einträge gezählt, die durch ein eigenes Lemma gekennzeichnet sind, das typographisch durch einen Absatz mit Einzug in den Folgezeilen des Eintrags markiert ist, sofern sich der Eintrag über mehrere Zeilen erstreckt. Die „untergeordneten“ Einträge bekommen eigene Seitenverweise (ggf. auch mehrere), sind jedoch in der typographischen Absatzstruktur dem vorausgehenden Lemma hierarchisch nachgeordnet. Beispielsweise erhält das Lemma *Astrologia* einen eigenen Absatz, wird jedoch weiter aufgefächert („Astrologia, hat grund 9. 37. 38. wirdt veracht 38.// 249. wie weit sie sich erstrecke 41. wie sie miß=// braucht werde 41. 42. 43. Sie wirdt in ihrem// rechten brauch gelobt [Leerzeichen, am rechten Rand:] 249.“ (F 1591, pag Vv 1r). Gezählt wurden in dieser Auflistung insgesamt ein eigenständiger und vier untergeordnete Einträge.

Inkonsequenzen zeigen sich, wenn ein und dasselbe Lemma mehrere selbständige Einträge erhält (so z. B. „Daemones“ mit drei typographisch markierten selbständigen Absätzen, „Dantz“ mit fünf etc.), oder wenn semantisch zusammengehörige Lemmata nicht durch Querverweise verbunden werden. Es finden sich elf Einträge zu „Satan“, später dann 39 zu „Teufel“, ohne dass es erkennbare inhaltliche Differenzierungen gibt (es werden einfach die Begriffe aus dem Text übernommen und aufgelistet). Derartige Inkonsequenzen in der Systematik müssen bei Registern des 16. Jhs. nicht weiter verwundern, Blair konstatiert hier an vielen Stellen „an unsystematic distribution of headings with little cross-referencing“, ¹⁷⁰ was

¹⁶⁹ Diese Zählung ist jedoch mit Vorbehalt zu genießen, neben möglichen Fehlern zeigen sich auch verschiedene Inkonsequenzen des Textes selbst bezüglich der Auflistung.

¹⁷⁰ Blair, *Annotating and indexing natural philosophy*, S. 73.

dazu führen kann, dass ein Register komplett widersprüchliche Einträge umfassen kann, ohne dass dies auf den ersten Blick offenbar wird.

Interessant ist der Fall des Eintrags zu Johann Weier. Er erhält drei Nennungen, die durch einen Einzug typographisch dem vorausgehenden Eintrag „kein Weib stirbt von Melancholey/ und kein Mann// vor freuden.“ (F 1591, pag. Vv 5v) untergeordnet sind, ohne dass sie sich jedoch in allen Fällen auf die Thematik der Melancholie beziehen („D. Weier will/ die Hechsen vnnd Zauberer seien// keinßwegs zustraffen 258. Rechnet die Teuffel// bei Legionen auß 258 ist des Agrippae Schuler// 70, 260.“). Wie auch das darauf folgende Lemma „Weichwasser“ zeigt, dient hier nicht der Eingename als Lemma (dann müsste „Weier“ später aufgelistet werden), sondern das Problem der Melancholie der Hexen, das den zentralen Ansatzpunkt der Kritik Bodins darstellt.

Angesichts von Fischarts vermutetem Todesjahr 1590/91 lässt sich nicht genau bestimmen, inwiefern er selbst bei der Erstellung dieses Registers involviert war. Register und Indices dieser Art sind das notwendige Ergebnis der Wissenssummen der Scholastik und finden sich vereinzelt bereits in spätmittelalterlichen Texten.¹⁷¹ Sie wurden im Verlauf des 16. Jahrhunderts immer populärer und sind eng verknüpft mit der Entwicklung des Buchdrucks:

Um 1500 war der alphabetische Index als Texterschließungsinstrument [...] gerade erst entdeckt worden. Seine Wirkung war zunächst ebenso wunderbar wie die „schwarze Kunst“ überhaupt. Leser von Inkunabeldrucken konnten bekanntlich zunächst kaum glauben, dass es in der Tat möglich war, völlig identische Textseiten herzustellen.¹⁷²

Register setzen voraus, dass die „serielle Erzeugung, [...] Einförmigkeit [und] gemeinsame Physiognomie“¹⁷³ der gedruckten Texte innerhalb des durch Bücher konstruierten Diskurses bereits habitualisiert sind, und dass die etwaigen Probleme, die sich bei der Arbeit mit Büchern stellen (z. B. das Finden bzw. Wiederfinden von relevanten Passagen) bekannt sind. Derartige Mechanismen zur Texterschließung werden notwendig, um angesichts der zunehmenden Wissensmenge die Kohärenz der „neue[n], künstliche[n] Memoria“ zu garantieren, die über den Buchdruck aufgebaut wird,¹⁷⁴ und um den Suchprozess zeitökonomisch zu

¹⁷¹ Vgl. dazu Zedelmaier, Helmut. *Facilitas inveniendi*. Zur Pragmatik alphabetischer Buchregister. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 191-203; hier S. 194- 202; sowie Weijers, Olga. Funktionen des Alphabets im Mittelalter. In: Seine Welt wissen. Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Hg. v. Ulrich Johannes Schneider. Darmstadt, WBG: 2006; S. 22-32.

¹⁷² Enekel, *Ars antiquitatis*, S. 62 (wobei hier die zeitliche Angabe zu relativieren ist). Zur Frage der „völlig identischen“ Textseiten vgl. auch McKitterick, Paul. *Print, Manuscript and the Search for Order*, sowie Knappe/Till, Deutschland, S. 292.

¹⁷³ Neuber, *Ökonomie des Verstehens*, S. 191.

¹⁷⁴ Schanze, Helmut. *Gedruckte Renaissance. Mediengeschichtliche Überlegungen zur Transformation der*

gestalten.¹⁷⁵ Register ermöglichen einen schnellen und zielgerichteten Zugriff auf die Inhalte im Text und übernehmen so eine wichtige Rolle in der Erkenntnissteuerung. Dies sind die zentralen Funktionen, die z. B. noch im 17. Jahrhundert auch Harsdörffer betont:

Ein Register nach dem Abc ist ein sehr nothwendiger Lehrmeister zu einem Buch/
massen er gleichsam mit dem Finger weiset/ wo eins oder das ander zu finden/
und keiner der Zeit hat/ alle und jede Bücher zu durchlesen/ welche Sonderlich
keine Schulbücher sind/ und nur dem nachschlagen dienen.¹⁷⁶

Register müssen nicht von den einzelnen Verfassern selbst erstellt werden, sondern können auch sekundär seitens des Verlegers und/oder Druckers ergänzt werden. Im Verlauf des 16. Jhs. werden Register immer geläufiger und werden häufig auf den Titelseiten der Texte zusammen mit einer Liste der zitierten Autoritäten besonders beworben.¹⁷⁷

Im Falle von Enenckels Untersuchungsgegenstand, den Werken zur *Ars antiquitas*, zur Kulturgeschichte des klassischen Altertums, ergibt sich die Funktionalität der Register aus der Notwendigkeit, genaues Wissen und insbesondere Informationen zu Fachbegriffen oder Autoritäten schnell zugänglich zu machen.¹⁷⁸ Im Kontext von dämonologischen Traktaten, die ebenfalls häufig mit Registern versehen werden, liegt der Schwerpunkt an anderer Stelle. Zwar konnte im Prinzip auf eine immer größer werdende Schar an zeitgenössischen Autoritäten zurückgegriffen werden, so dass sich gegen Ende des 16. Jhs. ein gewisser Lektürekanon an dämonologischen Schriften entwickelt,¹⁷⁹ ebenso findet sich eine Vielzahl an Zitaten und antiken oder biblischen Belegen, die immer wieder erwähnt werden, dennoch finden diese Autoritäten kaum Niederschlag in den Registereinträgen. Der Schwerpunkt liegt hier auf dem schnell wiederverwendbaren topischen Material, auf Exempelgeschichten, deren Funktion bereits dargestellt wurde, sowie auf den *Loci communes* im Sinne von Obersätzen möglicher Deduktionen.¹⁸⁰

Rhetorik 1500-1700. In: Plett, Heinrich F. (Hg.) Renaissance-Rhetorik. Renaissance-Rhetoric. Berlin, de Gruyter: 1993; S. 213-222; hier S. 213. Vgl. zur Notwendigkeit des Auffindens von Informationen auch Giesecke, Michael. Der Buchdruck der Frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1991; hier S. 420-425.

¹⁷⁵ Parkes betont anhand verschiedener Register und Indexsysteme, die sich bereits im Mittelalter abzeichnen, dass es zentral die Notwendigkeit war, Wissen und Argumente in einem bereits gegliederten kompilatorischen Text wiederzufinden, die zur Entwicklung dieser Mechanismen führten. Vgl. Parkes, *Influence*, S. 130-132.

¹⁷⁶ Harsdörffer, Georg Philipp. *Delitiae Philosophicae et Mathematicae*. Der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden Dritter Teil. Neudruck der Ausgabe 1653, herausgegeben und eingeleitet von Jörg Jochen Berns. Frankfurt am Main, Keip: 1990; hier S. 57.

¹⁷⁷ Vgl. Moss, *Locating Knowledge*, S. 39.

¹⁷⁸ Vgl. Enenkel, *Ars antiquitatis*, S. 62.

¹⁷⁹ Eben die erwähnten dämonologischen Kompendien, die von Basse verlegt wurde, belegen dies, wie auch der Kanon an in den Werken zitierten zeitgenössischen Autoritäten, der sich z. B. in der *Dämonomanie* zeigt.

¹⁸⁰ Abseits dieser textfunktionalen Aspekte ist jedoch auch zu beachten, dass Register auch schlicht die Absatz-

Dies lässt sich am Register der *Dämonomanie* eindrücklich belegen. Es ist dem Titel nach ein Verzeichnis „aller// fürnemen Sachen/ Händel und Geschich=// ten/ so inn diesem Werck be=// griffen (F 1591, pag. Vv 1r). Vollständigkeit wird dabei jedoch, trotz des durchaus beachtlichen Umfangs des Registers, nicht erreicht. Der Schwerpunkt liegt auf dialektisch verwertbarem Material, auf den Fallgeschichten, die als *Exempla* die *Inductio* einer jeweils gegebenen Argumentation unterstützen bzw. abkürzen können, sowie auf den grundlegenden dämonologischen Lehrsätzen im Sinne von *Loci communes*. Autoritäten fehlen fast komplett in der Auflistung. Es findet sich im gesamten Register kein Verweis auf Kramer, Sprenger oder den Hexenhammer, auch wenn dieses Werk eine der Hauptquellen für Bodin darstellt. Die verzeichneten Personen (z. B. antike Philosophen) werden nicht selten lediglich als biographische Beispiele verzeichnet, indem sie als gute oder schlechte Vorbilder für bestimmte Handlungen zitiert werden, verschiedentlich werden ihnen auch Irrtümer oder Schlimmeres nachgewiesen (vgl. z. B. „Galenus/ vnerfahren in des Mondslauff“, „Iamblichus [...] Sein lob/ sein torheit vnd tod“, „Socratis Angesicht zeigt ein Hurer vod [!] zornigen an“ etc.).

Es finden sich auch Ausnahmen von dieser Schwerpunktsetzung: Aristoteles wird dreimal im Hinblick auf seine Aussagen verzeichnet, davon ist ein Beleg negativ: „Aristoteles, von Wundergeburten“, „Aristotelis irrthumb von der warsagung“, „[Aristoteles] erweist/ das Gott ein ursach aller ding sein müsse.“ (F 1591, Vv 1r) Weitere Autoritäten sind: Augustinus (einmal negativ erwähnt), Agrippa (zweimal negativ), Lambertus Danaeus (zweimal positiv), Galenus (einmal negativ), Iamblichus (zweimal, positiv und negativ), Pico della Mirandola (dreimal negativ), Paracelsus (zweimal negativ), Reuchlin (zweimal negativ), Socrates (zweimal, positiv und negativ) sowie Johann Weier (dreimal negativ). Diese schmale Liste steht in keinem Verhältnis zu der enormen Akkumulation von Wissen innerhalb des Textes, das nicht zuletzt über kompilatorisch versammelte Autoritätsbelege konstruiert und konsolidiert wird.

Auffallend an dieser Liste von Autoritäten ist auch, dass das Register an verschiedenen Stellen andere Schwerpunkte setzt als der Text selbst. So wird z. B. der im Register kritisch bewertete Mirandola mit Hinblick auf seine magisch-kabbalistischen Tendenzen im Text durchaus argwöhnisch betrachtet, im Hinblick auf seine Bedeutung für den Renaissance-Neuplatonismus und für die Hebraistik im 16. Jh. überwiegt jedoch (wie auch im Falle von Reuchlin) im Prinzip die positive Darstellung. Im Gegensatz dazu erfährt Weier im Register ebenfalls drei negative Vermerke, angesichts eines kompletten Buchs im Text, das sich mit der

zahlen der Bücher in die Höhe treiben (vgl. Rautenberg, *Ökonomie des Buches*, S. 512).

Widerlegung seiner Thesen beschäftigt, kommt er dabei sehr gut weg. Vergleichbar mit der Übertragung Fischarts, die den Ursprungstext im Verlauf der Bearbeitung mit einer persönlichen Lesart überzieht, schreibt sich im Register das Lesen seiner Verfasser ein, das so mit einer weiteren Stimme zu der Polyphonie der impliziten Autorfiguren im Text beiträgt.

Während das Register die Namen der Autoritäten häufig verschweigt,¹⁸¹ werden doch die von ihnen vertretenen Auffassungen und Konzepte aufgenommen. Beispielsweise findet man die in Kapitel I, 1 (S. 7) dargestellte Auffassung von den sechs Orten, die den Geistern zugeordnet werden, unter „G“ wieder: „Geister beschreibung/ was ihr art vnd wesen sey/ vnd ihre sechs örter“ (F 1591, pag. Vv 2r). Die in der Textpassage selbst herangezogenen Autoritäten (Psellos, Plotin, Iamblichus) finden sich jedoch, wenn überhaupt, nur in anderen Kontexten im Register. Lehrsätze dieser Art werden vom Register schwerpunktmäßig inhaltlich verzeichnet, sortiert nach den jeweiligen Kontexten, für die sie relevant sind, und die als Lemma funktionieren (hier „Geister“).

Darüber hinaus fallen verschiedene Einträge auf, die sprachlich mit dem Niveau des Buches zu brechen scheinen. Ein Beispiel ist „Julius Caesar, felt auffs maul“ (F 1591, pag. Vv 3r). Zitiert wird hier, dass Caesar auf seinem Ägyptenfeldzug auf der Landungsbrücke stürzt, dies jedoch nicht als böses Omen sieht, sondern mit der Bemerkung „Gelt Affrica/ nun hab ich dich/ nun hab ich dich mit den Zänen: Das heißt einem ins Land fallen“ (F 1591, S. 52) ein wenig kalauernd abtut. Irritierend erscheint auch der Eintrag „Scheißhaus der Welt“ (F 1591, pag. [Ww 5r]).¹⁸² Hinter diesen Lemmata verbergen sich zwar Passagen im Text, die argumentatorisch elaborierter sind als es das Register vermuten lässt, dennoch überrascht die Formulierung und die Schwerpunktsetzung. Ähnlich wie im Falle des Eintrages zum Lemma Gott „Hat eilff// zuNamen/ darunter auch HochNase“ (F 1591, pag. Vv 2v) betont das Register hier überraschende und unterhaltsame Inhalte und zeigt so deutliche Spuren der Textlektüre seiner Verfasser, die nicht nur fachlich „fürneme“ Kontexte exzerpierten, sondern auch denk- und merkwürdige Stellen, die aus anderen Gründen interessant erscheinen.

Auffallend sind Häufungen zu einzelnen Einträgen, die auch über mehrere Lemmata verteilt und in selbständige und untergeordnete Einträge verteilt sein können. Inhaltlich konzentriert sich das Register dabei auf die Bedrohung, die von den Hexen ausgeht. Zum Lemma „Hechssen“ finden sich 35 Einträge, zu „Teuffel“ bzw. „Satan“ insgesamt 50, und zu „Zauberer“ 46. Diesen Konzentrationen stehen z. B. nur 22 Einträge zu „Gott“ entgegen.

Sehr aufschlussreich für die Funktion des Registers sind die „Historien“, die eigens

¹⁸¹ Eine Praxis, die von Harsdörffer in den Erquickstunden noch 1653 scharf kritisiert wird, diesem „bösen Gebrauch [ist] die natürliche Billigkeit zuwider.“ Harsdörffer, Erquickstunden, S. 59.

¹⁸² Dieses Lemma bezieht sich auf die bereits dargestellte Passage aus I, 1; vgl. Kap. 11.1.

verzeichnet werden (F 1591, pag. Vv 3r). Sie stehen an der alphabetisch korrekten Stelle unter dem Buchstaben „H“ eingeordnet, erhalten jedoch als einzige Untergruppe eine eigene Zwischenüberschrift in derselben Schriftgröße wie die ansonsten als Überschrift fungierenden einzelnen Buchstaben. Indem das alphabetische System somit suspendiert ist, sprengt der Eintrag die Hierarchie des Registers. Verzeichnet werden hier 38 Exempelgeschichten unterschiedlichster Gattungen: biblische Erzählungen („Von Adams Apffelbis“), antike Quellen („Vom König Pausania unnd einer Jung=// frauen“), zeitgenössische Geschichten („Von eim besessen Priester zu Magdeburg“) und andere. Sortiert werden diese Geschichten innerhalb der Rubrik nicht mehr nach einer alphabetischen Ordnung, sondern nach ihrem Auftauchen im Text. Allerdings erfasst diese Liste nur einen Bruchteil der im Text versammelten Exempelgeschichten und exzerpiert nicht die komplette *Dämonomanie*: Das letzte verzeichnete Exempel findet sich auf S. 201, am Ende des dritten Buches, während sich auch in den folgenden zwei Büchern mehrere derartige Beispielgeschichten finden lassen. Dennoch zeichnet sich auch an dieser unvollständigen Liste die hohe Funktionalität ab, die Exempel im dämonologischen Diskurs haben.

In diesen Betrachtungen zeichnet sich eine Tendenz in der intendierten Funktionsweise des Registers ab, die sich mit der Rolle des gesamten Textes im dämonologischen Diskurs und den hier inhärenten kompilatorischen Produktions- und kombinatorischen Argumentationsstrategien deckt. Das Register ermöglicht recht ausführlich einen dämonologisch-fachwissenschaftlichen Zugriff auf den Text. Es versammelt eine Vielzahl von Fachbegriffen und Konzepten aus dem dämonologischen Kontext und aus der Naturphilosophie, so dass der Text sowohl für einen interessierten Laien (z. B. einen nichtstudierten Richter) als auch für einen Experten in diesen Dingen als Nachschlagewerk dienen kann. Das Register sichert die Rolle der *Dämonomanie* als Nachschlagewerk und Enzyklopädie, indem es die innerhalb des Textes in einem topisch-argumentatorischen Kontext versammelten und daher lokal oft weitverstreuten Wissensfragmente knapp benennt, isoliert und somit schnell wiedererkennbar nach dem alphabetischen System auflistet. In dieser Funktion unterstreicht es den Kollaps der Topik als Ordnungssystem, der sich gegen Ende des 16. Jhs. abzuzeichnen beginnt.¹⁸³ Eine topische, in Grundzügen ramistisch orientierte Wissensanordnung, wie sie der Fließtext der *Dämonomanie* anbietet, stößt angesichts der Anforderungen, die eine juristische Rhetorik an den Text stellt, schnell an ihre Grenzen. Das Register der dritten Auflage erscheint so als Supplement,

¹⁸³ Vgl. dazu z. B. am Beispiel von Zwingers *Theatrum*, Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis*, S. 64; ders., *Apokalypse und Philologie*, S. 262, sowie Kap. 5 in dieser Arbeit.

das jedoch einen essentiellen Beitrag zum Ganzen liefert. Es ist als integraler Bestandteil des Textes zu verstehen, nicht nur als im Prinzip verzichtbares Beiwerk.

Geht man davon aus, dass sich diese Anforderungen einer juristischen Rhetorik als „Argumentations- und Erfindungstheorie“¹⁸⁴ am Register ablesen lassen, so ergibt sich auch hier das Bild, das sich bei der Betrachtung der Argumentationsstrategie des Kapitels II, 4 abzeichnet. Der Schwerpunkt liegt auf den narrativen Elementen einer Argumentation, z. B. auf den eigens als Historien verzeichneten (und damit, in Abgrenzung zum Begriff der *Fabula*, als verlässlich gekennzeichneten) Exempelgeschichten, die gewissermaßen den „empirischen“ Anspruch der Argumentation absichern sollen.¹⁸⁵ Die namentliche Nennung von Autoritäten geht zurück, ohne dass damit jedoch die damit verbundenen diskursiven Inhalte verloren gehen. Diese werden als eigene Konzepte aufgelistet, versammelt unter jeweils inhaltlich orientierten Lemmata. Die Anschlussfähigkeit der Konzepte und Lehrsätze bleibt damit gewahrt, ohne dass es dabei zu einem Abbruch der argumentativen Ketten kommen muss, was, wie im Kapitel I, 1 zu beobachten, häufig mit der Markierung von Aussagen mit ihrer jeweiligen autoritativen Quelle einher geht. Parallel zur *Inventio* anhand von Fakten (z. B. der Fülle von unter dem Lemma „Zauberer“ verzeichneten *Accidentia*) wird auf diese Weise durch das Register im Sinne der Humanistischen Dialektik eine *Inventio* über *Exempla* ermöglicht.

Durch diese Schwerpunktsetzung auf die narrativen Elemente einer Beweisführung, die die topischen Anschlussmöglichkeiten der jeweiligen Elemente erhält, unterstreicht das Register die Rolle frühneuzeitlicher Enzyklopädien als Wissensmaschinen, die Wissenswelten nicht nur verzeichnen, sondern auch erschaffen.¹⁸⁶ Es versammelt die einzelnen Bruchstücke des verfügbaren Wissens als materielle Topoi und macht sie so der Kombinatorik einer jeweiligen rhetorisch-dialektischen Aktualisierung zugänglich. Wenn auch in der Darstellung keine Vollständigkeit erzielt werden kann, so wird sie, zumindest potenziell, durch diese Kombinatorik erreicht, die das Register ermöglicht. Diese weltumfassende Potenz ist letzten Endes ein Erbe kabbalistischer Strömungen.

Das Gedächtnis des enzyklopädischen *memoria*-Modells ist eine Funktion und ein Modus des universalen Wissens. Dieses Wissen wird verfahrenstechnisch erzeugt durch die kombinatorische Korrelation einer bestimmten Anzahl von kategorialen Elementen. [...] Die Mnemotechnik dieses Gedächtnisses ist – in einer rhetori-

¹⁸⁴ Schröder, *Topik und Jurisprudenz*, S. 37.

¹⁸⁵ Vgl. zum Zusammenhang von *Historia*, *Experientia* und den möglichen Implikationen hin zu einem Begriff von Empirie Kap. 2.2.

¹⁸⁶ Vgl. Schneider, Ulrich Johannes. Bücher als Wissensmaschinen. In: *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Ulrich Johannes Schneider. Darmstadt, WBG: 2006; S. 9-20; hier S. 26.

schen Transformation der aristotelischen Topik – das kombinatorische Verfahren zur Produktion einer enzyklopädischen Ganzheit möglicher Propositionen. [...] Eben dieser enzyklopädische Anspruch und das kombinatorische Verfahren, um ihn einzulösen, erlaubten es seit der „Entdeckung“ der Kabbala durch Pico della Mirandola, die lullische *ars magna sciendi* mit der *memoria* in Verbindung zu bringen.¹⁸⁷

Die Frage nach der Dynamik der Topik, die von Hallacker/Schmidt-Biggemann aufgeworfen wird,¹⁸⁸ verweist nicht zuletzt auf dieses Feld. Wenn es darum geht, den Prozess der Neugestaltung von Wissensformen aus einem in der kollektiven *Memoria* verorteten „Trümmervorrat“ topischer Bruchstücke und Elemente zu beschreiben, so gestaltet sich ein solcher Prozess in der Frühen Neuzeit im Sinne kombinatorischer Mechanismen.

Dabei ist jedoch der Begriff der Kombinatorik weiter zu fassen. Der Beginn einer für die Frühen Neuzeit tonangebenden wissenschaftlichen Kombinatorik ist bei Raimundus Lullus in seinen Werken *Ars generalis ultima* sowie der zugehörigen Propädeutik, der *Ars brevis*, zu sehen.¹⁸⁹ Während sich die Rezeption dieser Kombinatorik im Bezug auf das 16. Jh. zentral in neuplatonischen Strömungen nachweisen lässt (so z. B. in den kabbalistischen Ausführungen Mirandolas oder in den Kryptogrammen von Trithemius, die einen starken Einfluss auf die Sprachbetrachtungen von Agrippa haben) oder, wie im Falle von Giordano Bruno, im Bezug auf die Mnemotechnik, so lassen sich die zugrunde liegenden Mechanismen als zentrale Steuerungsfunktion von rhetorischer Textproduktion allgemein ausmachen. In der Frühen Neuzeit erscheint Rhetorik als „Metatechnik zu allen anderen Wissenschaften und Künsten. Die damit in Zusammenhang stehende Verbindung von Rhetorik und Poetik stellt die Grundlage für kombinatorische Textproduktion dar.“¹⁹⁰

Dabei ist die strukturelle Verwandtschaft des lullistischen Alphabets mit Agricolas Toposapparat evident: Beide sollen dazu dienen, die prinzipiell unerschöpfliche Menge an Aussagen auf einen eng begrenzten Vorrat an Elementen zurückzuführen (seien es nun die

¹⁸⁷ Kilcher, Andreas B. *Ars memorativa* und *ars cabalistica*. Die Kabbala in der Mnemotechnik der Frühen Neuzeit. In: Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Mnemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne. Hg. von Jörg-Jochen Berns und Wolfgang Neuber. Wien/Köln/Weimar, Böhlau: 2000; S. 199-248; hier: S. 203; vgl. dazu auch Traninger, Mühelose Wissenschaft.

¹⁸⁸ Vgl. Hallacker/Schmidt-Biggemann, Topik, S. 21-25.

¹⁸⁹ Vgl. dazu, sowie für einen kurz gefassten Überblick über die historische Entwicklung der Kombinatorik: Traninger, Anita. Lexikonartikel „Kombinatorik“ in: HWR, Bd. 4, Sp. 1154-1163; hier Sp. 1157f. sowie Zotter, Hans. Parallele Modelle von Wissenssicherung und Ordnung. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 25-37; hier S. 31. Zum Lullismus bei Bodin vgl. de Courcelles, Dominique. Pensée lullienne et *Colloquium heptaplomeres*. In: Bodinus Polymeres. Neue Studien zu Jean Bodins Spätwerk. Hg. v. Ralph Häfner. Wiesbaden, Harrassowitz: 1999; S. 99-117; wobei sie sich nicht nur auf die lullistische Kombinatorik, sondern auch auf narratologische und inhaltliche Aspekte von Lulls *Llibre del gentil e dels tres savants* von 1274/76 bezieht.

¹⁹⁰ Traninger, Kombinatorik, Sp. 1155.

lullistischen Buchstaben oder die 27 *Loci*), aus deren semantischen Belegungen und Permutationen sich eine korrekte Beschreibung der Welt ergeben soll. Im Hinblick auf das in der Dämonologie virulente Problem der Wahrheit des Gesagten ergeben sich weitere Parallelen. Beide Systeme sind auf argumentativen Gewinn hin ausgerichtet, beide Systeme bedienen sich dabei einer Methodik, die aus sich heraus die Angemessenheit des Gesagten absichern soll (sofern eine korrekte *Inductio* durchgeführt wurde). „Wer auf Wahrheit aufbaut [und das sind im vorliegenden Fall sowohl Lullisten als auch „Humanistische Dialektiker“] muss sich nicht um Wahrscheinlichkeiten kümmern.“¹⁹¹ Aus dieser Perspektive erscheint die Kombinatorik, parallel zur der durch die Humanistische Dialektik geprägten Rhetorik, als zweiter Blickwinkel, unter dem die Produktion und Darstellung von Wissen in der Frühen Neuzeit betrachtet werden muss: „Die Verknüpfung der Wissensgebiete zum Kreis der Künste, den die Enzyklopädie avisiert, basiert auf eben jenen Prinzipien. Die Topik liefert die Überbegriffe, die systematisierend wirken, die Kombinatorik deren Relationierung.“¹⁹² Die Kombinatorik, herausgelöst aus dem engen Regelapparat des Lullismus, wird so zu einem zentralen Moment topischer Mechanismen: „Seit R. Lull ist der Begriff *ars* grundlegend mit dem mentalen Habitus kombinatorischen Wissens bzw. kombinatorischer Wissenserstellung verknüpft.“¹⁹³ Über die Mechanismen der Kombinatorik und der Topik, letztere verstanden im Lichte der Humanistischen Dialektik, werden die zentralen Ansprüche einer enzyklopädischen Literatur, die Vollständigkeit und die Verlässlichkeit der Darstellungen, gewährleistet.¹⁹⁴

Anhand dieser zwei Begriffe lassen sich auch die intertextuellen Prozesse, wie sie sich am Register ablesen lassen, genauer fassen. „In der Hauptsache ist frühneuzeitliches Schreiben [...] kombinatorisch, indem es absichtsvoll das aus den Schreib- und Denktraditionen herausgreift, was der eigenen Argumentation dienlich ist.“¹⁹⁵ Die Texte erscheinen als

¹⁹¹ Traninger, *Müheleose Wissenschaft*, S. 51. In diesem Sinne zeigt auch Klein eine Bewertung des Lullismus als Projekt, „die im theoretischen Diskurs wahrgenommenen Unwägbarkeiten und Unsicherheiten natürlicher Sprachen auszulöschen und sichere Wort-Sache-Relationen an ihre Stelle zu setzen“; vgl. Klein, *Am Anfang war das Wort*, S. 116.

¹⁹² Traninger, *Müheleose Wissenschaft*, S. 89. sowie S. 94-100. In diese Richtung scheinen auch die Ausführungen von Veit zu gehen, wenn er eine topische Argumentation als „technique of problem-solving with the help of what is already known“ bezeichnet. Auch seine Analysen des Reiseberichtes von Georg Forster (*Voyage around the world*, 1777) beschreibt eine kombinatorisch-topische Strategie der Fremdbeschreibung, ohne dass dabei jedoch der Begriff der Kombinatorik in der Betrachtung fällt. Vgl. Veit, Walter F. *Topics and the Discovery of the New*. In: *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Hg. v. Jürgen Fohrmann. Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2004; S. 59-80; hier S. 69 sowie 75-80.

¹⁹³ Leinkauf, Thomas. *Mundus combinatus. Studien zur Struktur der barocken Universalwissenschaften am Beispiel Athanasius Kirchers SJ (1602-1680)*. Berlin, Akademie: 1993; hier S. 175.

¹⁹⁴ Damit wird, zumindest potenziell, die Vollständigkeit erreicht, die auch aus heutiger Sicht von einem solchen Register gestellt wird: „Register zu wissenschaftlichen Werken haben wissenschaftliche Vollständigkeit anzustreben.“ (Kunze, Horst. *Über das Registermachen*. München u. a., K. G. Saur: 1992; S. 23).

¹⁹⁵ Neuber, Wolfgang. *Topik und Intertextualität. Begriffshierarchie und raministische Wissenschaft in Theodor Zwingers METHODUS APODEMICA*. In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a.,

„intentionale Bündel bekannter Diskurse“, wobei sich die Funktion der textuellen Mechanismen an der Topik ablesen lassen. Sie ist die „Nahtstelle für intertextuelle Prozesse: Sie strukturiert die Vorgaben, steuert eine eventuelle Systemreferenz und organisiert die Aktualisierung der Prätexte.“¹⁹⁶

Dabei setzt das Register einen Habitus des Lesens voraus, der in den rhetorischen Strukturen seiner Zeit eingebunden ist. Dass auch das Lesen selbst historisch gesehen werden muss, versucht Bennett anhand des Begriffes der „reading formation“ methodisch zu greifen:

By a reading formation I mean a set of discursive and inter-textual determinations which organise and animate the practice of reading, connecting texts and readers in specific relations to one another in constituting readers as reading subjects of particular types and texts as objects-to-be-read in particular ways.¹⁹⁷

Die „reading formation“, die sich am Register ablesen lässt, entspricht den hier skizzierten Prozessen einer topisch-kombinatorischen Wissensdarstellung und -produktion, die auch den kompilatorischen Prozessen der Texterstellung zugrunde liegt. Die Funktionalität des Registers beschränkt sich nicht nur auf das schlichte Verzeichnen der Lemmata, die auf entsprechende Textpassagen hinweisen. Es lässt sich direkt einbinden in eine kombinatorische Produktionsstrategie von Texten, die sich auf lullistische Prämissen stützt:

Daß Sprache und Welt zusammenpassen, muß sich zunächst an den Worten nicht an komplexeren Einheiten bewahrheiten. Sind die Worte angemessen eingesetzt bzw. definiert, so hofft man auf die sukzessive Realisierung wahrer Sätze. Die Welt in eindeutigen Vokabeln aufzuheben, die gleichsam ihr partikulares Wortsein zugunsten sprachunabhängiger Begriffe verleugnen, ist das Ziel lullistischer Lexik. Das Bild, daß die Welt dem Menschen ein Buch sei, wurde hier wissenschaftslogisch als Anrecht darauf gesehen, sie methodisch in ein enzyklopädisches Lexikon zu transferieren.¹⁹⁸

Indem das Register auf Komplexe verweist, deren Beweisführung im Fließtext statt-

Lang: 1994; S. 253-278; hier S. 254.

¹⁹⁶ Ebda., S. 254. Das grundlegende Problem im Hinblick auf die Intertextualität in der Frühen Neuzeit scheint dabei auch die Frage zu sein, welchem Element einer literarischen Kommunikation die Steuerungsfunktion zukommt. Während das postmoderne Begriffsverständnis hier von einem eher subjektlosen Diskurs ausgeht (bzw. die Texte selbst ontologisiert, vgl. dazu ebda, S. 253f.), sind es in der Frühen Neuzeit topische Mechanismen, die hier steuernd wirken, und die auch in der Lage sind, die in den Texten eingeschriebene Intentionalität zu tragen (vgl. dazu auch Kühlmann, Wilhelm. Kombinatorisches Schreiben – „Intertextualität“ als Konzept frühneuzeitlicher Erfolgsautoren (Rollenhagen, Moscherosch). In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a. , Lang: 1994; S. 111-139; hier S. 111-118.

¹⁹⁷ Bennett, Tony. Texts in history: the determinations of readings and their texts. In: Poststructuralism and the question of history. Hg. v. Derek Attridge, Geoff Bennington, Robert Young. Cambridge, Cambridge University Press: 1987; S. 63-81; hier S. 70.

¹⁹⁸ Klein, Am Anfang war das Wort, S. 113.

findet, ist die Zuverlässigkeit der jeweiligen Aussagen gewährleistet. Die einzelnen derart prästabilierten Bruchstücke des Wissens lassen sich so in einem kombinatorischen Verfahren neu zusammensetzen. Die Welt der Dämonologie erscheint hier aufgelöst in ein Feld an topisch aufgeladenen Lemmata, die als Stellvertreter für jeweils verschiedene Konzepte stehen.¹⁹⁹ Dabei sind diese Konzepte hier, wie isolierte Vokabeln, aus ihrer Aktualisierung im textuellen Zusammenhang und der dort stattfindenden Argumentation herausgelöst und im Zustand einer Potentialität versammelt, die z. B. bei der Produktion eines weiteren Textes wiederum aktualisiert werden kann. Im Register selbst sind diese syntagmatischen Strukturen jedoch suspendiert, die Konzepte sind partikularisiert. Im Sinne der Kombinatorik besteht nun die Aufgabe des Registers darin zu garantieren, dass die korrekte Rekombination dieser Begriffe und der damit verbundenen Konzepte auch zur einer korrekten Rekombination der hier festgehaltenen dämonologischen Welt führt.

Vor diesem Hintergrund ist das Register, wie auch der gesamte Text, nicht als feststehendes Archiv zu verstehen, sondern als funktionale Darstellung des zeitgenössisch verfügbaren Wissens über Hexen, das innerhalb des Textes in den Dienst einer konkreten Argumentation gestellt wird, wobei auch dessen potenzielle Kopplungen an weiterführende Argumentationen im Textverlauf exemplarisch dargestellt und optimiert werden. Hier übernehmen nicht zuletzt Marginalien die Aufgabe, die einzelnen topischen Bruchstücke zu identifizieren. Das Register löst diese Elemente aus ihrem aktualisierten, argumentativen Kontext, wobei es jedoch über eine Funktion als einfaches Archiv weit hinausgeht, indem es selbst wiederum auf argumentative Gesichtspunkte hin angelegt ist. Im Hinblick auf die Evolution der Enzyklopädien von einem topischen Ordnungssystem hin zu einem alphabetisch-arbiträren markiert das Register der *Dämonomanie* die liminale Position einer hybriden Konstruktion: Durch die Darstellung des Wissens in isolierten, alphabetisch sortierten Lemmata präludiert es das Aufkommen von nicht-topischen Wissensdarstellungen. Indem es jedoch als Findehilfe zu einem topisch strukturierten Text agiert, und indem es durch die Betonung eines funktionalen und generativen Wissens in letzter Konsequenz auf eine topisch-kombinatorisch orientierte Argumentation (sowie auf eine nach kompilatorischen Strategien vorgehende weiterführende Textproduktion)²⁰⁰ ausgerichtet ist, steht es in der Tradition älterer, sachbezogener Anordnungen von Wissen, die die Grundlage für die frühneuzeitliche Dämonologie darstellt.

¹⁹⁹ Wobei aus Sicht der Humanistischen Dialektik der von Klein aufgeworfene Gedanke von „sprachunabhängig gedachter Begriffe“ eingeschränkt werden muss. Wie Valla immer wieder betont, gibt es keine Wahrheit außerhalb der Sprache.

²⁰⁰ Dass die *Dämonomanie* für solche Prozesse ausnehmend produktiv ist, zeigen die häufigen Verweise und übernommenen Exempgelgeschichten in späteren Werken, wie z. B. bei Praetorius oder Albrecht. Die *Dämonomanie* ist eine wichtige Grundlage sowohl für Dämonologien als auch für Memorabiliensammlungen, und ist „probably cited even more often than the *Malleus Maleficarum*“; Hagen, Bodin, Jean, S. 129.

F. Nachwort

20. Johannes Praetorius und die Dämonomanie von 1698

Unter veränderten Vorzeichen taucht die Thematik der Dämonologie im weiteren Kontext der Memorabiliensammlungen im 17. Jahrhundert bei Johannes Praetorius erneut auf. Sie steht hier im Kontext von Sammel- und Katalogisierungsbemühungen, die als Versuch gelesen werden können, die politischen, sozialen und wissenskulturellen Unsicherheiten für das Lesepublikum zu klären.¹ Praetorius schreibt in der Vorrede zu seinem *Anthropodemus plutonicus*:

Nehmlich/ gönstiger lieber Leser/du wirst von Bergmännlein/ Kiehlkröpffen/ Erd- und See-Menschen sonderlich etc. durch deine Lebetage viel Dings gehöret haben/ und sonder zweifel dennoch nicht wissen/ wie du dran bist/ oder was du glauben sollest? [...] Doch damit du dich nur selber mögest gewonnen geben/ will ichs/geliebt es Gott/ und mit dessen Hülffe/ durch alle und jede Capittel des verhandenen Büchleins/ dermassen erweisen/ und zwar auß nicht wenigen bewehrten *Autoribus*, daß du unpartheyischer Freund/ keinen Scrupel weiter darüber behalten sollest.

Der Text soll dem verunsicherten Leser helfen, der nicht weiß, inwieweit den verschiedenen Mythen zu glauben ist und gibt ihm dazu eine Reihe von durch die Autorität der verschiedenen Verfasser glaubwürdigen Beispielgeschichten an die Hand. Entsprechend dieser Ankündigung versammelt Praetorius in den folgenden 22 Kapiteln hunderte von thematisch voneinander in verschiedene Kapitel abgegrenzten Exempelgeschichten für Phänomene, die sich bei der Betrachtung der magischen Welt ergeben.² Die Existenz von Dämonen, Geistern, wundersamen Geschöpfen und auch von Hexen wird von Praetorius nicht angezweifelt und in seinen verschiedenen Werken zu dieser Thematik durch die Versammlung von Beispielgeschichten nachhaltig untermauert. Der markante Unterschied zu den Dämonologien des ausgehenden 16. Jhs. besteht jedoch darin, dass der argumentatorische Gebrauch dieser

¹ Vgl. Scholz-Williams, *Ways of Knowing*, S. 1. Vgl. zu einer kurzen Biographie Praetorius' ebda, S. 6, grundlegend ist nach wie vor die Darstellung von Zarncke, Friedrich. Lexikoneintrag „Praetorius: Johannes P.“ in: *AdB*, Bd. 26; S. 520-529, sowie Waibler, Helmut. M. *Johannes Praetorius, P. L. C. Bio-bibliographische Studien zu einem Kompilator curieuser Materien im 17. Jahrhundert*. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1979; hier S. 11-36.

² Dementsprechend übersetzt Praetorius den Titel seines Werkes in der Vorrede als „Der Kriehende Wandersmann unter der Erden“. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass der Buchtitel ein Chronogramm beinhaltet, „AnthropoDeMVs PLVtomICVs“ ergibt, zählt man die römischen Zahlenwerte der hervorgehobenen Buchstaben zusammen, das Datum des Erstdrucks, 1666. Vgl. dazu Dünnhaupt, Gerhard. *Chronogramme und Kryptonime. Geheime Schlüssel zu Datierung und Autorschaft der Werke des Polyhistor Johannes Praetorius*. In: *Philobiblon* 21, 2 (1977); S. 130-135; hier S. 132. Die komplexe griechisch-lateinische Mischung der Formulierung des Titels ist daher nicht zuletzt diesen Zahlenwerten geschuldet.

versammelten Exempel nur noch eine Nebenrolle spielt. Sie dienen nicht, wie z. B. in der Dämonomanie, dazu, über die genaue Beschreibung der Hexen die Notwendigkeit ihrer scharfen Verfolgung darzustellen, sondern gehorchen der akkumulativen Logik konzeptueller Gemeinplätze im topischen System, die nach der umfassenden, enzyklopädischen Vollständigkeit des inventierten Materials und damit auch der Darstellung und Prädikalisierung strebt.³ Die Exempel tauchen hier weniger in ihrer argumentativen Funktion als Belegtechniken auf, sondern als narrativ elaboriert ausgestaltete (und dadurch unterhaltsame) Erzählungen, die sich in beliebiger Zahl unter verschiedenen inhaltlich motivierten Rubriken versammeln lassen.

Angesichts dieses Rückgangs der Argumentation tritt auch die Ordnungsfunktion zurück, die eine argumentativ eingesetzte Topik bereithält. Derartige Funktionen zeigen sich noch in der Dämonomanie, wenn z. B. die Beschreibung der Hexen grob nach ramistischen Kriterien geschieht, oder wenn, wie in Kapitel II, 4, die funktionalen Kopplungen der Topoi innerhalb der Exempel zumindest noch in Grundzügen über die Argumentationsführung geregelt werden können.

Diese Ordnungsfunktion muss, sofern die Texte weiterhin konsumerabel sein sollen, ersetzt werden. Im *Anthropodemus* taucht dementsprechend bereits auf dem Titelblatt eine eng gefasste Kapiteleinteilung auf, die die Masse der Exempel bändigen soll.⁴ Diese Einteilung erscheint an verschiedenen Stellen nicht unbedingt trennscharf, dennoch kann sie als grobe Orientierung durch die Welt der Wunder verwendet werden. Eine bei Praetorius markante Ordnungsfunktion übernehmen die verschiedenen alphabetischen Listen und Akrostichen, die an vielen Stellen auftauchen. So wird in der Vorrede des *Anthropodemus* eine Liste von sog. „halben Menschen“ erstellt, die nach dem Alphabet sortiert ist:

1. Americanern /
2. Bauern /
3. Contrafecten /
4. Deutschen /
5. Ethnicis /

³ Vgl. zur Topik Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 234; im Hinblick auf Praetorius Scholz-Williams, *Ways of Knowing*, S. 12.

⁴ Auf dem Titelblatt finden sich dabei die nummerierten Illustrationen der einzelnen Kapitel, die auf dem Frontispiz genannt werden: „[Spalte a] 1. Alpmännergen/ Schröteln// Nachtmähen// 2. Bergmännerlein/ Wichteln// Vnter-Irdische// 3. Chymische Menschen/ Wet=// termännlein// 4. Drachenkinder/ Elben// 4. Erbildete Menschen/ Seul=// leute [Säulenleute]// 6. Feuermänner/ Irrwische// Tücke-Bolde// 7. Gestorbene Leute/ Wütendes// Heer// 8. Haußmän[n]er/ Kobolde/ Gütgen// 9. Indianische Abentheur// [Spalte b] 10. Kielkröpfe/ Wechselbälge// 11. Luftleute/ Windmenschchen// 12. Mond=Leute/ Seleniren// 31. [lies: 13] Nixen/ Syrenen// 14. Oceänische oder Seemänner// 15. Pflanzuleute/ Alraunen// 16. Qval= oder Verdam[m]te Men=//schen// 17. Riesen/ Hünen// 18. Steinmänner// 19. Thierleute/ Bestialische// Weerwölffe// 20. Verwüdschte Leute// 21. Waldmänner/ Satyren// 22. Zwerge/ Dümeken.“

6. Frauen /
7. Gesetzlosen /
8. Helden /
9. Jesu /
10. Kunstlosen /
11. Lieblosen /
12. Mönchen /
13. Narren /
14. Ohngefreydten /
15. Pennalen /
16. Rappier Messerlosen /
17. Spionen /
18. Trunckenbolden /
19. Unzüchtigen /
20. Westphälern /
21. Zörnigen / *etc.*⁵

Der darauf folgende Text liefert Belege, in denen jede dieser Gruppen als unvollständige oder halbe Menschen beschrieben werden (wobei sich Praetorius einer Wertung größtenteils enthält). Hier ersetzt das Alphabet als arbiträres Ordnungssystem eine topisch-argumentatorische Gliederung und strukturiert die Masse an Elementen. Wie disparat diese Bruchstücke dabei sein können, lässt sich an der Liste ablesen: Christus ist als halber Mensch eingeordnet in einen heilsgeschichtlichen Rahmen, Westfalen als halbe Menschen spielen eher als Beleidigung oder Nationalstereotyp eine Rolle.

Sehr viel häufiger tauchen diese Akrostichen in der *Blockes=Berges Verrichtung* auf, dem Werk von Praetorius, das sich vermutlich am stärksten mit „klassischen“ dämonologischen Inhalten beschäftigt. Gleich zu Beginn findet sich hier eine Kapiteleinteilung anhand des Wortes „Esponsth“ (als Schreibvariante zu „Gespenst“), die die Aufzählung von Geistergeschichten, sortiert nach ihrer lokalen Verhaftung, auf den nachfolgenden 30 Seiten gliedert:

- § 2. E lvezien oder Schweitzerland
- § 3. S chlesien
- § 4. P rovintz Cassuben
- § 5. O berPfalz
- § 6. N ursinger Gegend in Italien
- § 7. S icilien
- § 8. T hüringen
- § 9. H artz.⁶

⁵ Praetorius, *Anthropodemus*, pag. 3v. Weitere Listen dieser Art finden sich mehrfach im *Anthropodemus*, sowie in weiteren Werken Praetorius', z. B. auch in der *DaeMonoLogia RvbInbaLII* [dieses Chronogramm entspricht, gemäß Dünnhaupt, *Chronogramme und Kryptonomen*, S. 131, der Jahreszahl 1662].

⁶ Praetorius, Johannes. *Blockes=Berges Verrichtung* [...] Leipzig, bei Johann Scheiben: 1668 [Reprint Hanau, Kiepenheuer und Müller: 1968]; S. 1. ; vgl. dazu auch nach Scholz-Williams, *Ways of Knowing*, S. 89.

Im kompletten Text tauchen diese Akrostichen als dominierendes Ordnungselement auf, das stets versucht, die *Enumeratio* inhaltlich und auch funktional disparater Elemente zu organisieren. Eine vorläufige Zählung meinerseits kommt insgesamt auf 34 derartige Listen, einige davon direkt hintereinander gesetzt, die zum größten Teil über (stellenweise recht krude) Schreibvarianten von „Blocksberg“ gebildet werden, Ausnahmen sind die erwähnte Liste zu „Esponsth“ sowie eine „Iohannus“ (vgl. S. 456). Bezeichnend ist auch das Beispiel auf S. 334. Diese stellt eine untergeordnete Kapiteleinteilung dar, die an das Akrostichon „Broksberg“ auf S. 313 anschließt, das das komplette fünfte Kapitel gliedern soll. Der relevante Punkt ist hier der sechste Buchstabe, B, der für das „Buhlen“ der Hexen steht. Die Gliederung auf S. 334 bezieht eine Reihe von Statusfragen aus der Rhetorik mit ein, gliedert sie dabei jedoch nach der Schreibvariante „Plogbarg“:

- | | |
|------------------------------|-----------------------|
| (1) P ersonen. | Quis? |
| (2) L eibes Frucht. | Quid? |
| (3) O rter. | Ubi? |
| (4) G ehülffen. | Quibus auxiliis? |
| (5) B edeutung. | Cur? |
| (6) A rt und Weiß | Quomodo? |
| (7) R echte Zeit. | Quando? |
| (8) G rösse der Zeit. | Quamdiu? ⁷ |

Gerade dieses Beispiel zeigt, dass derartige Elemente bei Praetorius alles andere sind als nur Effekt eines manieristischen Spieltriebs.⁸ Sie sind Versuche, das in den Exempelgeschichten versammelte Wissen (und damit die Exempel selbst) zu organisieren. Im vorliegenden Beispiel tritt zusätzlich die Gliederungsfunktion der rhetorischen *Inventio*- und *Dispositio*-Lehre auf der zweiten Ebene hinzu. Indem hier einerseits ein in der Dämonologie klassisches topisch-rhetorisches Ordnungssystem bemüht wird, das über die Status-Fragen die umfassende *Inventio* eines Themenbereichs garantieren soll, dieses jedoch andererseits mit einem alphabetisch-arbiträren Ordnungssystem kombiniert wird, das die Struktur von Enzyklopädien ab

⁷ Vgl. zu diesem Beispiel auch Scholz-Williams, *Ways of Knowing*, S. 92f.

⁸ Vgl. für eine solche Ansicht noch Zarncke, Praetorius, S. 522 und Dünnhaupt, *Chronogramme und Kryptonyme*, S. 130. Dass sich hinter diesen Strukturen Versuche verbergen, Materie zu ordnen, zeigt sich auch bei Harsdörffer: „Gewiß ist unsrem Verstand nichts gemässer als die Ordnung/ ohne welche er solchen Namen nicht haben würde. Nun kann keine Ordnung ohne die Zahlen bestehen“, wobei auch er den Unterhaltungseffekt betont: „Die Letterwechsel/ wann sie nach der Kunst geschlossen/ oder mit einem Sinnbild artig verknüpffet/ belustigen meines Erachtens vor allen andern.“ Harsdörffer, Georg Philipp. *Poetischer Trichter* [...] Nürnberg, bei Wolfgang Endter: 1650 [Reprint Darmstadt, WBG: 1969].

dem 17. Jh. zunehmend dominiert, zeichnen sich hier die grundlegenden Verschiebungen in der Organisationsform von Wissen ab, die eine starke Auswirkung auf die Tradition der Dämonologien hat.

Befreit von der grundlegenden Argumentationsfunktion, die den Inhalt z. B. in der *Dämonomanie* zumindest in Grundzügen noch bändigen kann, entwickeln die Exempel eine Eigendynamik, die nur noch schwer zu bändigen ist. Praetorius' Ansatz, die Inhalte über Akrostichen und alphabetische Systematiken zu gliedern, ist somit als Versuch zu lesen, die verloren gegangene topisch-argumentative Wissenssystematik zu ersetzen.

Die dämonologischen Inhalte, hier reduziert auf kuriose und unterhaltsame Geschichten, erscheinen innerhalb der Kompilationen in einem Überhang an Exempeln, die keine festgelegte argumentative Struktur mehr zu erfüllen haben, und so in ihren Kopplungsmöglichkeiten frei sind. Die Strukturierung über das Schriftbild, in der Form von aus der Mnemonik bekannten Akrostichen oder anhand des Alphabets, zeigt dabei arbiträre Zusammenhänge auf, die höchstens noch am Rande (z. B. über geographische Zuordnungen) eine inhaltliche Verortung darstellen können, die jedoch nach wie vor in der Lage ist, eine grobe und im Kontext der Kompilationsliteratur ausreichende Gliederung der Materie anzubieten.

Auch in der letzten Edition der *Dämonomanie* vor ihrem Reprint 1973, der Ausgabe von Wiering 1698,⁹ zeichnet sich der Überhang von akkumulativen Tendenzen vor einer argumentatorischen Kohärenz ab. Dieser Band druckt die sprachlich leicht modernisierte Übertragung von Fischart (mitsamt der Ergänzungen der 1586er-Ausgabe) ab, jedoch ohne dabei den Marginalienapparat zu übernehmen. Die *Dämonomanie* erscheint hier in Begleitung einer umfangreichen Sammlung von Exempelgeschichten, die als weitere Bände bzw. Anhänge zum Haupttext ausgegeben werden¹⁰ und wird als zweiter Teil der *Daemonolatria* von Rémy ausgegeben. Sie ist so eng verwoben mit der Publikation einer ganzen Reihe von dämonologischen Kompilationen, die in den 1690ern von Wiering besorgt wurde.¹¹

Während die *Dämonomanie* in dieser Ausgabe ohne eine zusätzliche Einleitung präsen-

⁹ Diese Ausgabe wird Bodin zugeschrieben: Des weyland Hochgelehrten// JOHANNIS BODINI// Der Rechten Doctoris und Beysitzers// im Frantzösischen Parlament// DAEMONOMANIE [...]. Hamburg, bei Thomas von Wiering: 1698.

¹⁰ Dies ist zum einen: „Anderer Theil:// Oder/ Anhang// JOHANNIS BODINIS// DAEMONOMANIAE:// Hanldend// Von des leidigen Satans Macht [...]“ sowie der „APPENDIX// Oder// Anhang des andern Theils// Bestehend in vielen// Erdichteten// Gespenst= Händeln// und// Lächerlichen Erzehlungen// Sonderbarer Begebenheiten [...]“.

¹¹ Vgl. zu dieser Ausgabe auch Hauffen, Fischart-Studien III, S. 253f. Grundlage für diese irreführende Bezeichnung ist vermutlich die ebenfalls bei Wiering 1693 erschienene Ausgabe der *Daemonolatria*, die einer zweibändigen Kompilation von dämonologischen Memorabilien angehängt ist. Die *Dämonomanie*, die fünf Jahre später erschien, könnte als Ersatz für diese Kompilation gedacht sein, so dass sie den zweiten Band dieser Sammlung darstellt. Inwieweit eine inhaltliche Übereinstimmung zwischen der Exempelkompilation 1693 zu Rémys *Daemonolatria* und der zur *Daemonomanie* 1698 besteht, die diese These untermauern könnte, konnte nicht mehr untersucht werden.

tiert wird, findet sich im zweiten Teil ein Vorwort Wierings, das die Intention des Textes genauer formuliert. Das Buch wurde verfasst, um

solches Teuffels= Hexen= und Possen=Wesen durch noch mehrere wahrhaftige Historien und Erzehlungen zu bestätigen/ damit ja keiner in solche Gedancken fallen und verharren möge/ es sey kein Teuffel; und alles/ was davon gesagt und beschrieben/ nur lauter Phantasey und Fabel=Grillen seyen/ die Einfältigen damit zu erschrecken.¹²

Der prominenteste Vertreter dieser Kritik, gegen die hier polemisiert wird, ist in den 1690er Jahren Balthasar Bekker, dessen Buch *Betoverde Weereld* (1691) in deutscher Übersetzung 1693 bei Härtel in Hamburg herausgegeben wurde.¹³ Wiering tritt nicht direkt in den Dialog mit Bekker, dass er jedoch dessen Text gekannt haben muss, belegt die Übernahme der recht komplexen Einteilung der Exempelgeschichten. Deren Rolle im Hinblick auf die Herausbildung der Erfahrung (wie nun die in der Dämonologie thematisierte *Experientia* genannt wird) wird bei Bekker, wie auch fast zeitgleich bei Thomasius, kritisch gesehen.

Bekker betont in seiner allgemeinen Vorrede, dass sich das Wirken von Geistern etc. im Prinzip schnell widerlegen lässt, ohne dass dies jedoch gegen den Hexenglauben wirksam werden kann. „Aber die Erfahrung/ die Meisterin aller Dinge/ die auff ein Hauffen Exempeln beruhet/ scheineth uns hierinnen im Wege zu seyn/ weil man sich darauff beruffet/ und das mit solcher Krafft/ daß die Ohren beraubt stehen vor denen hierzu beigebrachten Gründen.“¹⁴ Als prominente und verlässliche Quelle problematisiert Bekker zunächst die Bibel, die seiner Ansicht nach im Gegensatz zu ihrer Funktion im dämonologischen Diskurs keinerlei Beweis für die Realität der Hexerei liefern kann. Da sich dieser Diskurs, wie dargestellt, stark aus der Belastbarkeit des *Experientia*-Begriffs speist,¹⁵ werden diese Zusammenhänge noch ausführlicher thematisiert, wobei sich bei Bekker auch die Mehrschichtigkeit dieses Konzeptes abzeichnet, zwischen individueller und indirekter Erfahrung. Eine individuelle Erfahrung muss unvoreingenommen gemacht werden: „Es wird [...] vors erste notwendig/ daß der von Vorurtheil gantz frey seyn muß/ der von einem Dinge/ des zu der Menschen Erkenntnis gebracht wird/ ein ungehindert Urtheil bey ihm selbst fällen will.“¹⁶ Allerdings betont Bekker

¹² Anderer Theil:// Oder/ Anhang// JOHANNIS BODINIS// DAEMONOMANIAE; pag.)(6v.

¹³ Das Titelblatt nennt zwar Amsterdam als Druckort, die Publikation lässt sich jedoch auf diesen Verleger zurückführen. Vgl. van Bunge, Wiep. Einleitung in: Balthasar Bekker. Die bezauberte Welt (1693). Mit einer Einleitung herausgegeben von Wiep van Bunge. Bad Canstatt, frommann-holzboog: 1997; S. 7-78; hier S. 8 und 43, FN 99. Vgl. zur Rezeptionsgeschichte Bekkers ebda, S. 38-54.

¹⁴ Zitiert nach: Bekker, Balthasar. Die// Bezauberte Welt [...] [Hamburg, bei Härtel:] 1693; Allgemeine Vorrede, hier Bd. 1, S. 33.

¹⁵ Vgl. dazu Kap. 2. 2 in dieser Arbeit.

¹⁶ Bekker, Die bezauberte Welt, IV, 1; S. 3. Bekker bezieht sich bei seinem Konzept der vorurteilsfreien Erkenntnis auf Descartes, dessen Meditationen („Philosophische Gedanken“) er in dieser Passage lobend

gleich im Anschluss, dass ihm im Kontext von Geistergeschichten „biß auff diese Stunde zu/ noch niemand fürkommen/ [...] [der] nicht schon unempfindlich mit Vorurtheil eingenommen worden.“¹⁷ Die zweite Ebene der *Experientia*, die mittelbare Erfahrung, wird im zwölften Hauptstück des vierten Buches thematisiert. Nachdem Bekker noch einmal betont und anhand verschiedener Beispiele plastisch ausführt, dass die individuelle Erfahrung aufgrund der menschlichen Vorurteile unzuverlässig ist,¹⁸ untergliedert er die mittelbaren Erfahrungen genauer. Im Hinblick auf Zeugenberichte ist darauf zu achten, dass die Zeugen selbst vertrauenswürdig, ohne Vorurteile und unparteiisch sind.¹⁹ Schriftliche Quellen sind besonders problematisch, da die Verfasser meist nicht persönlich bekannt sind. Die meisten „Historien-Schreiber“ haben dabei eine Vorliebe für wunderliche Geschichten, die „Poeten“ schließlich sind vollends unzuverlässig, „derer Thum [ist] anders nichts als eine poiesis eine Machung/ so haben sie auch die Geschichte/ sie nicht so sehr erzehlet/ als selbst aus ihrem Gehirn gemacht.“ Gerade aber Dämonologien, namentlich auch Bodin, berufen sich in hohem Maße auf Poeten.²⁰ Besonders gefährlich erscheint innerhalb eines solchen Diskurssystems die *Copia exemplorum*, die häufig als Verlässlichkeitskriterium herangezogen wird. Dies kann sie jedoch nicht sein: „Dieweil es der eine oft aus dem andern außschreibet/ und wenn man es nachforschet/ vielmahl befunden wird/ daß es nicht mehr als nur auff einen außkömmet/ der selber nicht gewust ob es wahr sey“.²¹

Das Fazit dieser Überlegungen präsentiert Bekker am Ende seines Textes, nach einer gründlichen Dekonstruktion verschiedener Gespenstergeschichten, die zu diesem Zeitpunkt umgingen:

Nachdem wir aber die Wahl genommen, von solchen [Exempeln] die am meisten bekandt oder berümt sind/ wie auch die nahe bey/ unlängst geschehen/ und so auch am besten zu befragen seyn/ so dünckt mich/ daß es auch billich genug sey/

erwähnt. Paraphrasiert wird hier vermutlich eine Textstelle aus dem Widmungsschreiben Descartes' an den Dekan und die Doktoren der theologischen Fakultät der Sorbonne. Descartes betont in dieser Passage, dass seine Ausführungen, um verstanden zu werden, einen Geist voraussetzen, „der von Vorurteilen völlig frei ist“ („... requirunt mentem a praejudiciis plane liberam“ in der lateinischen, „vn esprit entierement libre de tous préjugés“ in der französischen Version), wobei Descartes gleich im Anschluss, wie auch Bekker, betont, dass ein solcher Geist schwer zu finden ist. Zitiert nach: Descartes, René. *Meditationen*. Dreisprachige Parallelausgabe Latein-Französisch-Deutsch. Hg. v. Andreas Schmidt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2004; hier S. 22f. Vgl. zu einer genaueren Definition dieses Begriffs von Vorurteilen auch S. 256f., EN 21. Diese Freiheit von Vorurteilen ist dabei eine Grundlage seiner kompletten Epistemologie, die jedoch an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden kann. Für einen Überblick vgl. Perler, Dominik. *René Descartes*. München, Beck: 2006; hier S. 52-62 sowie 127-168.

¹⁷ Bekker, *Die bezauberte Welt*, S. 4.

¹⁸ Vgl. Bekker, *Die bezauberte Welt*, IV, 12; hier S. 97-99.

¹⁹ Vgl. ebda; S. 99f.

²⁰ Bekker, *Die bezauberte Welt*, S. 101 f.

²¹ Ebda, S. 103. Hier finden sich, in leicht veränderter Form, auch die Ausführungen Bacons wieder, wenn er z. B. gegen die *Idola fori*, die „Idole des Marktes“, argumentiert, vgl. Kap. 8. 2 in dieser Arbeit.

unpartheyische und Wahrheit liebende zu überzeugen; Nemlich das gantz keine Erfahrung von solcher Zauberey/ oder was Nahmen es haben mag/ sey/ die durch Hülffe und Wirckung des Teufels/ oder auch Krafft eines Bundnisses mit ihm geschicht/ noch auch von einiger der geringsten Wirckung der bösen Geister auff den Menschen/ oder etwas/ davon Erkänntniß hat. [...] Sehr viel ist nur durch Einbildung geschehen/ oder durch Vorurtheil grösser ausgegeben worden/ und ausser diesen ist alles natürlich/ was darinnen ist/ aber ungemeyn/ aber die Ursachen bei den meisten nicht bekandt. Ist demnach keine Zauberey, sondern nur in der Meynung der Menschen/ kein Gespenst/ keine Wahrsagerey noch Besessenheit/ die von dem Teufel herrühret.²²

Es zeigt sich, dass Bekkers Kritik in hohem Maße darauf beruht, einer möglichen dämonologischen Argumentation die dialektischen Grundlagen zu entziehen. Diese Ausführungen schreiben sich auch in die Publikationsform der *Dämonomanie* von 1698 ein. Auch wenn Wiering hier explizit in der Vorrede formuliert, dass Hexen real existieren, passt er doch die Auflistung der zusätzlichen Exempelgeschichten an die durch Bekker veränderte Dialektik der Exempel an. Der erste, längere Teil listet Beispielgeschichten auf, deren Verlässlichkeit ausdrücklich hervorgehoben wird. Diese Geschichten sind, laut dem Titelblatt, „so wohl vor Geist= als Weltlichen Persohnen in Gegenwart vieler Zeugen beschrieben worden“, und liefern gemäß des Vorworts die Grundlage für eine belastbare Beweisführung. Den Gegenpol dazu bietet der Appendix „in vielen Erdichteten Gespenst=Händeln und Lächerlichen Erzehlungen“, wobei „die Kräfte der Einbildung auch wie von schalckhafften Leuten“ Pate gestanden haben. Durch diese Markierung der (zumindest möglichen) Fiktionalität verlieren die Exempel ihre Beweiskraft, sie dienen nur noch den „Liebhabern zur Ergetzlichkeit“ (so das Titelblatt).

Der zweite Band der *Dämonomanie* von 1698 ist durch das Vorwort explizit gegen den Skeptizismus gerichtet, wobei freilich der Unterhaltungseffekt und die offensichtliche ökonomische Attraktivität der dämonologischen Kompilationsliteratur für ihre jeweiligen Verleger nicht unterschlagen werden sollte. Im ersten Band, der den Text der *Dämonomanie* wiedergibt, sind keine neueren Paratexte angefügt. Sie kann (bzw. muss) offensichtlich argumentatorisch am Ende des 17. Jhs. für sich allein stehen. Und in der Tat hätte Wiering hier kaum einen funktionaleren Text als Angriff gegen Skeptiker drucken können als die *Dämonomanie*, die sich sowohl in der Einleitung als auch in der Widerlegung Johann Weiers direkt mit dieser Thematik auseinandersetzt.²³

Bezeichnend ist jedoch, dass in den Zusätzen im zweiten Band eine argumentatorische

²² Bekker, *Die bezauberte Welt*, IV, 33; hier S. 292.

²³ Über die Einflüsse des Skeptizismus (in diesem Fall über Descartes) auf Bekker vgl. van Gemert, Guillaume. Balthasar Bekker und Friedrich Spee. Hexenglaube und Konfessionalität in den Niederlanden und im deutschen Sprachraum im 17. Jahrhundert. In: *Spee-Jahrbuch* 11 (2004); S. 15-54; hier S. 18f.

Struktur komplett fehlt, hier werden Exempelgeschichten aus vielen unterschiedlichen Quellen ohne weitere Zwischentexte aufgelistet.²⁴ Es wird nicht versucht, wie noch bei Praetorius, über mnemotechnische Strukturen die Kohärenz des Textes zu garantieren, es wird den Bänden lediglich ein Register beigelegt, das als Inhaltsverzeichnis die einzelnen Geschichten in der Reihenfolge ihrer Erwähnung im Text verzeichnet. Auch wenn sich der Text in Opposition zu den Thesen von Bekker begibt, so kann er sich doch nicht den Veränderungen entziehen, die sich seit Bacon im dialektischen System abzeichnen: Es ist nur noch schwer möglich, angesichts der Kritik am überkommenen dialektischen Inventionssystem eine argumentativ operierende Dämonologie zu verfassen. Der Ausweg besteht entweder in einer schwachen Argumentation, die nur noch eine Fülle von Exempelgeschichten liefert, die die notwendigen Syllogismen jedoch nicht mehr selbst daraus ziehen kann, oder aber im Neuabdruck alter Dämonologien, die zumindest in bestimmten Kreisen noch über eine entsprechende Autorität verfügen.

Praetorius überlässt letzten Endes dem Leser das Urteil, Wiering macht das angestrebte Ziel noch explizit. Beide Texte weisen jedoch dieselbe Grundstruktur auf, die auf dem schwindenden Einfluss topischer Ordnungsfunktionen beruht. Das Versammeln topischer Versatzstücke kann hier nicht mehr im Sinne einer kombinatorischen Argumentation geschehen, in der über die einzelnen Elemente verschiedene Kontexte aktiviert und für die Beweisführung instrumentalisiert werden, sondern gerät zur Kompilation, zu einer bloßen Ansammlung einzelner materieller Topoi, die innerhalb der Argumentation keine weiteren Funktionen mehr erfüllen können.

21. Resümee

Es zeigt sich bei einer genauen rhetorischen Analyse der Texte, dass die frühneuzeitliche Wissenschaft von den Hexen, wie sie sich in den dämonologischen Traktaten präsentiert, alles andere ist als eine krude Mischung von abergläubischen Erzählungen, die, vermischt mit einem Klima der Angst in der Bevölkerung, in einen immer wieder ausbrechenden Hexenwahn mündet.

Von ihrer Argumentationsstruktur wie auch von ihren Mechanismen des Realitätsbezuges her lassen sich gerade die Traktate um die Wende vom 16. zum 17. Jh. als End- und Höhepunkt einer Entwicklung lesen, die im 16. Jh. unter dem Schlagwort der Humanistischen

²⁴ Es findet sich hier eine Vielzahl von Gattungen und Quellen, so z. B. auch die aktuelleren Verhörprotokolle der Hexenprozesse im nordamerikanischen Salem 1692 (vgl. S. 1-45).

Dialektik grundlegend den topisch-systematischen Umgang mit Wissen organisierte und die angesichts der immer schneller wachsenden Menge dieses Wissens, letztlich also aufgrund ihrer Effizienz für die *Inventio*, kollabierte und arbiträren, leistungsfähigeren Wissenssystematiken wich.

Die Dämonologie als Wissenschaft scheidet dabei nicht unbedingt an skeptizistischen Herausforderungen. Gerade in der *Dämonomanie* wird deutlich, wie der grundlegende Zweifel an den menschlichen Erkenntniskräften zu einem funktionalen Element der Textproduktion umgemünzt werden kann. Im Hinblick auf die inneren Mechanismen der Texte sind es letztlich dialektische Verschiebungen, die eine dämonologische Argumentation unmöglich machen. Diese Verschiebungen ergeben sich im 17. Jh. angesichts einer neuen wissenschaftlichen Methodologie, die ihren Schwerpunkt nicht mehr auf eine sprachliche *Inventio*, sondern allein auf die Invention der Natur richtet, und die zunehmend die Belastbarkeit einer auf Exempel und Autoritäten gestützten Argumentation, die für die Dämonologien grundlegend ist, hinterfragt.

Levack diskutiert in seiner Untersuchung eine ganze Reihe von möglichen Faktoren, die zu der Abnahme und zum Ende der Hexenverfolgungen führen könnten.²⁵ Erwähnt werden in dieser Darstellung juristische Entwicklungen, die zu einer vorsichtigeren Handhabung der Hexenprozesse führen sowie Veränderungen im Hinblick auf den Hexenglauben allgemein wie auch auf religiöse und soziale Gegebenheiten. Auch wenn sich das Ende der Hexenverfolgungen mindestens ebenso komplex präsentiert wie ihre Entstehung, so scheinen doch juristische Faktoren das zentrale Moment zu sein: „The responsibility for the end of witch-hunting lies mainly with the judges, inquisitors and magistrates who controlled the operation of the judicial machinery in the various secular and ecclesiastical courts of Europe“,²⁶ auch wenn andere Einflüsse hier sicherlich einen essentiellen Beitrag dazu geleistet haben. Es hat sich bei der Betrachtung der rechtshistorischen Hintergründe gezeigt, dass die juristische Handhabung, wie auch das grundlegende Deliktverständnis überhaupt, das Ergebnis einer längeren Evolution ist, die in großem Umfang auf der zunehmenden (und über den Inquisitionsprozess auch zunehmend schriftlichen) Kommunikation über Hexen aufbaut. Dieser Diskurs scheint in seiner zentralen Funktion für die Dämonologie, der Produktion von Evidenz, ab dem 17. Jh. zunehmend zu versagen, so dass z. B. auch die Vorbehalte von Thomasius nicht zuletzt auf dem Problem aufbauen, dass sich Hexerei letzten Endes nicht beweisen lässt und die Ankla-

²⁵ Levack, Brian P. The Decline and End of Witchcraft Prosecutions. In: Witchcraft and Magic in Europe. The Eighteenth and Nineteenth Centuries. Hg. v. Marijke Gijswijt-Hofstra, Brian P. Levack, Roy Porter. London, Athlone 1999 (= The Athlone History of Witchcraft and Magic in Europe, Bd. 5); S. 1-94; hier S. 7-47.

²⁶ Levack, Decline and End of Witchcraft Prosecutions, S. 33.

gen daher rechtlich nicht wirksam werden können.²⁷

Während das Ende des Hexenglaubens und der Verfolgungen in Gänze auf einem sehr komplexen Bündel an Faktoren aufbaut, das sich in seiner Gänze noch nicht erschließt,²⁸ so zeichnen sich im Hinblick auf den Niedergang des dämonologischen Diskurses verschiedene dialektische Funktionen als Mitfaktoren ab. Im Prinzip zeigt sich, dass es der Zusammenbruch der Topik als Ordnungselement der Welt ist, der ein fundiertes Reden über die Hexen unmöglich macht. Diese Topik, die den Zusammenhang des in den Texten verarbeiteten Wissens garantiert, sichert im 16. Jh. noch ab, dass eine dämonologische Argumentation auch heilsgeschichtlich einen festen Sitz in der Welt hat.²⁹ Die Argumentation innerhalb der Traktate wiederum garantiert die Kohärenz der herangezogenen topischen Elemente und Bruchstücke, indem sie sie innerhalb einer konkreten Beweisführung gemäß dialektischer Kriterien arrangiert und ggf. ihre Fülle begrenzt. Diese topischen Bruchstücke erscheinen innerhalb der *Dämonomanie* überwiegend in der Form von Exempelgeschichten, die, als *Historia* verstanden, in ausreichendem Maß auf die außertextuelle Realität verweisen, um die angestrebte rhetorische *Probabilitas* zu erzeugen.³⁰ Diese Produktion kann auf mehreren Wegen problematisiert werden. Einmal, indem die Verlässlichkeit der Exempel hinterfragt wird, oder aber durch die Schwächung des dialektischen Systems, das aus diesen Exempeln eine schlagkräftige Argumentation formt. Bedenkt man dabei, dass die grundlegende Kritik an der Verlässlichkeit der Exempelgeschichten, die sich bei Thomasius und Bekker findet,³¹ erst dann aufkommt, wenn die Hexenverfolgungen bereits stark im Rückgang begriffen sind,³² so scheinen die Veränderungen im dialektischen System die Faktoren zu sein, die das Ende des dämonologischen Diskurses einläuten. Sobald die Topik in einem juristischen Umfeld, das notgedrungen strenge Anforderungen an die Beweislage stellt, nicht mehr den Zusammenhang des Wissens garantieren kann, wie es sich bereits im 16. Jh. angesichts der zunehmenden

²⁷ Vgl. ebda, S. 39f.

²⁸ Verweisen sei hier auch auf den Sammelband: Das Ende der Hexenverfolgung. Hg. von Sönke Lorenz und Dieter R. Bauer. Stuttgart, Steiner: 1995; in dem eine ganze Reihe von Aspekten gründlich beleuchtet werden.

²⁹ Dass topische Ordnungssysteme nicht ohne einen heilsgeschichtlichen Kontext zu denken sind, betont Schmidt-Biggemann, *Apokalypse und Philologie*, S. 15. In diesem Sinne weisen derartige Entwürfe eine konzeptuelle Nähe zum Ordo-Gedanken auf, wie es auch die Begriffsverwendung bei Friedrich nahelegt. Vgl. Friedrich, Udo. Grenzen des Ordo im enzyklopädischen Schrifttum des 16. Jahrhunderts. In: *Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit*. Hg. v. Christel Meier. München, Wilhelm Fink Verlag: 2002; S. 391-408.

³⁰ Wobei, dies sei noch einmal betont, das Ziel der Rhetorik nicht der endgültige Verweis auf die Realität sein kann, sondern im Verständnis der Humanistischen Dialektik sehr viel stärker auf der *Verisimilitudo*, der „Wahr-Ähnlichkeit“ liegt.

³¹ So bezeichnet Thomasius z. B. die Exempelgeschichten im Kap. II, 4 der *Dämonomanie* ausdrücklich als „*fabulae*“, und markiert sie über diesen Begriff als fiktiv (vgl. Kap. 8. 3). Zu Bekkers Kritik an den Exempeln vgl. Kap. 18.

³² Vgl. Levack, *Decline and End of Witchcraft Prosecutions*, S. 37.

Wissensfülle abzeichnet, verliert auch eine auf ihr aufbauende Argumentation an Wirksamkeit.

Dass das Wegfallen einer dämonologischen Argumentation dazu führt, dass die akkumulative und enzyklopädische Dynamik der Topoi nicht weiter gebändigt werden kann und daher eine kaum noch zu kanalisierende und nur noch schwer zu organisierende Fülle an Material innerhalb der Texte erzeugt, zeigt die Betrachtung der *Dämonomanie* von 1698 sowie von anderen kompilatorischen Wissenstexten auf der Grundlage der dämonologischen Thematik. Die grundlegende topische Funktion, die Versammlung von Wissen, funktioniert nach wie vor, ebenso ist auch der dämonologische Diskurs zumindest noch als rudimentäres Auswahlkriterium im Sinne einer Themenvorgabe zur Selektion der topischen Bruchstücke aktiv. Diese Prozesse laufen jedoch gewissermaßen leer, sie replizieren in dieser Funktion lediglich eine Reihung von paradigmatischen Elementen (den Exempelgeschichten), zu denen als syntagmatisch strukturierendes Element keine eigenständige und wirksame Argumentation mehr hinzugefügt wird, wie es in der *Dämonomanie* aus dem 16. Jh. noch der Fall ist. Ein derartiges Syntagma wird Ende des 17. Jhs. nur noch repliziert bzw. nachgedruckt, wobei die neu hinzutretenden Elemente, die ausführlichen Exempelsammlungen, keine vergleichbare Struktur mehr vorweisen können.

Wie das Zusammenspiel zwischen einer derartigen Eigenlogik der Topoi und der argumentativen Textintention funktional gestaltet werden kann, zeigt sich bei einem genauen Vergleich der französischen *Démonomanie*, verstanden als Vorlage, und Fischarts *Teuffelsheer*, verstanden als eigenständiger, darauf aufbauender Text. Es wird dabei deutlich, dass die Veränderungen und Zusätze der deutschen Version keine beliebigen Ergänzungen oder Weiterführungen sind, die sich auf die Vorliebe Fischarts für Digressionen und die Bildung von längeren Listen zurückführen lassen, sondern essentielle Supplementierungen und Umformungen, die sich aus der Übertragung und Akkomodation des Textes in einen anderen Kulturraum sowie aus den Kopplungsfunktionen, die die Topik anbietet, ergeben. Selbst wenn diese Zusätze und Parenthesen an verschiedenen Stellen in paradigmatischer Form als Listen erscheinen und den syntagmatischen Zusammenhang des Textes aufschieben (vgl. Kap. 15. 4), so beeinträchtigen diese topischen Wucherungen in letzter Konsequenz die argumentative Kohärenz nicht substantiell.

Dass die Rezeption des Textes angesichts der schieren Menge von Wissen auch schon Ende des 16. Jhs. schwierig erscheint, mag dabei das Register der Auflage von 1591 belegen, das jedoch auch eine zentrale Rolle dabei spielt, sowohl eine juristische Argumentation wie auch eine mögliche anschließende kompilatorische dämonologische Textproduktion zu

ermöglichen. Die *Dämonomanie* ist in dieser Hinsicht ein liminaler Text. Sie ist, zusammen mit den anderen dämonologischen Werken und Kompilationen gegen Ende des 16. Jhs. der Höhepunkt einer auf topischen Funktionen und Systemen wie der Humanistischen Dialektik aufbauenden Wissenssystematik. Sie versammelt eine breite Masse an Daten und Informationen, die nicht nur in einem Archiv konserviert werden, sondern gleichzeitig innerhalb einer argumentativ ausgerichteten Darstellung mit großer Wucht eingesetzt werden können. Sie spielt somit den eigentlichen Vorteil topischer Wissenssysteme, das nicht-isolierte Arrangement von rhetorisch aktivierten Fakten, souverän aus. Gleichzeitig trägt sie jedoch Zeichen des Verfalls dieser topischen Ordnung. Die zentrifugale Eigenlogik der versammelten Elemente, verstanden nach Cave unter dem Schlagwort der *Cornucopia*,³³ droht, die Intention des Textes zu verwischen. Das Problem ist die schiere Menge der versammelten Daten, die an verschiedenen Stellen aus dem Gefüge des Textes ausbricht, und die sich nur noch schwer in einem argumentativen System fassen lässt, das in seiner Darstellungslogik die verschiedenen funktionalen Anschlussmöglichkeiten der versammelten Topoi zu berücksichtigen versucht.

Insgesamt spielen zwischen dem französischen und dem deutschen Text natürlich sprachliche Zusammenhänge eine große Rolle, ebenso wie die notwendige Verankerung der Argumentation in einem deutschsprachigen kulturellen Kontext, was an verschiedenen Stellen spezifisch „deutsche“ Exempelgeschichten verlangt. Sehr viel stärker sind jedoch am Text die Einschreibungen neu hinzutretender Diskurssysteme auszumachen, an die der Text in seiner deutschsprachigen Version angelagert wird. Dies können z. B. Überlegungen zu einer „nationalen“ Etymologie sein, die sich notgedrungen von den französischsprachigen Ausführungen unterscheiden, oder reformationsspolemische Elemente, die im französischen Text komplett fehlen. Als Gegengewicht erweisen sich die auffallenden Veränderungen der Textperformanz, z. B. die eingefügte Strukturierung durch Absätze oder durch den Marginalienapparat, der die argumentatorische Struktur des Textes betont und eine ideale Lesart nachzeichnet, oder das Register. Sie weisen auf eine verstärkte Pragmatisierung des Textes hin, die sich nicht nur in der Übertragung in eine andere Sprache erschöpft. Diese zusätzlichen Mechanismen der Erkenntnissteuerung können dabei in gewissem Sinn als Kompensation zu der Fülle an Material gesehen werden, die sich einer zielgerichteten Lesart zunehmend sperrt, zumal auch die *Dämonomanie* selbst als Übertragung und angesichts der paratextuellen Elemente eine individuelle und daher notwendig kontingente und nicht-normative Reaktion auf einen vorhergehenden Text darstellt. In dieser Funktion muss der Text einen Teil seiner Deutungshoheit an den Rezipienten abgeben, dessen Lesen jedoch im Gegenzug sehr viel stärker

³³ Vgl. dazu Cave, The cornucopian text.

gesteuert wird, sei es durch die Textperformanz selbst, sei es durch Marginalien oder auch durch den Hinweis in der Vorwarnung: Der Leser soll der „Freyheit seines Vrtheyls sich gebrauchen/ gleich wie sich der Author derselbigen vber andere gebraucht hat: Doch solches Weißlich/ nicht Nasweißlich/ bedächtlich vnd nicht verächtlich“.

Der dämonologische Diskurs erweist sich in dieser Übertragung als ein enorm volatiles Konstrukt mit einer beachtlichen Fähigkeit zu funktionalen Wandlungen und Anpassungen, wobei in den Auflagen der *Dämonomanie* aus dem 16. Jh. diese Kopplungstendenzen noch aufgehoben sind in der grundlegenden Möglichkeit, eine dämonologische Argumentation zu gestalten. Was sich Ende des 17. Jhs. in den Texten abzuzeichnen beginnt, ist eine nicht-argumentative Darstellung dämonologischer Inhalte. Das Bild der Hexe erscheint in der Gesellschaft nach wie vor produktiv, es verliert jedoch zunehmend seine Integrationskraft,³⁴ die im 16. Jh. noch einen dämonologischen Diskurs tragen konnte. Ohne diesen Diskurs tritt die in den Texten erzeugte Angst in einer unkartharrischen Form auf, wie sie z. B. auch in der gegenwärtigen Horror-Literatur anzusetzen ist.³⁵ Die Topik erscheint so, ohne argumentative Funktion, als Klischee, als narratives Versatzstück.³⁶

Fischarts *Dämonomanie* präsentiert sich als sehr komplexer Text. Sie stellt, durch die gewissermaßen verdoppelte Autorschaft, den Ursprungstext nicht nur in einer formal überarbeiteten Fassung dar, sondern zugleich als gelesene und annotierte Version der französischen Vorlage. Sie beinhaltet den französischen Text, markiert ihn jedoch parallel zum Übertragungsvorgang mit einem bereits geschehenen individuellen Leseprozess, indem sie die Lesespuren, Assoziationen, Einschübe und auch Einwände neben und im Text selbst anbietet. Diese Veränderungen und Eingriffe in den Text sind, ausgehend von ihrer Definition als Lesespur, daher nicht zwangsläufig als intentionale Editionsmechanismen des Übertragers und Herausgebers Fischart zu sehen. Sie lassen sich vielmehr, als gewissermaßen materialisierter Rezeptionsprozess, auf Textfunktionen zurückführen, in der *Dämonomanie* zentral als Nachvollziehen und Ausbreiten von angebotenen möglichen (aber nicht zwingenden) topischen Kopplungen.

Diese materiellen Veränderungen gehen dabei mit der Tatsache einher, dass sich der Text selbst zunehmend seiner eigenen Materialität bewusst wird, seine Oberfläche strukturiert und über verschiedene lesersteuernde Elemente den Zugriff des Rezipienten sowohl erleichtert als auch einengt. Diese Aspekte zeigen sich jedoch erst bei einer philologischen Betrachtung.

³⁴ Vgl. zu diesem Begriff Hallacker/ Schmidt-Biggemann, Topik, S. 24.

³⁵ Vgl. dazu Brittnacher, Hans Richard. *Ästhetik des Horrors*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1994; hier S. 21f.

³⁶ Vgl. dazu (ohne dass dabei im Detail die weiteren Ausführungen zur Topik übernommen werden sollen): Curtius, Ernst Robert. *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Basel/ Tübingen, Francke: 1993; hier S. 79.

tung des Textes, der die deutsche Version als eigenständigen Text anerkennt und nach der Funktionalität der Veränderungen fragt, ohne ihn dabei auf einen vermeintlichen Ursprung zurückführen zu wollen.

G. Anhang: Argumentationsstrukturen in den Kapiteln I, 1 und II, 4.

In den folgenden zwei Abschnitten wird die Argumentationsstruktur der beiden detailliert analysierten Kapitel (I, 1 sowie II, 4) dargestellt. Dabei werden die einzelnen Absätze zusammengefasst und nach der Ausgabe von 1591 seitenweise durchgezählt. Das Einrücken der einzelnen Absätze soll helfen, die argumentative Struktur nachzuvollziehen, indem Elemente auf derselben Ebene leichter erkannt werden können, Themenwechsel sind durch eine Leerzeile markiert. Es wird dabei jedoch in der Darstellung keine grundlegende Systematik angestrebt. Zusätze in der deutschen Ausgabe sind kursiv gesetzt.

Sofern sich in einem Absatz mehrere, deutlich voneinander abgrenzbare Aussagen finden, werden diese einzeln nummeriert.

Zur Bezeichnung der verschiedenen Belegtechniken werden folgende Abkürzungen verwendet:

Ex.	=	Exemplum (mit narrativem Gehalt)
Exp.	=	Experientia (als Erfahrungsbeleg)
Et.	=	Etymologie
Aut.	=	Autoritätsbeleg
Bib.	=	Bibelbeleg
Bsp.	=	Beispiel (ohne narrativen Gehalt)
Qu.	=	Quellenangabe

a) Argumentationsstruktur I,1

Seite 1

Definition: Ein Zauberer ist, wer sich vorsätzlich teuflischer Mittel bedient, um etwas zu erreichen

1. Diese Definition ist für das Traktat wichtig, zudem hat die bisherige Literatur keine tragfähige Definition liefern können.
2. Diese Definition soll nun Stück für Stück erklärt werden.
3. Definition „vorsätzlich“ und „willentlich“. Bei Irrtum kann nicht von Vorsatz gesprochen werden. **Aut.**: verschiedene Gesetzestexte. **Ex.** illustrans (konstruiert): ein Kranker ist kein Hexer, wenn er unwissentlich magische Medizin zu sich nimmt. Das ändert sich jedoch, wenn er bewusst (und damit vorsätzlich) derartige Hilfsmittel verwendet.
4. Definition „teuflische Mittel“

5. Natur des Teufels. **Et.:** „Diabolus“, von διαβάλλειν [!], lat. Calumniator. *Von „Diabolus“ kommt eventuell das deutsche Wort „Teufel“, oder es bezieht sich auf seinen „tiefen Fall“.*

6. (+f) Teuflische Mittel sind die Dinge, die der Teufel lehrt, um das menschliche Geschlecht zu verderben.

Seite 2

1. **Et.:** Daher haben ihn die Hebräer Satan genannt, da er der Feind und Widersacher ist. **Bib.:** Salomo spricht, dass durch den Teufel der Tod in die Welt kam, Hiob 40: Der Teufel wurde zu Beginn der Schöpfung erschaffen.

2. a) **Aut.:** f. Existenz der Geister (auch der Dämonen, Verbindung zu Absatz 2, 1) über antike Philosophen (Akademiker, Stoiker, Peripathetiker), gegen Epikureer. Die Leugnung der Geister kollidiert mit dem gesamten System der Metaphysik. **Aut.:** Aristoteles. b) Die Antike teilte zwischen guten und bösen Geistern. **Aut.:** Plato, Plutarch, Porphyrius, Iamblicus, Plotin. Das Christentum geht hingegen davon aus, dass Dämonen stets böse sind.

3. (zu 2, 2b) **Aut.:** Die Determination der Sorbonne von 1398, die dem Text beigelegt ist, richtet sich ebenfalls gegen die Idee von guten Dämonen. Engel sind demnach stets gut. Dieser Gedanke ist wichtig, da es Leute gibt, die durch vermeintlich gute Dämonen den Teufel anrufen.

4. (zu 2, 1, Hiob) Der Ursprung der Geister ist unklar. **Aut.:** Platon betont, man sollte sich der Meinung der „Alten“ anschließen.

5. Die Meinung der Alten ist, dass Gott alle Geister im Stand der Unschuld erschaffen hat. Einige rebellierten jedoch und wurden gestürzt. Beleg / Bibel: Fall des Drachens (Apk 12), bzw. die Gigantomachie der griechischen Mythologie.

6. **Aut.** [vorchristlich] (zu 2, 5): Pherekydes, Trismegistos, Empedokles.

7. **Aut.** [christlich] (zu 2, 5): Augustinus, also auch für Christen angenommen.

8. (zu 2, 1): Dennoch scheint Satan von Beginn an in der Welt zu sein. **Bib.:** Hiob 40f. Er wurde nicht im Stand der Gnade erschaffen. **Bib.:** Jes. 54 [?]

1. **Et.:** Dafür spricht der hebr. Name Asmodeus, das sich von Verderben und Stürzen herleitet.

2. **Aut.:** In den Orphischen Hymnen wird der Teufel als Rächer bezeichnet.

3. a) **Bib.:** so auch in den Psalmen, wie auch die Pharaogestalt in Mos 2. b) Der Pharao dient dazu, durch seinen Sturz die Größe Gottes zu verdeutlichen. Er steht für den Teufel.

Bib.: Hesekiel

4. Leviathan, Pharao und Behemoth stehen für die Feinde des menschlichen Geschlechts, Ägypten für die Begierde, das Wasser für die triebhafte und verderbliche Natur. **Aut.:** „Die Ausleger“

5. (zu 2,1 und 3,1) Ein Widersacher ist in der Schöpfung notwendig, zur Zerstörung der elementarischen Welt.

6. **Bib.:** Spr 30 Wer seinen Vater verspottet, dem werden die Raben (=Teufel) die Auge aushacken.

7. Der Teufel ist endlich. **Bib.:** Hes 11 [?], Jes 17 [?], Gott wird die Schlange Leviathan im Meer töten. Das Meer steht für die elementare Welt. **Aut.:** Plato, Aristoteles, diese Welt ist der Grund für alles Böse. **Bib.:** Salomo, es gibt nichts Schlimmeres als die Bosheit der Frauen. **Aut.:** Maymonides, „Frau“ steht hier für die Welt, da die Welt alles hervorbringt.

8. Fromme Menschen werden wie Engel sein, böse Menschen gehen zugrunde. **Bib.:** Mk 13, Sacharja. (*Marg: „Dise Meinung wirdt am Origeno verworffen / darum hie wol acht zu geben. Er deutet auff's Fegefewr.“*)

9. (+f) Dies korrespondiert mit dem Unterschied zwischen endlichen Teufeln und ewigen Engeln (s. 8, 7).

1. (zu 3,7) **Aut.:** „Hebräische Theologen“, Plutarch (Orakel schweigen, weil die Dämonen dahinter nicht mehr existieren), Cicero (Orakel endeten lang vor seiner Zeit), Porphyrios

2. **Aut.:** Der Schiffer Thamus erfährt, dass Pan gestorben sei. Quelle: Eusebius, Plutarch (*Marg: Erklärung des Namens „Thamus“, dieser ist ägyptisch und steht für „Adam“; Marg: Da sich diese Geschichte zutrug, als auch Jesus starb, kann es auch sein, dass damit der Tod Jesu gemeint ist, der der zweite Adam war*).

3. (zu 2,1, Ursprung der Geister) a) **Bib.:** Von der Vermischung von Teufel und Menschen, kommen böse Menschen her (vgl. 1. Mos 6). b) Ebenso sind die Kinder von Hexen, die dem Teufel geopfert werden, von böser Natur.

4. **Bib.:** Es ist Gott daher ein Gräuel, wenn man seinen Samen dem Moloch aufopfert. Daher sagt Samuel (Ecclesiastes), dass der Samen der Kanaaniter von Gott verflucht sei. Diese opferten dem Teufel ihre Kinder, ähnlich wie die Königin Medea (*Marg: Königin Medea die Ertzzauberin*).

5. Synthese: (vgl. 2, 5; 3, 7; 4, 3; 3, 5): Angesichts der geschilderten Tatsachen (die bösen Geister sind gefallene Geister, sie sind unsterblich [!],¹ sie können sich mit den Menschen fortpflanzen, Gott schuf den Teufel als notwendigen Zerstörer der Schöpfung) darf man jedoch nicht zum Schluss kommen, dass Gott ungerecht sei (*Marg: „Gott schafft nichts böses“*).

6. (+f) Um angesichts des Teufels die Gerechtigkeit Gottes aufrecht erhalten zu können, setzte Manes angesichts dieser Probleme eine gute und eine böse Schöpfung an. Dies ist eine große Ketzerei, **Aut.:** Augustinus, Böses ist die Privation des Guten.

Seite 5

1. Dem widersprechen die, die die Laster (*Vitia*) zusammen mit den Tugenden zu den *Habitudines* zählen,

¹ Der genaue Wortlaut ist: „inmaßen wir halten/ unsterblich“, es ergibt sich jedoch ein Widerspruch zu 3, 7. Dies erscheint in der Argumentation jedoch nicht problematisch zu sein, da auch die verschiedenen Ansichten vom Ursprung des Teufels (als gefallener Engel, oder als von Gott vorgesehener Zerstörer) im Text und in dieser Deduktion unkommentiert nebeneinander stehen.

die sich willentlich beeinflussen lassen.

2. a) Die Lehre der Manichäer wird dadurch widerlegt, dass nichts existiert, das nicht in irgendeiner Hinsicht gut ist. **Aut:** Dionysius (De Divinis Nominibus). b) Alles ist zumindest durch Relationen gut. Beleg / Autorität: Meister der Sentenzen [Petrus Lombardus], **Exp.** zu b): Kräuter können giftig und gesund sein. **Exp.** zu b): Auch das Gift von Schlangen wird zur Herstellung von Medizin verwendet (*Marg.: Tyriacks widerlegt die Manicheer*). b) **Ex.** (konstruiert): Ein Räuber begeht eine Straftat, die jedoch Gutes bewirkt, wenn dabei z. B. ein Vaternörder stirbt, oder auch ein guter Mensch, da man so dem Jammer der Welt entkommt. **Bib.** dazu: Salomon, Buch der Weisheit. c) Dennoch wird der Räuber bestraft, und so dazu gebracht, Gott zu ehren.

3. (vgl. 3, 3 b) **Bib.:** Der Pharao tötete alle Knaben, er dient jedoch letzten Endes durch diese Vergehen als Beleg für Gottes Wirken.

4. **Bib.:** Salomon sagt, dass die Bösen oft erhöht werden, jedoch stets im Hinblick auf den späteren Fall vor dem Jüngsten Gericht.

5. Es ist ein Beleg für die Gerechtigkeit und Weisheit des unbegreiflichen Gottes, dass er Gutes aus Bösem schafft.

6. Man soll jedoch daher nicht Böses tun, um vermeintlich später Gutes zu erreichen. **Bib.:** Paulus, Röm 21. Gottes Gericht ist unbegreiflich.

7. (+f) (zu 5, 2 und 5, 6): **Ex.:** Ein Mann wurde in Frankreich fälschlich angeklagt, gestand jedoch im Verlauf des Verfahrens den Mord an seinem Vater.

Seite 6

1. a) (zu 4, 5) Abschluss der Beweisführung gegen die Ansicht, dass Gott ungerecht wäre. b) **Bsp.:** Ebenso wenig kritisiert man an

einem schönen Gebäude die „heimlichen gemach vnd Schwindpfül“, zumal diese notwendig sind.

2. **Bib.:** Wer Gott daher aufgrund des Bösen in der Welt lästert, begeht eine schwerere Tat als Cham, der die Scham seines Vaters verspottete.

3. **Bib.:** Gott sah nach der Erschaffung der Welt, dass alles gut ist.

4. (zur Metaphorik von 6, 1b) Die elementarische Welt ist ein kleiner Teil der Welt, „da sich alles inn die Element [...] purgiert/ außläret/ vnnd außfeget.“ (*Marg: Der Welt scheidhaus seind die Element*) **Aut.:** Proklus (Welt als Appendix/ Apotelesma); Ptolemäus (Welt als unwichtiger Punkt gegenüber dem Meer und dem Himmel).

5. Dennoch hat es in diesem „Schweißhaus“ von Welt auch wunderbare Dinge.

6. a) (vgl. 5, 1) Ebenso wie Gott nichts schaffen kann, das nicht Gut ist, können die Teufel nichts schaffen, das Gut ist. b) (vgl. 5, 2) Wenn sie jedoch von ihrer Natur her gut sind, so tun sie auch Gutes, indem sie Böses bewirken.

7. **Bib.:** Vor Gott sind selbst die Engel nicht rein, sondern ungerecht (vgl. Hiob 4); ein Engel erwähnt Lot gegenüber die Möglichkeit, dass sie Fehler begehen können.

8. Engel haben verschiedene Ämter. **Aut.:** Michael Psellos (d. J.); Porphyrios

9. (+ f.) a) Die bösen Geister dienen ebenfalls Gott und machen nichts ohne seine Zulassung. b) Sie tun nichts [direkt] Gutes, ohne dabei auf ein größeres Böses zu zielen. **Ex.:** Wenn sie einen Kranken heilen, hoffen sie, dass er ihnen hinterher dient. b) Ebenso lässt Gott nichts Böses zu, das hinterher nichts Gutes bewirkt. **Aut.:** Augustinus, zu Apuleius. Zu seiner Definition von Geistern: „aeterna“ heißt hier nicht „ewig“, sondern eher

„langwährend“.

Seite 7

1. Zu Augustinus' / Apuleius Definition der Geister (6, 9): Bei ihm haben Geister luftige Leiber, sie bestehen also nicht aus reinen Verstandeskräften (*purae intelligentiae*). **Aut.:** Akademiker.

2. a) **Aut.:** Philo Hebraicus [Philo v. Alexandria] erläutert, dass der Geist, der von Moses auf die 72 Männer gewichen ist, sich wie ein Licht verhalten habe (vgl. 4 Mos 11). b) Geister bestehen aus einer „quinta essentia“ (*Marg: Geister sind ein fünfft Essentz*), sie bestehen also nicht aus Elementen oder sind elementarisch. **Aut.:** Cicero.

3. (zu 6, 9) Augustinus / Apuleius: Deren Definition besagt nicht, ob Geister böse oder gut sind. **Aut.:** Die „Alten“ gehen davon aus, dass es gute und böse Geister gibt.

4. Einige gehen auch davon aus, dass es drei Geschlechter der Geister gibt. **Aut.:** Psellos, Plotin, Iamblichos.

5. (vgl. 2, 3) **Aut.:** Der Text folgt jedoch der Resolution der Theologen (der Sorbonne), dass alle Dämonen böse sind.

6. Überleitung zum nächsten Kapitel: Die Natur und Herkunft der Geister sind besprochen, die zu Beginn gesetzte Definition leitet über zu den Taten der Geister und deren Mittel, was auch die Zugesellung von Geistern und Menschen einschließt.

b) Argumentationsstruktur II, 4

Seite 100

1. Es gibt zwei Arten von Zauberern, die unterschieden werden müssen. Die schlimmste Art ist die, die von der Religion abweichen, sei es die richtige oder die falsche, und sich dem Teufel ergibt.

2. Jede Religion beinhaltet das Naturgesetz, die Eltern und Oberen zu ehren, wovon der Satan die Menschen abbringt.

3. Beim expliziten Teufelspakt verlangt dieser oft ein schriftliches Dokument. Dies geschieht oft mit Blut, wie es auch bei den Römern Brauch war. **Aut.:** Livius / Tacitus.

4. **Ex.:** Theophilus.

5. **Ex.:** Anonymer Advokat aus Paris, der 1571 beschuldigt wurde, sich dem Teufel mit eigenem Blut verschrieben zu haben.

6. Diese Pakte sind hin und wieder zeitlich begrenzt.

7. (+f) Der Teufel kennzeichnet seine Diener durch ein Mal, sofern er ihre Loyalität anzweifelt. Vertraut er ihnen, verzichtet er darauf. **Aut.:** Lambertus Danaeus, Dialogus.

Seite 101

1. **Ex.:** Diese Male werden oft von Richtern gefunden, auch von Bodin.

2. Oft sind diese Male verborgen. **Aut.:** Lambertus Danaeus.

3. **Ex.:** Aubert von Poitiers (Advokat im Parlament; **Qu.:**) berichtet von einem verschwindenden Mal.

4. **Ex.:** : Claudi Dessay (kön. Prokurator; **Qu.:**) erzählt aus dem Harwiler-Prozess ebenfalls von einem verschwindenden Mal.

5. **Ex.:** Der Zauberer Trois Eschelles erkannte seine Gesellen an diesem Mal.

6. a) Fortführung: Das Mal wurde sichtbar, nachdem man die Beschuldigten auszog. b) Das Mal ist unempfindlich.

7. Fortführung: Aufgrund der Nachlässigkeit der Richter und geschickter Aussagen kam es hier zu keinen weiteren Urteilen.

8. Vielen Zauberern und Hexen genügt die einfache Verleugnung Gottes nicht, sie lassen sich vom Teufel ein zweites Mal taufen, daher haben viele Zauberer auch zwei Namen.

9. Ein Zauberer kann sehr viele weitere Menschen vom Glauben abbringen, dies sind oft Familienmitglieder. Beleg: Viele Prozesse.

10. (+f) Es ist möglich, durch Blicke zu töten, oder durch übertriebenes Loben. **Aut.:** Solinus/ Memphodorus/ Plinius/ Gellius/ Isigonus/ Aristoteles.

1. **Exp.:** Italienisches Sprichwort bei zu großem Lob: „Di gratia nogli diate mal d'occhio“.

2. Diese Vorsicht ist angemessen, da Lob allein Gott zukommt, der Teufel arbeitet oft mit Eitelkeit. **Bib. :** *Herodes (Apg 12), Nebukadnezar (Dan 4), Belsazer (Dan. 5).*

3. **Marg:** „*Vom Wegfahren der Hexen*“. Absatz zählt als Belege Autoritäten und Quellen auf: Petrus Grillandus/ Fünf Inquisitoren [i. e. Malleus Maleficarum]/ Prozesse und Geständnisse

4. **Ex.:** Wilhelmus Edelinus, verurteilter Zauberer, gesteht nächtliche Ausfahrten mit Anbetung eines Bockes und Analkuss. Quelle: Johannes Chartier (Historiograph von Karl VII)

5. Diese Ausfahrten erscheinen unglaublich, sie müssen daher mit Exempeln belegt werden.

6. (zu 102, 3) **Ex.:** Prozess in Loches, Ehemann erzwingt die Antwort seiner Frau, wo sie nachts hingehet

1. Fortführung: Die Frau bietet ihm die Hexensalbe an, daraufhin werden beide in die Gegend von Bordeaux vertragen. **Marg:** „*Eine Hexin verführt ihren Man*“

2. Fortführung: Auf dem Sabbat ruft der Mann überrascht aus „O mein Gott, wo seid wir“, daraufhin verschwindet der Spuk, der Mann bleibt alleine nackt zurück.

3. Fortführung: Zurück in Loches beschuldigt er seine Frau, die im Prozess alles bestätigt.

4. (zu 102, 3) **Ex.:** Gleiches Sujet, ein Mann aus Lyon wird nach Lothringen vertragen, nach Anrufung Gottes verschwindet der Sabbat.

5. (zu 102, 3) **Ex.:** Ein „Jungherr“ aus Melun wird von seinem Müller überredet, einem Hexensabbat beizuwohnen. Dort hat er große Angst, worauf der Sabbat ebenfalls verschwindet. Dieses Exempel erscheint aufgrund der Furcht erwähnenswert.

6. (zu 102, 3; vgl. 103, 6) **Ex.:** Ein Mädchen wird von ihren Eltern zum Sabbat

mitgenommen, sie soll dort vor allem keine Furcht haben. **Qu.:**
Daguran [?], im Jahre 1574.

7. (+f) Hexen nehmen oft besondere Kleidung oder verschiedene Utensilien
(v. a. Geschirr) mit zum Sabbat. **Aut.:** Salisches Gesetz, Kap. LXVII. *Zusatz:*
Ausbau der Etymologie via Übersetzung

Seite 104

1. (zu 102, 5) **Aut.:** Olaus Magnus (Buch 4, Kap. 2): Die von ihm
geschilderten Tänze sind häufig bei nördlichen Völkern. **Aut.:**
Pomponius Mela Ähnliche Ereignisse im Atlas-Gebirge. **Aut.:**
Solinus; Plinius *Zusatz: Viele Hexen bekennen, dass sie sich im
Schwarzwald treffen.*

2. (zu 102, 3) **Ex.:** Mann aus Italien zwingt seine Frau, ihn zu einem
Hexensabbat mitzunehmen. **Qu.:** Grillandus [vgl. Bod. 82r.], im Jahre
1526. Sie warnt ihn, nicht den Namen Gottes auszusprechen.

3. a) **Aut.:** Hier stimmen viele überein: Der Teufel lässt den
fallen, der Gottes Namen ausspricht. Also hat die Hexensalbe
keine tatsächliche Wirkung. b) Der Teufel verträgt die Menschen
so schnell wie ein Pfeil einer Armbrust, **Aut.:** Augustinus. Noch
schneller sind die Engel, sie haben daher (**Bib.**) sechs Flügel.

4. Fortsetzung **Ex.** 104, 2: Der Bauer berichtet, wie sich der Teufel auf
dem Fest huldigen lässt. Darauf folgt ein Reihentanz um das Feuer, bei
dem die Tänzer das Gesicht nach außen kehren, eventuell, um sich bei
einem möglichen späteren Verhör nicht gegenseitig beschuldigen zu
können.

5. (+f) **Qu.** f. Tanz: Trois Echelles.

Seite 105

1. Fortsetzung **Ex.** 104,2: Beim Bankett verlangt der Bauer nach Salz,
und dankt Gott, als er es bekommt. Daraufhin verschwindet der Sabbat,
der Mann finde sich unter einem Nussbaum und verklagt seine Frau,
nachdem er zurückgekehrt ist.

2. **Ex.:** Gleiches Sujet: Ein Mädchen von dreizehn Jahren wird von
einer alten Frau zu einem solchen „Zaubertag“ geführt. Dort spricht sie

den Namen Gottes aus, worauf der Spuk verschwindet. Nachdem sie zurück gewandert ist, klagt sie die alte Frau an, die daraufhin verurteilt wird. **Qu.:** Grillando („Ebengedachter Author“), im Jahre 1535.

3. Zu Exempel 104,2: Der Treffpunkt der Hexen unter einem Nussbaum entspricht deren Vorliebe, sich an Orten zu treffen, die durch Bäume oder Kreuze markiert sind. **Exp./ Aut.:** viele Historien und Prozesse sowie der Präsident von Salewert.

4. **Exp.:** Bei Maubert in der Nähe von Toulouse versammelten sich ebenfalls Hexen unter Kreuzen.

5. **Aut.:** Dies wird durch das Geständnis der dort verurteilten Hexe Beronda bestätigt.

6. (+f) (zu 102, 5): Die Ausfahrt der Hexen kann auf vielerlei Arten geschehen. Zumeist geschieht sie jedoch nachts, und in der Nacht von Montag auf Dienstag.

Seite 106

1. (zu 102, 5) **Ex.:** Eine Hexe schildert das Ritual des Teufelspakts. Nach der Aufnahme ist sie bei jedem Sabbat erschienen und hat sich bemüht, möglichst viele Menschen mitzubringen. **Qu.:** Grillandus, de sortilegiis, im Jahre 1524.
2. Fortsetzung: Der Teufel versprach ihr ewige Freude und Glückseligkeit. Sie hat seitdem viel Schaden verursacht. Wenn sie zu einem Sabbat nicht erscheint, wird sie in dieser Nacht sehr geplagt, so dass sie nicht schlafen kann.
3. Fortsetzung: a) Die Hexe schildert die Vorkehrungen zur Ausfahrt (Einreiben mit der Salbe, Ritt auf einem Ziegenbock) sowie den Sabbat unter einem großen Nussbaum. b) Viele Hexen beten den Teufel auch zuhause an (*Marg: Die Hexen betten den Teuffel in ihren Häusern an*). Die Hexe wurde daraufhin mit verschiedenen Komplizinnen verbrannt.
4. (+f) (zu 102, 5) **Ex.:** Besucher eines Sabbats rufen angesichts der Huldigung des Ziegenbocks Gott an, worauf der Sabbat verschwindet (vgl. 104, 3). **Qu.:** Torquemada.

Seite 107

1. (zu 102, 5) **Ex.:** Dies alles wird auch durch die aktuelleren Prozesse in Maine bestätigt. Hier wurden viele Unterlagen verschickt und sind einfach zu erhalten, so dass diese Quelle nicht weiter dargestellt wird, zumal die

Geständnisse der 30 Angeklagten in diesen Punkten übereinstimmen.

2. (zu 102, 5) **Ex.**: Auch das Geständnis einer Hexe aus Savoyen bestätigt die üblichen Rituale eines Sabbats. **Qu.**: Lambertus Danaeus, im Jahre 1574.

3. Der Teufel erscheint nicht nur als Tier, sondern auch als schwarzer und scheußlicher Mensch.

4. (zu 102, 6 ff.) **Ex.**: Für das Verschwinden der Speisen findet sich auch ein Beleg bei Philostratus Lemnius d. J. (**Qu.**) (*Marg: Hat vnter dem Keyser Severo gelebt und geschriben.*). Dieser berichtet, wie Appolonius von Tyana (*Zusatz: Welcher von Hierocles von Alexandria fälschlicherweise mit Christus verglichen wurde*) eine Versammlung von Hexen auflöste.

5. **Ex.**: Auch bei Banketten eines Grafen von Aspermont sind die Gäste nach dem Essen vor Hunger gestorben.

6. **Ex.**: Eine ähnliche Geschichte findet sich über den Grafen von Macon, der bei einem von ihm veranstalteten Bankett von einem schwarzen Mann abgeholt wurde. **Qu.**: Hugo Floriacensis.

7. (+f) **Ex.**: Gleiches geschah dem Romulus, der von einem Sturm vertragen wurde. **Qu.**: Plutarch, der noch zwei weitere Beispiele nennt (Aristus Proconesiensis, Cleomedus Astypaleanus).

Seite 108

1. **Ex.**: Auch Appolonius von Thyana wurde vertragen. **Qu.**: Philostratus Lemnius (vgl. 107, 4).

2. (zu 102, 5) **Aut.**: Falls sich dennoch Zweifel an der leiblichen Ausfahrt der Hexen halten sollten, werden im Folgenden alte und wichtige Autoren herangeführt.

3. (zu 102, 5) **Aut.**: Augustinus, Thomas v. Auquin, Bonaventura, Paulus Grillardus, Sprenger

4. (zu 102, 5): Es werden hier mit Absicht Exempel aus vielen verschiedenen Ländern angeführt, um die Wahrheit zu verdeutlichen. Es sind jedoch keine Exempel, „so durch Traum / Gespenst / Aberwitz und Melancholisch gedanken“ zustande kamen, sondern „die gar eigentlich erkündigt vnd experimentiert“ sind, also „durch vngleiche Gerichtliche erkantnussen vnd Sprüch anvngleichen enden ergangen / durch

Gegenklagen oder Mitschuldigen / durch Recriminationen / durch Wiederholte Kundtschafften / Vberzeugung / Entgegenstellungen der Zeugen / Bekantnussen / Vergichen / Verurtheilunge / Vollziehung / vnnd Executionen“ bestätigt sind.

5. (zu 103, 7) **Ex.**: Ein Metzger findet nachts im Wald Silbergeschirr, wo ein Sabbat stattgefunden hat. Die Obrigkeit kann die Besitzer ausmachen und verurteilen. **Qu.**: Joachimus von Camerich, Buch von der Natur der Dämonen

6. (zu 102, 5) **Ex.**: Das folgende Exempel trug sich 1574 in Poitiers zu. **Qu.**: Bodin hat vor Ort davon gehört, bestätigt wurde es vom Gerichtspräsidenten Salwert aus Pointiers, und ist auch im ganzen Land bekannt.

7. (+f) Fortsetzung: Eine Hexe gestand, viel Schadenszauber mit Pulvern verübt zu haben, das sie unter den Türschwelen vergrub. Dreimal im Jahr ist sie zu Hexenversammlungen gefahren.

Seite 109

1. Fortsetzung: Dort wurde ein sprechender Bock verehrt, der sich danach selbst verbrannte. Die Asche wurde von den Anwesenden gesammelt, um sie zu den magischen Pulvern zu verarbeiten. Am Ende ertönte eine Stimme „Rechet euch / oder ihr müßt drauff gehen.“

2. Wichtig ist in diesem Exempel, dass diese Treffen dreimal im Jahr stattfinden, sowie die Bocksgestalt des Teufels (*Marg: Levit 16. Der Teufel öffnet der H. Schrift nach.*).

3. **Aut.**: Der Gerichtspräsident Salwert (vgl. 108, 6) berichtet, dass sich diese Hexentreffen in der Gegend durch Gerichtsakten schon hundert Jahre früher belegen lassen.

4. (zu 102, 5) **Ex.**: Hexe von Portez [?] berichtet von Treffen, bei denen der Teufel in menschlicher Gestalt („doch gantz Teuffelisch Scheußlich“) erschien. Dieser „Hexen Reichstag“ findet montags statt und dauert drei Stunden. **Qu.**: „Adrian der Fer“, Lieutenant von Laon [?]

5. „Ich hab vergessen zumelden:“ Zauberer werden vom Teufel gestraft, wenn sie nicht genug Böses verüben.

6. zu 109, 5) **Ex.**: Eine Frau wird von ihrer Tochter beschuldigt, sie zu einer

Hexenversammlung geführt zu haben. **Qu.:** Herr Bouvin, Amtmann zu Chasteau Rour [Chateau Roux ?], damals bei Blois tätig

7. Fortsetzung: Die Tochter berichtet, dass die Teilnehmer Rechenschaft über ihre bösen Taten ablegen mussten.

8. (+f) Fortsetzung: Eine Hexe, die seit dem letzten Treffen keinen Schaden verübt hat, wird mit Schlägen auf die Fußsohlen bestraft.

Seite 110

1. Fortsetzung: a) Hexen benötigen stets frisches Giftpulver. b) Dies stimmt mit der Aussage einer anderen Hexe überein, die zusätzlich berichtete, dass sie keine Ruhe habe, wenn sie nicht etwas Böses mache, und sei es nur das Zerschlagen von Geschirr.

2. Daran sieht man, dass das Pulver selbst keinen Schaden anrichtet, sondern das Wirken des Teufels.

3. Der Teufel lässt sich auf den Zusammenkünften allgemeine Neuigkeiten berichten, da sie auf dieser Grundlage ihre Wahrsagungen erstellen. **Qu.:** Furnerius, Parlamentsrat zu Blois [?] (*Marg: Der Teuffel Newzeitung Marckt*).

4. (zu 110, 1b) Diese Hexe (die „Hafenbrecherin“) legte keinen Einspruch gegen ihr Urteil ein, da sie lieber sterben wollte, als noch länger vom Teufel gequält zu werden.

5. Bei jeder Hexenversammlung wird getanzt. Das Tanzlied lautet „Har / Har / Teuffel/ Teuffel/ spring hie/ spring da/ hupff hie/ hupff da“ bzw. „Sabath/ Sabath“ (*Marg: Der Hexen Dantzlied*), so wird ihre Freude offenkundig, und gleichzeitig die Verehrung Gottes persifliert.

6. Auch die „Alten Juden“ näherten sich dem Altar tanzend, **Qu.:** Rabbi David Kimchi über Ps. 91, **Ex.:** König David tanzte um die Bundeslade und sang den 47. Psalm.

7. **Bib.:** Die Propheten tanzten bei der Krönung Sauls

8. Dieser Tanz war nicht frivol (*Zusatz: Sauls Tochter Michal verspottete den tanzenden David zu Unrecht, vgl. 2. Kön 6*), durch ihn wurde das Herz zum Himmel erhoben.

9. (+f) **Et.:** Das freudige Tanzen zum Singen wird im Hebräischen mit „Sela“

bezeichnet, dieser Begriff wird genauer untersucht.

Seite 111

1. a) Die zeitgenössischen religiösen Prozessionen kommen von diesen Tänzen her. b) Alle Völker tanzten zu den Opferungen und hohen Festen, **Ex.:** nackt tanzende „persianisch Töchter“, **Qu.:** Maimonides.

2. Aber die Tänze der Zauberer machen einen rasend und wütig, „vnd die Weiber mißgebären“.

3. **Ex.:** Der unzüchtige neue „Gaillartisch“ Volta-Tanz (*Zusatz: da man einander im Welchen Dantz an Schämigen Orten fasset/ vnnnd wie ein getribener Topff herumhbher haspelt vnnnd wirbelt*) führt zu Mord und Missgeburten, weswegen man ihn unterbinden sollte.

4. **Ex.:** Eine Frau aus Genf (wo das Tanzen verhasst ist) konnte die Leute zum Tanzen bringen, wenn sie sie mit einer eisernen Rute berührte. Der Teufel hat ihr Unsterblichkeit versprochen, daher verspottet sie den Richter und zeigt zuerst keine Reue, erst als sie erkennt, dass der Teufel sie verlassen hat (*Marg: Der Sathan bered eine Hexin/ sie werd vnsterblich sein.*). **Qu.:** ungenannter Augenzeuge.

5. Wenn jemand aufgrund von Unsinn oder Wütigkeit tanzt , so sollte man ihn austanzen lassen, wie es in Deutschland Brauch beim Veitstanz ist (*Marg: Wie den Veittdäntzigen zu helfen*).

6. (zu 102, 5), **Aut.:** Ulrich Molitor, Disputation vor dem Kaiser [!] Sigismund [i. e. Herzog Siegmund von Tirol, Textquelle: „Tractatus de lamiis et phitonicis mulieribus“] betont ebenfalls, dass Hexen körperlich vertragen werden.

7. (+f) **Bib.:** Jesus wurde von Teufel körperlich vertragen, dem stimmen die meisten Theologen zu. Ebenso wurde auch der Prophet Habakuk leibhaftig nach Babel verführt.

Seite 112

1. a) **Bib.:** Auch der Apostel Philipp wurde leibhaftig vertragen. b) **Aut.:** Thomas von Aquin postuliert, dass dies immer möglich ist, wenn es einmal möglich war.

2. **Ex.:** Auch Apollonius Thyana soll laut Philostratus aus dem

Morgenland in wenigen Stunden nach Rom vertragen worden sein, ebenso von Rom nach Korinth oder von Smyrna nach Ephesus.

3. **Ex.:** Im Jahre 1271 hat der deutsche Priester Johannes Teutonicus von Halberstadt zu Mitternacht drei Messen gelesen, eine in Halberstadt, eine in Mainz, eine in Köln.

4. **Ex.:** Ähnliches berichtet man auch von Pythagoras

5. **Ex.:** Selbst Johann Weier, der Beschirmer der Hexen, gesteht ein, dass das körperliche Vertragen möglich ist.

6. Überleitung zu Kap. 5: Da viele meinen, dass dieses Vertragen nur im Geiste geschieht, soll nun die geistige Verzückung der Hexen betrachtet werden.

H. Literaturverzeichnis

a) Primärtexte

- Agricola, Rudolf. *De inventione dialectica in libri tres*. Drei Bücher über die Inventio dialectica. Auf der Grundlage der Edition von Alardus von Amsterdam (1539) kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Lothar Mundt. Tübingen, Niemeyer: 1992.
- Agrippa von Nettesheim. *Die magischen Werke*. Herausgegeben und eingeleitet von Marco Frenschkowski. Wiesbaden, Marix: 2008.
- *De incertitudine et vanitate scientiarum atque artium*. In: HENRICI CORNELII// AGRIPPAE// ARMATAE MILITAE// EQVITIS AVRATI, VTRIVS// que Iuris Doctoris, & sacrae CAE// SARAЕ Maiestatis a con-// silijs & archiuis indi-// ciarij// OPERVM PARS POSTERIOR:// Quorum Catalogum exhibebunt tibi// paginae sequentes// VNA CVM RARVM ET VERBORVM// hoc tomo memorabilium INDICE & lo-// cuplete & certo// LUGDUNI, PER BE-// ringos fraters. o. J. [ev. 1600]; S. *3-314 [Reprint Hildesheim, Olms: 1970].
 - *De occulta philisophia sive de magia libri tres*. o. O. [Köln]: 1533 [Reprint Graz, Akademische Verlagsanstalt: 1967].
- Albrecht, Bernhard. *Magia*// Das ist:// Christlicher Bericht// von der Zauberey vnd Hexerey ins gemein/ // vnd dero zwölfley Sorten vnd Arten insonderheit:// Was es für ein Grewel vor Gott sey: vnd wie schwerlich bey=// des die Zauberer selber/ vnd dann diejenigen sich versündigen/ welche bey ihnen// Rath vnd Hülffe suchen. Item: Daß eine Christliche Orbigkeit recht// daran thue/ wann sie die Hexen vnd Zaberer am Le=// ben straffet/ etc.// Aus heiliger göttlicher Schriff/ vnd and=// dern bewährten Historien gestellt/ vnd in zwölf// Capitel abgetheilet/ Durch// M. Bernhard Albrecht/ Pfarrern zum heiligen// Creutz/ vnd Senioremem des Evangelischen// Ministerii zu Augspurg// Leipzig/ // In Verlegung Gottfried Grossen Buchhändlers/ // gedruckt durch Johann Albrecht Mintzeln/ // Im Jahr MDCXXIIX.
- Thomas von Aquin. *Summa Theologicae*. London/ New York, Blackfriars/ Eyre & Spottiswode/ Mc Graw-Hill: 1964-1968.
- Aristoteles. *Rhetorik*. Übersetzt und erläutert von Christof Rapp. WBG, Darmstadt: 2002.
- *Historia Animalum*. Herausgegeben und übersetzt von A. L. Peck. Cambridge, Harvard University Press: 1965.
 - *Kategorien*. Übersetzt und erläutert von Klaus Oehler. Darmstadt, WBG: 1984.
 - *Topik*. Übersetzt und kommentiert von Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart, Reclam: 2004.
 - *Topik*. In: *Philosophische Schriften in sechs Bänden*, Übersetzt von Eugen Rolfes. Darmstadt, WBG: 1995.
 - *TOIIKH*. In: *Opera omnia graece et latine*. Hg. v. Ambrosio Firmin Didot. Paris, 1848 [Reprint Hildesheim, Olms: 1973]; S. 172-275.
- Augustinus. *De doctrina christinana*. In: Aurelii Augustini Opera Omnia. Bd IV, 1: *De doctrina christiana/ De vera religione*. Turnholti, Brepols: 1962.
- Aventinus, Johannes. *Baierische Chronik*. Hg. v. Georg Leidinger. Düsseldorf/Köln 1975.
- Bacon, Francis. *Neues Organon*. 2 Bd. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Wolfgang Krohn. Hamburg, Felix Meiner: 1999.
- *De dignitate et augmentis scientiarum libri IX*. In: *The Works of Francis Bacon*. Hg. von James Spedding, Robert Ellis, Douglas Heath. New York/ Cambridge, Hurd and Houghton/ Riverside Press: 1869; Bd II, S. 85-Bd. III, S. 186.

- Sylva Sylvarum, or a Natural History in Ten Centuries (1627). In: The Works of Francis Bacon. Hg. v. James Spedding, Robert Ellis, Douglas Heath. New York/ Cambridge, Hurd and Houghton/ Riverside Press: 1869; Bd 4, S. 151-Bd. 5, S. 169.
- Bekker, Balthasar. Die// Bezauberte Welt:// Oder// Eine gründliche Untersuchung// Des// Allgemeinen Aberglaubens// // Betreffend/ die Arth und das Vermögen/ Gewalt und Wirkung// Des Satans und der bösen Geister// über den Menschen/ // Und was diese durch deselben Krafft und Gemeinschaft thun:// So aus Natürlicher Vernunft und H. Schrift in 4 Büchern zu bewehren sich unternommen hat// BALTHASAR BEKKER, S. THEOL. DOCT.// und Prediger zu Amsterdam.// Nebenst des Authoris generale Vorrede über diese seine 4 Bücher;// Wie und welcher Gestalt dieselbe zu lesen/ der Zweck seines Vorhabens/ // und dann die Ordnung/ so er darinnen gehalten.// Aus dem Holländischen nach der letzten vom Authore vermehrten Edition.// Gedruckt zu Amsterdam/ bey Daniel von Dahlen/ bey der Börse [i. e. Härtel, Hamburg]/ Anno 1693.// In die Teutsche Sprache übersetzt.
- Binsfeld, Petrus [ÜS Heinrick Bock]. TRACTAT// Von Bekannt-// nuß der zauberer vnd Hexen// ob vnd wie viel denselben zu// glauben.// Anfänglich durch den Hochwür-// digen Herrn Petrum Binsfeldium// Trierischen Suffraganien, vnd der H.// Schrift Doctorn kurtz vnd Sum-// marischer weiß in Latein// beschrieben.// Jetzt aber allen Liebhabern der// Warheit/ vnd Gerechtigkeit zu// gutem/ verteutscht.// Iosue 7. cap.// Jch wird nicht gerner bey euch sein biß// daß jhr den Kopff zerknirscht/ der an diesem// Laster schuldig ist.// Exod. 22. cap.// Die Zauberer soltu nicht leben lassen.// Getruckt in der Churfürtlichen// Statt Trier/ Bey Heinrich// Bock/ Anno/ M. D. XC.// Cum gratia & Privilegio Archiepiscopali.
- TRACTA-// TVS DE CONFES-// SIONIBVS MALEFICO-// rum & Sagarum,// AN, ET QUANTA// fides iis adhibenda sit.// AVCTORE,// Petro Binsfeldio Suffraganio Treui-// ensi Doctore Theologo.// Exod. 22. cap.// Maleficos non patieris vivere.// AVGVSTAE TREVIRORVM// Excudebat Henricus Bock, Anno// M. D. LXXXIX.// Cum gratia & privilegio Archiepiscop. [Digitalisat der Staatsbibliothek München].
- Bodin, Jean. VNIVERSAE// NATVRAE// THEATRVM.// IN QVO RERVM OMNIVM// effectrices causae, & fines contemplantur &// continuae series quinque libris// discutuntur.// AVTORE// IOAN. BODINO.// FRANCOFURTI,// Apud heredes Andreae Wecheli,// Claudium Marnium, & Ioan. Aubr.// M. D. XVCII. [Digitalisat der Staatsbibliothek München].
- IO. BODINI// ANDEGAVENSIS// DE// Magorum Dēmonomanie// LIBRI IV.// BASILEAE// Per Thomam Guarinum// M D LXXXI.
- I. Bodini//METHODVS// ad Facilem// Historiarum// Cognitionem.// Amstelaedami// Sumptibus Joannis Ravelsteiny// 1650. [Reprint Aalen, Scientia Verlag: 1967].
- DE LA// DEMONOMANIE// DES SORCIERS.// A MONSEIGNEVR M. CHRE-// stofle de Thou Cheualier Seigneur de Coeli, premier Pre-// sident en la Cour de Parlement, & Conseiller// du Royen en son priué Conseil.// PAR I. BODIN ANGEVIN.// A PARIS,// Chez Jacques du Puys Libraire Juré, à la Samaritaine,// M. D. LXXX.// AVEC PRIVILEGE DV ROY. [Reprint Hildesheim, Olms: 1988].
- [Carolina:] Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. (Carolina). Herausgegeben und erläutert von Friedrich-Christian Schröder. Stuttgart, Reclam: 2000.
- Cicero, M. Tullius. De inventione. Über die Auffindung des Stoffes. Herausgegeben und übersetzt von Theodor Nüßlein. Darmstadt, WBG: 1998.
- De oratore/ über den Redner. Herausgegeben und übersetzt von Harald Merklin. Stuttgart, Reclam: 5. Auflage 2003.
- Topica. Herausgegeben und übersetzt von Harry Mortimer Hubbell. In: Cicero in Twenty-Eight Volumes, Bd. 2: De inventione, De otpimo genere oratorum, Topica.

Cambridge/ London: Harvard University Press: 1960; S. 382-458.

- Delrio, Martin: DISQVIVISIONVM// MAGICARVM// LIBRI SEX.// Quibus continetur accurata curiosarum// artium, & vanarum superstitionum confutatio.// vtilis Theologis, Iurisconsultis, Medi-// cis, Philologis.// AVCTORE// MARTINO DELRIO// SOCIETATIS IESV PRESBYTERO, LL. LICENTIATO, ET THEOLOGIAE// Doctore, olim in Academia GRAETZENSIS, nunc in// SALMANTICENSIS publico sacrae scri-// pturae Professore.// Prodit opus vltimis curie longe & auctius & castigatius.// MOGVNTIAE, Apud IOHANNEM ALBINVM.// ANNO M.DC.XII.// Cum gratia & privilegio Caesar. Maiest. Ad annos viginti.
- Descartes, René. Meditationen. Dreisprachige Parallelausgabe Latein-Französisch-Deutsch. Hg. v. Andreas Schmidt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2004.
- Pedanius Dioscorides of Anazarbus. De materia medica. Translated by Lily Y. Beck. Hildesheim, Olms: 2005.
- Erasmus. De Copia verborum ac rerum, libri duo. In: Opera Omnia, Lugdunum 1703: Bd. 1, Sp. 3-116 [Reprint Hildesheim, Olms: 1961].
- Farinopolitani [Faber], Caspar: Sabbathteufel: Einfeltige vnd kurtze Erin-// nerung vom Sabbathsteufel/ Gaspa-// ris Fabri Farinopolitani. In: Theatrum Diabolorum, p. 465v-491r.
- [Fischart, Johann.] Des weyland Hochgelehrten// JOHANNIS BODINI,// Der Rechten Doctoris und Beysitzers// im Frantzösischen Parlament// DAEMONOMANIA,// Oder außführliche// Erzählung// Des wütenden Teuffels// in seinen// damahligen rasenden Hexen und Hexen-// meistern/ dero Bezauberungen/ Beschwerden/ // Vergiftungen/ Gauckel- und Possen- Wercke; auch Ver-// blendungen seinen ergebenen Unholden/ derselben würcklichen Be-// känntnissen und Abstraffungen.// Welchs der andere Theil// NICOLAI REMIGII// DAEMONOLATRIA.// Wobey gleichfalls angehänget:// Vielerhand wahrhaftige und erschreckliche// Geschichte besessener Leute/ so sich hin und wieder in Teutsch-// land/ meistentheils noch vor kurtzen Jahren/ zu grosser Verwun-// derung und Schrecken begeben und zugetragen haben.// Nebst noch einigen betrieglichen und von Men-// schen practicirten kurtzweiligen Begebenheiten.// HAMBURG, Gedruckt bey Thomas von Wiering, im gülden A, B, C. Anno 1698.// Sind auch in Franckfurt und Leipzig bei Zacharies Herteln zu bekom[m]en. [= *Dämonomanie* 1698, Bd. 1]
- Anderer Theil:// Oder// Anhang// JOHANNIS BODINI// DAEMONOMANIAE:// Handelnd// Von des leidigen Satans Macht// und Gewalt über die Menschen/ so wohl// durch ihm selbst/ als seine ihm ergebene// Zauber und Zauberinnen.// Dargethan und erwiesen// In vielen noch neulich geschehenen er-// schrecklichen Historien und warhaftigen// Geschichten// Besessener und vom Teuffel übel geplagter Leute/ // so da so wohl von Geist- als Weltlichen Persohnen in// Gegenwart vieler Zeugen beschrieben worden.// Alles zur Warnung und Abscheu Gottloser und der// Sünden ergebener epicureischen Menschen.// Mit Kupffern erläutert.// HAMBURG, Gedruckt bey Thomas von Wiering, im gülden A, B, C.// Anno 1698. [= *Dämonomanie* 1698, Bd. 2]
 - APPENDIX,// Oder// Anhang des andern Theils;// Bestehend in vielen// Erdichteten// Gespenst- Händeln// und// Lächerlichen Erzählungen// Sonderbarer Begebenheiten;// Da/ gleichwie in dem vorigen die Wahr-// haftigkeit der Gespenster/ also in diesem Theil// die Kräfte der Einbildung/ auch wie von schalckhaften Leu-// ten Gespenster/ Hexen und Besessene angestellet und erdich-// tet worden/ so wohl mit guten Discursen/ als artigen und theils lächerlichen Historien dargethan und be-// wiesen wird.// Alles aus bewehrten Autoren heraus gezo-// gen und denen Liebhabern zur Ergetzlichkeit// an das Licht gegeben. [= *Dämonomanie* 1698, Bd. 3]

- DE MAGORVM DAEMONOMANIA.// Vom Außgelas=// nen Wütigen Teuffelsheer// Allerhand Zauberern/ Hexen vnnd// Hexenmeistern/ Vnholden/ Teuffelsbeschwerern/ Warsa=// gern/ Schwartzkünstlern/ Vergifftern/ Augen=// verblendern/ etc.// Wie die vermög aller Recht erkant/ eingetrieben/ gehin=// dert/ erkündigt/ erforscht/ Peinlich ersucht vnd ge=// strafft werden sollen.// Gegen des Herrn Doctoc J. Wier Buch von der Geister verführun=// gen/ durch den Edlen vnd Hochgelehrten Herrn Johann Bodin/ der Rechten D.// vnd des Parlaments Rhats inn Franckreich außgangen.// Vnd nun erstmals durch den auch Ernvesten vnd Hochgelehrten H. Jo=// hann Fischart/ der Rechten D. etc. auß Frantzösischer sprach trewlich in Teutsche// gebracht/ vnd nun zum andernmahl an vilen enden vermehrt vnd erklärt.// Mit Röm: Key: May: Freyheit auff zehen Jar.// Getruckt zu Straßburg/ bei Bernhart Jobin. 1591 [Reprint: Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt: 1973].
- DE MAGORUM DAEMONOMANIA.// Vom Außgelaßne[n]// Wütigen Teuffelsheer Aller=// hand Zauberern/ Hexen vnd Hexenmei=// stern/ Vnholden/ Teuffelsbeschwerern/ Warsa=// gern/ schwartzkünstlern/ Vergifftern/ Au=// genverblendern/ etc.// Wie die vermög aller Recht erkant/ ein=// getrieben/ gehindert/ erkündigt/ erforscht/ Pein=// lich ersucht vnd gestrafft werden sollen.// Gegen des Herrn Doctor Wier Buch von der Geister// verführungen/ durch den Edlen vnd Hochgelehrten Herrn// Johann Bodin/ der Rechten D. vnd des Parlaments Rhats in// Franckreich außgangen.// Vnd nun erstmals durch den auch Ehrnvesten vnd Hoch=// gelehrten H. Johann Fischart/ der Rechten D. auß Frantzösischer sprach// trewlich in Teutsche gebracht/ vnd nun zum andernmal an vielen// enden vermehrt vnf erklärt.// Mit Röm: Key: May: freyheit auff zehen Jar.// Straßburg bei B. Jobin. 1586.
- DE DAEMONOMANIA// MAGORVM.// Vom Außgelaßnen// Wütigen Teuffelsheer der Beses=// senen Vnsinnigen Hexen vnd Hexenmey=// ster/ Vnholden/ Teuffelsbeschwerer/ Warsager/ // Schwartzkünstler/ Vergiffter/ Nestelverknipffer/ // Veruntreuer/ Nachtschädiger/ Augenverblender/ etc. vnd aller anderer// Zauberer geschlecht/ sampt ihren vngeheuern händeln: Wie sie// vermög der Recht erkant/ eingetrieben/ gehindert/ erkün=// digt/ erforscht/ Peinlich ersucht vnd ge=// strafft sollen werden.// Alles nicht alleyn auß H. Schrifft/ vnd nach// der hierüber außgangenen Determination der Theolo=// gen zu Pariß/ sondern auch auß gründlicher Philosophi/ Hi=// storien/ vnd gemeynen Rechten gezogen/ vns wieder Doctoris J. Wier Buch// hievon geschrieben/ durch den Edeln/ Hochgelehrten vnd Fernberü[h]mten// H. Johan Bodin/ der Rechten Doctorn/ vnd des Parle=// ments Rahts inn Franckreich/ etc.// Nun erstmals durch den auch Ehrnvesten vnd Hochge=// lehrten H. Johann Fischart/ der Rechten Doctorn/ auß// Frantzösischer Sprach/ treulich inn Teutsche gebracht/ vnd an// etlichen enden gemehret vnd erklärt.// Heutiges Tags/ bei nun zumal zweifelhaftiger Nachfrag// von der Hexen verdienst vnd Straff/ den Theologen/ Rechtsgelehr=// ten/ Medicis/ Amptleuten/ Richtern/ Rhäten/ Rhatsper=// sonen/ vnd jeder Oberkeyt notwendig zuwi=// sen vnd sich darnach zurichten.// Mit Röm: Key: Maj: Freihoyt auff zehen Jar.// Straßburg bei B. Jobin. 1581.
- Geschichtklitterung (Gargantua). Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 mit einem Glossar herausgegeben von Ute Nyssen. Düsseldorf, Rauch: 1963.
- Erneuerte Be=// schreibung/ der Wolgedenck=// würdigen Alten vnd wahrhafften// verwunderlichen Geschicht.// Vom// Herren Petern von Stauf=// fenberg genant Diemringer/ auß der// Ortenau bei Rein// Ritters:// Was wonders ihme mit einer// Meervein oder Mörfähe// seie begegnet:// Darzu ein außführlicher Bericht vnd Vorred// gethan worden/ warumb eben bei heutigem vielerlei// Disputieren vom Zauberwerck/ gegenwertige Beschreibung nunmals wider// außkommen: vnd dann sonderlich was von dergleichen vnd andern// familiaren oder geheimen Gei=// stern sei zuhalten.// Zu

Straßburg bei Bernhardt Jobin. 1588. Zitiert nach: Johann Fischarts Werke. Eine Auswahl. Hg. von Adolf Hauffen. Stuttgart, Union: o. J. ; Bd. 2, S. 263-353.

- Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend// vnd Beschreibung// Des Abgeführten/ Quartierten/ Ge=// vierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hüt// leins: Sam[m]t Vrsprungs derselbigen Heyligen Quadri=// cornischen Suiterhauben vnd Cornurschlappen: Et=// wan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meysterstücks// Gestellt zu Vierfach Ablaßwürdiger Ergetz=// lichkeyt den Lieben Vierdächtigen Ignazischen Vierhorni=// gen Quadricorniten/ vnd Lugvollischen Widerhörnigen Cornu=// ten: Oder (wie sie gern heysen) Jesuiten/ oder Würdigen Herrn// der Societet Jesu: Auch zu gefallen dem obberürten Meyster=Hansen/ daß er das// Neu Meysterstück dises Würffelhütteleins/ Vrtheyln vnd benasen wölle// Alles Durch Jesuwalt Pickhart/ den Vnwürdigen Knecht// der Societet der Glaubigen Christi// Anno M. D. LXXX: Zitiert nach: Johann Fischarts Werke. Eine Auswahl. Hg. von Adolf Hauffen. Stuttgart, Union: o. J. ; Bd 2, S. 227-262.

Formula Concordiae/ Konkordienformel. Zitiert nach: <http://www.theology.de/downloads/1577/konkordienformel.doc> [25.03.2009].

Harsdörffer, Georg Philipp. Delitiae Philosophicae et Mathematicae. Der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden Dritter Teil. Neudruck der Ausgabe 1653, herausgegeben und eingeleitet von Jörg Jochen Berns. Frankfurt am Main, Keip: 1990.

- Poetischer// Trichter// Die Teutsche Dicht= und Reim=// kunst/ ohne Behuf der Lateinischen Spra=// che/ in VI. Stunden einzu=// giessen// Erster Theil [...] Nürnberg, bei Wolfgang Endter: 1650 [Reprint Darmstadt, WBG: 1969].

Horaz. Satiren und Episteln. Auf der Grundlage der Übersetzung von J. K. Schönberger Lateinisch und Deutsch von Otto Schönberger. Berlin, Akademie: 1976.

Hosemann/ Hossmann, Abraham. VERUS AMOR CONIUGALIS// Das ist:// Wahrhafftige// gewisse vn[n]eygentliche Be=// schreibung der rechten Ehelichen Liebe// // zwischen zweyer Ehegatten/ dabey gehandelt wird/ was// die Liebe sey/ woher sie komme/ vnd wobey man die er=// kennen sol? Item/ wie sie zu pflanzen/ zu stifften// vnd zu erwecken sey? Auch was der=// selbe zu wider?// Alles auß Gottes Wort vnd der Philo=// sophia, so wol durch schöne anmütige glaub=// würdige Historien illustriert erkläret vnd// bewehret// Vnd auff Hoher Personen anhalten vom Au=// tore selbst zum Fünfftenmahl vbersehen/ verbessert/ // vnd in ein ander Ordnung gebracht// Allen züchtigen Herten so in oder ausser der E=// he leben/ zu christlichem Bericht gestellet?// Durch ABRAHAM HOSEMANUM// // Laubanensem Lusitatum Histor// amorem// Gedruckt zu Magdeburgk/ // Durch Andreas Betzel/ In Verlegung// Ambrosii Kirchners/ Im Jahr 1613.

Ickelsamer, Valentin. Ain Teütsche// Grammatica// Darauß ainer von im selbs// mag lesen lernen/ mit allem dem/ so// zum Teutschen lesen und desselben// Orthographia mangel vnd// übergluß/ auch anderm// vil mehr/ zu wis=// sen gehört// Auch etwas von der rechten art vnd// Etymologia der teütschen sprach vnd// wörter/ vnd wie man die Teüt=// schen wörter inn ire silben// taylen/ vnd zusammen// buchstaben// soll// Valentinus Ickelsamer. o. O. u. J. [spätestens 1540]. In: Ickelsamer, Valentin. Die rechte weis aufs kürztist lesen zu lernen. Ain Teütsche Grammatica. Hg. v. Karl Pohl. Stuttgart, Klett: 1971.

INFORMATIO IVRIS// In causa poenali;// VTRVM TRES// MVLIERES MALE=// FICII, ET VENEFICII, CEV77 Reae, delatae capi, & torqueri// potuerint, nécne?// QVA D. CAROLI V.// IMP. CONSTITVTIO CRIMI=// NALIS ALIQVOT IN LO=// cis declaratur// Rechtliches Bedencken/ Jn// Malefitzsachen;// Ob drey Weiber/ der Zauberey hal=// ber angegeben/ in Gefängliche Ver=// hafft angenommen/ vnd Peinlich be=// fragt werden können/ // oder nicht?// Darinnen Keyser Carols/ deß Fünfften/ //

Hochlößlichster gedächtnuß Peinliche/ // oder Halßgerichtsordnungen in// etlichen Articuln er-// kläret wirdt.// Per// H. A. B. V. I. D.// Franckf[urt] bey Christ[ian] Enen[olff] Erben.// M. D. XC.

De Lancre, Pierre. Wunderbahrliche// Geheimnussen der Zau=// berey/ darinn auß der Vhraicht: vnd Be=// kentnuß vieler unterschiedlicher Zauberer vnd Zaube=// rinnen die vornembste Stück so bey solchem Teuffelswesen// vmbgehen/ beschrieben werden.// Gezogen auß einem weitleufftigen in Fran=// tzösischer Sprach getruckten Tractat Herrn Petri// de Lancre, Parlamentsherren zu Bordeaux/ welcher solchen// gerichtlichen Processen persöhnlich beyge=// wohnt.// Neben etlichen dergleichen Processen/ so in Spanien// gehalten worden.// Allen Menschen zur warnung vnd Abschew/ den Richtern aber// zu guter Nachricht vnd Vnterweysung/ auß dem Frantzösi=// schen mit deß Königs Priuilegien getruckten Exemplar// in Teutsch vbergesetzt. Gedruckt im Jahr 1630 [o. O.] [Digitalisat Staatsbibliothek München].

- L'INCREDULITÉ// ET// MESCREANCE// DV SORTILEGE// PLAINEMENT// CONVAINCUE// OV IL EST AMPLEMENT ET CVRIOSEMENT// traicté, de la verité ou Illusion du Sortilege, de la Fascination, de// l'Attouchement, du Scopelisme, de la Diuination, de la Ligature// ou Liaison Magique, des Apparitions: Et d'vne infinité d'autres// rares & nouueaux subjects.// PAR P. DE L'ANCRE CONSEILLER// du Roy en son Conseil d'Estat.// A PARIS,// Chez NICOLAS BVON, ruë Saint Iacques, à l'enseigne Saint// Claude, & de l'Homme Sauuage.// M. DC. XXII.// AVEC PRIVILEGE DV ROY.

Léry, Jean de. Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil. Genf, bei Antoine Chappin: 1580 [Reprint Genf, Libraire Droz: 1975].

Luther, Martin. Assertio omnium articulorum M. Lutheri per bullam Leonis X. Novissimam damnatorum (1520). Zitiert nach der Weimarer Ausgabe (WA): D Martin Luther. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 7, 1897 [Reprint Weimar, Böhlau: 1966]; S. 94-151.

- Tischreden. Zitiert nach der Weimarer Ausgabe (WA): D Martin Luther. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden. Bd. 1-6, Weimar, Böhlau: 1912-1921 [Reprint Weimar, Böhlau: 1967].

- Tischreden// Oder// COLLOQVIA DOCT-// Mart: Luthers/ So er in vielen// Jaren/ gegen gelarten Leuten/ auch frembden Ge=// sten/ vnd seinen Tischgesellen geführt/ Nach// den Heubtstücken vnserer Christli=// chen Lere/ zusammen// getragen.// Johan. 6. Cap.// Samlet die vbrigen Brocken/ Auff das nichts vmbkomme.// Gedruckt zu Eisleben/ bey// Vrban Gaubisch.// 1566 [Reprint Edition Leipzig: 1981; Sammlung von Johannes Aurifaber].

Magica, // Daß ist: Wunderbarliche Historien// Von Gespensten vnd// mancherley Erscheynungen der Geister/ von// zauberischen Beschwerungen/ Beleidigungen/ Ver=// blendungen vnd dergleichen Gauckelwerck.// Item von Oraculis/ Verkündigungen vnd Weiss// gungen zukünftiger dinge/ Von Treumen/ Gesich=// ten vnd Offenbarungen.// Hiernechst auch von allerley betrug der bösen Geister/ da=// durch sie die Menschen zur anruffung der verstorbenen Heiligen/ anbetung der// Bilder/ vnd bestetigung des Gedichts vom Fegfewr/ vnd sonst al=// lerley Aberglauben verführt haben.// Aus bewerten vnd glaubwürdigen Historicis vnd// andern Scribenten mit besonderm vleiß inn lateinischer// Sprach zusammen getragen/ Itze aber allererst gemeinem Vaterlande/ // deutscher Nation/ zu nutz in die deutsche Sprache trewlich ge=// bracht/ vnd in Druck verfertigt.// Cum Pri= [Vignette] vilegio.// Eisleben. TYPIS GROSNIANIS. o. J. [Widmungsvorrede datiert auf 1600].

MALLEORVM // QVORVNDAM MA-// LEFICARVM, TAM VETERVM // quam recentiorum authorum, // TOMI DVO. // Quorum Primus continet: // I. Malleum maleficarum Fr. Jacobi Sprenger, &Fr. Hen-// rici Institoris: Inquisitorum.// II. Fr.

Ioannis Nider, Theologicae Professoris Librorum v // num Formicarij, qui tractat de Maleficis & eorum// deceptionibus.// SECVNDV vero Tomus continet Tractatus// VII. Ib ibi speciatim nominatos.// OMNES DE INTEGRO NVNC ET DEMVM IN OR-//dinem congestos, notis & explicationibus illustratos, atq[ue]// ab innumeris, quibus ad nauseam vsque scatebant mendis// in vsvm communem vindicatos.// Cum Gratia & Privilegio Caes. Majest. ad decennium // FRANCOFVRTI. // M. D. LXXXII. [Gedruckt bei Basse]

Der Hexenhammer: Kramer, Heinrich (Institoris). Der Hexenhammer. Malleus Maleficarum. Neu aus dem Lateinischen übertragen von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek und Werner Tschacher. Herausgegeben und eingeleitet von Günter Jerouschek und Wolfgang Behringer. München, dtv: 2000.

MALLEVS MALEFICARVM:// DE LAMIIS ET STRI-// GIBUS, ET SAGIS, ALIISQUE// Magis & Daemoniacis, eorumq[ue]; arte, // & potestate, & poenâ, // TRACTATUS ALIQUOD TAM// veterum, quàm recentiorum auctorum:// In TOMOS DUA DISTRIBUTI.// Quorum PRIMVS continet:// I. Malleum Maleficarum Iacobi Sprengeri, & Henrici Insti-// toris, Inquisitorum:// II. Ioannis Nideri Theologi Formicarium de Maleficiis, ea-// rumque praestigiis ac deceptionibus.// SECUNDUS verò TOMVS continet Tractatus VII.// suo loco singulariter enumeratos.// OMNES DE INTEGRO NVNC DEMVM IN OR =// dinem congestos, notis & explicationibus illustratos, // atque ab innumeris, quibus ad nauseam vsq; scatebant// mentis in vsvm communem vindicatos.// cum Gratia & Privilegio Caes. Maiest. Ad decennium.// FRANCOFORTI. // (I). D. XIIC. [=1588] [Dies ist der erste Band der zweibändigen Malleorum-Sammlung, die seit 1580 von Johann Basse verlegt wird. Ab der zweiten Auflage von 1582 wird darin der Malleus Maleficarum in der Bearbeitung von Johann Fischart abgedruckt].

MALLEVS// MALEFICARVM// IN TRES DIVISUS// PARTES, // In quibus {Concurrentia ad maleficia {Maleficiorum effectus {Remedia adversus maleficia, // Et modum deniq; procendi; ac puniendi Maleficos abunde// continetur, praecipue autem omnibus Inquisitoribus, & // divinus Verbi Concionatoribus utilis, ac necessarium.// Auctore IACOBO SPRENGERO// Ordinis Praedicatorum, olim Inquisitore.// His nunc primum adiecimus, // M. Bernhardi Basin opusculum de artibus magicis, ac Mago-// rum, maleficijs.// ITEM// D. Vlrici Molitoris Constantiensis, de Lamijs & Phytonicis// mulieribus Dialogum.// ITEM. D. Thomae Murner ordinis minorum, libellum, de Phytoni-// co contractu.// Omnia summo studio illustrata, & a multis// mendis recens vindicata.// Cum Indice Quaestorum & Rerum memora-// bilium copioso.// FRANCOFVRTI AD MOENUM, // apud Nicolaum Bassaeum.// M. D. LXXX.

Malleus maleficarum// Opus egregium: de varijs in=// cantationum generibus ori// gine: progressu: medela// atq[ue] ordinaria dam=// natione: compila// tus ab exijs// Heinricho// Institoris :// et// Jacobo Spre[n]ger//ORDINIS PREICATOR// sacre pagine doctorib=// us heretrice pestis// inquisitori=// bus: non tam utilis & necessarius// M. D. XIX// Eme, lege, necteprecii// poenebit. [Ort und Drucker ergänzt gemäß HAB-OPAC: Nurenberge, Peypus].

Malleus Maleficarum von Heinrich Institoris (alias Kramer) unter Mithilfe Jakob Sprengers aufgrund der dämonologischen Tradition zusammengestellt. Wiedergabe des Erstdrucks von 1487. Hg. v. André Schnyder. Göppigen, Kümmerle: 1991.

Melanchthon, Philipp. Elementa rhetorices. Grundbegriffe der Rhetorik. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Volkhard Wels. Berlin, Weidler: 2001.

- Loci Communes (1521). Übersetzt und kommentiert von Horst Georg Pöhlmann. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus: 1997.

Milichius, Ludwig. Zauberteufel: Von Zäuberey/ warsagung/ Be=// schwehern/ Segen/

- Aberglauben/ Hexerey/ vnd man=// cherley Wercken des Teuffels/ wolgegründter/ vnd so vil einem Gläu=// bigen davon zu wissen dienstlich/ gnugsamer Bericht/ nicht allein dem Ge=// meinen Mann/ sonder auch den Weltlichen Regenten/ vnd ein=// feltigen Predigern nützlich vnd kurtzweilig zu lesen/ mit// heiliger Schrift vnd bewerten Scribenten/ mit// fleiß zusammen ge=//tragen/ // Durch// Ludouicum Milichium. In: *Theatrum Diabolorum*, pag. 175r-206r.
- Giovanni Pico della Mirandola. *Conclusiones nongentae*. Le novecento Tesi dell'anno 1486. Hg. von Albano Biondi. o. O., Leo S. Olschki editore: 1995.
- *Oratio de hominis dignitate*. Rede über die Würde des Menschen. Herausgegeben und übersetzt von Gerd von der Gönna. Stuttgart, Reclam: 1997.
- Praetorius, Johannes. *Blockes=Berges Verrichtung/ // Oder// Ausführlicher Geographischer Bericht/ von// den hohen trefflich alt=und berühmten// Blockes=Berge:// ingleichen von der// Hexenfahrt/ und Zauber=Sabbathe/ // so auff solchen Berge die Unholden aus gantz// Teutschland/ Jährlich den 1. Maij in Sanct=// Walpurgis Nachte anstellen sollen.// Aus vielen Autoribus abgefasset/ und mit schö=// nen Raritäten angeschmücket sampt zugehö=// rigen Figuren/ // von// M. Johanne Praetorio,// Poëtâ Laureatô Casareô.// Nebenst einen Appendice vom Blockes=// Berge/ wie auch des Alten Reinsteins/ // und der Baumans Höle am// Hartz.// Zu Leipzig/ // Bey Johann Scheiben/ und Frankfurth// am Mäyn/ bey Friedrich Arnsten// zufinden.// Gedruckt Anno 1668 [Reprint Hanau, Kiepenheuer und Müller: 1968].*
- *Anthropodemvs plvtonicus: M. JOHANIS// PRAETORII, P. L. C.// neüe// Welt=Beschreibung// von allerley// Wunderbarliche[n] Mensche[n].// Magdeburg,// In Verlegung// Johann Lüderwalds,// Buchhändlers alda.// ANNO 1666.*
- Marcus Fabius Quintilianus. *Institutionis Oratoriae Libri XII*. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn. WBG, Darmstadt: 1972.
- Ramus, Petrus. *THE LOGIKE// OF THE MOSTE// EXCELLENT PHILO-// sopher P. Ramus Martyr,// Newly translated, and in diuers places corrected,// after the mynde oh the Author.// PER// M. Roll. Makylnaenaeum Scotum [=Roland M'Kilwein], rogatu viri ho-// nestissimi, M. Aegidij Hamlini.// Imprinted at London by Thomas Vau-// troullier dwelling in the Blackfrieres.// ANNO M. D. LXXIII.// CVM PRIVILEGIO*. [Reprint Leeds, Scolar Press: 1966].
- *PETRI RAMI// VEROMANDVI// Institutionum Dialecticarum// Libri III.// AD// CAROLVM LOTHARINGVM// Cardinalem Guisianum.// POSTREMA EDITIO [...]. Paris, bei Jean Roigny: 1549.*
- Rémy, Nicolas: *DAEMONOLATRIA,// Das ist/ // Von Unholden und Zau=// ber Geistern/ deß Edlen / Erhnvesten// und Hochgelarten Herren// NICOLAI REMIGII,// Deß Durchl. Hertzogen in Lotharingen/ // Geheimen Rats und Peinlicher Sachen// Cognitoris publici in dessen Hertzog=// thumb Lotharingen. Frankfurt, bei Cratandro Palthenio [=Zacharias Palthenius]: 1598. [Übersetzung: „Teucridus Annaeus Priuatus“. Dazu handschriftliche Anmerkung auf dem Titelblatt des Exemplars der Staatsbibliothek Berlin (N 7756 <3>): „D. i. Joh. Adam Lonicer“]*
- *NICOLA // REMIGII// SERENISS. DVCIS// LOTHRINGIAE A CONSI-// LIIS INTERIORIBVS, ET IN EIVS// DITIONE [!] LOTHARINGICA// cognitoris publici// DAEMONOLATREIAE// LIBRI TRES. [...] Köln, bei Heinrich Falckenburg: 1596.*
- Sextus Empiricus. *Grundriß der pyrrhonischen Skepsis*. Eingeleitet und übersetzt von Malte Hossenfelder. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1968.
- Spee, Friedrich von. *Cautio Criminalis oder rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse*. Übers. von Joachim-Friedrich Ritter. München, dtv: 1983.
- Struve, Georg Adam, Johann Christoph Nehring. *DISPUTATIO IURIDICA// DE// INDICIIS// Cui annectitur quaestio de proba per aquam frigidam sagarum*. Von der wasser= Prob

der Hexen. [...] TYPIS JOHANNIS JACOBIS BAUHOFERI.// ANNO M DC LXVI.
[Druckort ist Jena, ergänzt gemäß VD 17; hier Nr. 7:701289H].

THEATRVM// Diabolorum// Das ist:// Wahrhaftte eigentliche vnd kurtze Beschreibung//
Allerley grewlicher/ schrecklicher vnd abscheulicher laster/ so in diesen// letzten/
schweren vnd bösen Zeiten/ an allen orten vnd enden fast bräuchlich/ auch
grauensamlich in schwang gehen/ Darauß ein jeder frommer Cheist sinderlich zusehen
vnd fleissig zu lernen/ wie daß wir in disem elenden vnd mühseligen Leben/ nit mit
Keysern/ Königen/ Fürsten vnd Herrn/ oder anderen hohen/ // gewaltigen Potentaten/
sondern mit dem aller mächtigsten vnd stärcksten Fürsten diser Welt/ dem Teuffel/ zu//
kämpffen vnd zustreiten/ Welcher aller List vnd heimlichen Tück gantz voll/
schleichend (als S. Petrus sagt) vmbher gehet wie ein wütender/ brüllender Löw/ vns
zuverschlingen/ Also das er vns täglich vnd allen augenblick on// auffhören auff der
Fußsolen nachtritt/ damit er vns ja zufall bringen/ in allerley Sünd/ Schand vnd Laster/
eyn// führen/ vnd endlich mit Leib vnd Seel in Abgründt der Helleb stürzten müge.
Vnd derwegen seine grausame Tyranney vnd Wüterey recht lernen erkennen/ Gott
vmb hülf vnd beystandt seiner Göttlichen Gnaden vnd heiligen Geistes von hertzen
anrufen/ alle giftige Pfeil/ tödtliche Geschosß/ genugsam auffzufaß// han/
außzuschlagen/ vnd in Christo Jesu/ vnserm einigen Heylandt/ vberwinden/ Victoriam
vnd das Feldt behalten.// Allen Treuwertigen/ denen irer Seelen heyl vnd Seeligkeit
angelegen/ mit gantzem Ernst/ vnd höchstem fleiß zubetrachten.// Die Namen der
Authoren vnd Scribenten/ findet man verzeichnet nach der Vorrede// gebessert vnd
gemehret mit vier newen/ als Sabbaths/ Eydts/ Sorg vn[d] Melancholisch Teuffeln/ so
zuvor// bey diesem druck nie gesehen noch außgangen/ sampt einem neuwen/
nützlichen vnd nothwendigen Register// Getruckt zu Franckfurt am Mayn/ durch Peter
Schmid/ etc.// ANNO M.D.LXXV.

THEATRVM DE VENEFICIS.// Das ist:// Von Teuffelsgeßpenst Zauberern und//
Gifftbereitern/ Schwartzkünstlern/ Hexen und Unholden/ vieler fürnemmen
Historien und Exempel/ bewährten/ glaubwürdigen/ Alten und Newen Scribenten/ was
von solchen jeder// zeit disputiert und gehalten worden/ mit sonderm fleiß (derer
Verzeichnuß am// folgenden Blat zu finden) an Tag geben.// Sampt etlicher hingerichteten
Zäuberischer Weiber gethaner Beweiß/ Examination, Prob/ Urgicht und Straff/
Vieler ungleicher Frage// zusammen in ein Corpus bracht.// Allen Vögten/
schuldtheissen/ Amptleuthen deß Weltlichen Schwerdts/ sehr// nützlich und dienstlich
zu wissen/ und keines wegs zu verachten.// Iacobi 4.// Widersteht dem Teuffel/ und er
wirdt von euch abweichen.// Mit Röm. Keys. Maiest. Freyheit/ auff zehen Jahr nicht
nachzudrucken/ begnadet.// Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ durch Nicolaum
Basseum// M. D. LXXXVI. [Mitherausgeber: M. Abraham Sawr].

Thevet, André. *Cosmographie de Levant*. Lyon, bei Jean de Tournes und Guillaume Gazeau:
1556 [Reprint Genf, Libraire Droz: 1985].

Thomasius, Christian. *Processus inquisitorii contra sagas* [1712]. Zitiert nach: Thomasius,
Christian. *Über die Hexenprozesse*. Überarbeitet und herausgegeben von Rolf
Lieberwirth. Weimar, Böhlau: 1967; S. 108-217.

- *De crimen magicae* [1701]. Zitiert nach: Thomasius, Christian. *Über die Hexenprozesse*.
Überarbeitet und herausgegeben von Rolf Lieberwirth. Weimar, Böhlau: 1967; S. 32-
107.
- *Einleitung zu der Vernunft-Lehre: Christian Thomasens// Jcti und Chur-
Brandenburgischen// Raths// Einleitung// zu der// Vernunft-Lehre [...]* Halle, bei
Christoph Salfelden: 1691 [Reprint Hildesheim, Olms: 1968].
- *Außübung der Vernunft-Lehre: Christian Thomasens// Jcti und Chur-Brandenb. Raths//
// Außübung// Der// Vernunft-Lehre [...]* Halle, bei Christoph Saalfelden: [1691]

- [Reprint Hildesheim, Olms: 1968].
- Weise, Christian. Oratorisches Systema: Christian Weisens// Oratorisches// SYSTEMA,// Darinne// Die vortreffliche Disciplin// In ihrer// Vollkommenen Ordnung// aus richtigen Principiis// vorgestellt,// Und mit lauter neuen Exempel// erklärt wird,// Allen denjenigen zu Dienste, welche den Kern// aus den bißherigen Büchern vor sich und// andere finden wollen.// Nebst einem curieusen Capitel// von Politischen Reden// in richtige Fragen abgefasset,// Samt einem vollständigen Register.// Mit Königl. Poln. Und Churfl. Sächß. Allernädigsten// PRIVILEGIO.// Leipzig,// Bey Johann Friedrich Gleditsch.// 1707.
- Valla, Lorenzo. Repastinatio dialectice et philosophie. Hg. v. Gianni Zippel. 2 Bd., Padua, Editrice Antenore: 1982.
- Walch, Johann Georg. Philosophisches Lexicon: worinnen die in allen Theilen der Philosophie, vorkommende Materien und Kunst-Wörter erkläret, aus der Historie erläutert, die Streitigkeiten der ältern und neuern Philosophen erzehlet, beurtheilet, und die dahin gehörigen Schriften aufgeföhret werden ; mit vielen neuen Zusätzen und Artikeln vermehret, und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt, wie auch mit einer kurzen kritischen Geschichte der Philosophie aus dem Bruckerischen großen Werke versehen. Vierte Auflage in zween Theilen. Leipzig, in Gleditschens Buchhandlung: 1775 [Reprint Hildesheim, Olms: 1968].
- Weier, Johannes. Opera Omnia: IOANNIS WIERI,// Illustrißimi Ducis Iuliae, Cliviae & etc.,// quondam Archiatri// OPERA OMNIA.// QUORUM// Contenta versa pagina exhibet.// Editio nova & hactenus desiderata,// Accedunt Indices Rerum & verborum copiosissimi.// AMSTELODAMI.// Apud PETRUM VANDEN BERGE, sub Signo// Montis Parnassi.// ANNO MDCLX.

b) Sekundärliteratur

i.) Abkürzungen für häufig zitierte Werke:

- AdB: Allgemeine deutsche Biographie. Hg. von der historischen Commission der Wissenschaften: 1875-1912 [Reprint Berlin, Drucker & Humblot: 1970].
- EdM: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Berlin/ New York: de Gruyter: ab 1977.
- EW: Encyclopedia of Witchcraft. The Western Tradition. Hg. v. Richard M. Golden. Santa Barbara/ Denver/ Oxford, ABC-CLIO: 2006.
- Grimm, Jacob und Wilhelm. Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Hirzel: 1854-1954.
- HWdA: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin/ Leipzig, de Gruyter: 1927- 1942.
- HWR. Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gerd Ueding. Darmstadt, WBG: ab 1992.
- Pauly: Der neue Pauly. Lexikon der Antike. Hg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider. Stuttgart/ Weimar, Metzler: ab 1996.
- RGG: Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hg. v. Hans Dieter Betz, Don S. Browning, Bernd Janowski, Eberhard Jüngel. Tübingen, Mohr Siebeck: 1998-2007.
- RL: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Hg. v. Klaus Weimar, Harald Fricke,

- Jan-Dirk Müller. Berlin/ New York, de Gruyter: 1997-2000.
- VD 16: Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. Stuttgart, Hiersemann: 1983-2000.
- VD 17: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts; URL: <http://www.vd17.de/>
- Zedler. Grosses Vollständiges Universal-Lexikon. Hg. v. Johannes Heinrich Zedler. Leipzig/Halle: 1732 – 1750. [Reprint: Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz, 1962].

ii). Zitierte Sekundärliteratur

- Alsheimer, Rainer. Lexikoneintrag „Kompilationsliteratur“. In: EdM, Bd. 8; S. 111-114.
- Alsheimer, Rainer, Wolfgang Brückner. Das Wirken des Teufels. Theologie und Sage im 16. Jahrhundert. In: Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Hg. v. Wolfgang Brückner. Berlin, Erich Schmidt: 1974; S. 393-416.
- Alt, Peter André. Fragmentierung und Reorganisation arkanen Wissens. Zur Verarbeitung hermetischer Topoi in der barocken Bukolik. In: Scientia Poetica 12 (2008); S. 1-43.
- Arens, Hans. Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. 2. Auflage, Freiburg/ München, Karl Alber: 1969.
- Baeumer, Max (Hg.) Toposforschung. Darmstadt, WBG: 1973.
- Baroja, Julio Caro. Witchcraft and Catholic Theology. In: Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries. Hg. v. Bengt Ankarloo, Gustav Henningsen. Oxford, Clarendon Press: 1990; S. 19-43.
- Barthes, Roland. S/Z. Übersetzt von Jürgen Hoch. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1998.
- Battafarano, Italo Michele. Die Imagination in Hexenlehre, Medizin und Naturphilosophie. Zur Debatte um den teuflischen, göttlichen oder physiologischen Ursprung der Imagination bei Bodin, Binsfeld, Delrio sowie bei Weyer, Fienus, Johann Baptist von Helmont und Knorr von Rosenroth. In: Morgen-Blanz 13 (2003); S. 73-96.
- Baudrillard, Jean. Der symbolische Tausch und der Tod. München, Matthes & Seitz: 1982.
- Bauer, Barbara. Lexikonartikel „Aemulatio“ in: HWR, Bd. 1, Sp. 141-187.
- Baufeld, Christa. Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Tübingen, Niemeyer: 1996.
- Baxter, Christopher R. Bodin's Daemon and his Conversion to Judaism. In: Jean Bodin. Verhandlungen der internationalen Bodin Tagung in München [...] Hg. v. Horst Denzer. Beck, München: 1973; S. 1-21.
- Behrendt, Walter. Lehr-, Wehr- und Nährstand. Haustafelliteratur und Dreiständelehre im 16. Jh. Diss. Berlin: 2009.
- Behringer, Wolfgang. Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung. München, Beck: 2007.
- Hexen und Hexenprozesse in Deutschland. München, dtv: 2000.
 - Der „Bayerische Hexenkrieg“. Die Debatte am Ende der Hexenprozesse in Deutschland. In: Das Ende der Hexenverfolgung. Hg. v. Sönke Lorenz, Dieter R. Bauer. Stuttgart, Steiner: 1995; S. 287-313.
 - Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit. München, Oldenbourg: 1987.
- Behringer, Wolfgang, Günter Jerouschek. „Das unheilvollste Buch der Weltliteratur“? Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Malleus Maleficarum und zu den Anfängen der Hexenverfolgung. In: Heinrich Kramer (Institoris). Der Hexenhammer. Malleus Maleficarum. Kommentierte Neuübersetzung. Hg. von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek, Werner Tschacher. München, dtv: 2000; S. 9-98.

- Bennett, Tony. Texts in history: the determinations of readings and their texts. In: Post-structuralism and the question of history. Hg. v. Derek Attridge, Geoff Bennington, Robert Young. Cambridge, Cambridge University Press: 1987; S. 63-81.
- Berndt, Frauke. Topik-Forschung. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegungen und Anwendungsperspektiven. Hg. v. Astrid Erll, Ansgar Nünning. Berlin, de Gruyter: 2005; S. 31-52.
- Berns, Jörg Jochen, Wolfgang Neuber. Seelenmaschinen. Zur Konstruktion einer Gattungsgeschichte der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen *ars memorativa*. In: Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Menemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne. Wien, Böhlau: 2000; S. 745-764.
- Berns, Jörg Jochen, Wolfgang Neuber (Hg.). Das enzyklopädische Gedächtnis der Frühen Neuzeit. Enzyklopädie- und Lexikonartikel zur Mnemonik. Tübingen, Niemeyer: 1998, S. 380.
- Bezold, F. von. Jean Bodin als Okkultist und seine Démonomanie. In: Historische Zeitschrift 105 (1910); S. 1-64.
- Biedermann, Hans. Einführung. In: Nyder [Nider], Johannes. Formicarius. Köln, o. J., bei Guldenhaff [Reprint Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt: 1971].
- Blair, Ann. Annotating and indexing natural philosophy. In: Books and the sciences in history. Hg. v. Frasca-Spada, Marina, Nick Jardine. Cambridge, Cambridge University Press: 2000; S. 69-89.
- The Foundations of Bodin's Natural Philosophy. In: Bodinus Polymeres. Neue Studien zu Jean Bodins Spätwerk. Hg. v. Ralf Häfner. Wiesbaden, Harrassowitz: 1999; S. 57-77.
 - The Theatre of Nature. Jean Bodin and Renaissance Science. Princeton, Princeton University Press: 1997.
- Blaufuß, Dietrich. Reichsstadt und Pietismus – Philipp Jacob Spener und Gottlieb Spizel aus Augsburg. Neustadt a. d. Aisch, Degener & Co: 1977.
- Bloch, Ernst. Christian Thomasius, ein deutscher Gelehrter ohne Misere. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1967.
- Boas Hall, Marie. Problems of the Scientific Renaissance. In: The Renaissance. Essays in Interpretation. London/ New York, Methuen: 1982; S. 273-296.
- Bornscheuer, Lothar. Topik. Zur Struktur gesellschaftlicher Einbildungskraft. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1976.
- Borst, Arno. Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. Stuttgart, Hiersemann: 1957-1963.
- Bourdieu, Pierre. Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 2001.
- Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1974.
- Briggs, John. Francis Bacon and the rhetoric of Nature. Cambridge/London, Harvard University Press; 1989.
- Brittnacher, Hans Richard. Ästhetik des Horrors. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1994.
- Brückner, Wolfgang. Lexikoneintrag „Magica-Literatur“. In: EdM, Bd. 9, Sp. 1f.
- Historien und Historie. Erzählliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts als Forschungsaufgabe. In: Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Hg. v. Wolfgang Brückner. Berlin, Erich Schmid: 1974; S. 13-123.
- Bruns, Silvin. Zur Geschichte des Inquisitionsprozesses: Der Beschuldigte im Verhör nach Abschaffung der Folter. Diss. Universität Bonn: 1994.
- Bruyère, Nelly. Méthode et dialectique dans l'oeuvre de La Ramée. Paris, Vrin: 1984.
- Bulang, Tobias. Ursprachen und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts

- Geschichtsklitterung*. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 56 (2006), S. 127-148.
- van Bunge, Wiep. Einleitung in: Balthasar Bekker. *Die bezauberte Welt* (1693). Mit einer Einleitung herausgegeben von Wiep van Bunge. Bad Canstatt, frommann-holzboog: 1997; S. 7-78.
- Bußmann, Hadumod (Hg.). *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart, Kröner: 2002.
- Cave, Terence. *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance*. Oxford, Clarendon Press: 2000 [erstmalig 1979].
- Clark, Stuart. *Thinking With Demons. The Idea of Witchcraft in Early Modern Europe*. Oxford, Oxford University Press: 1999.
- Glaube und Skepsis in der deutschen Hexenliteratur von Johann Weyer bis Friedrich von Spee. In: *Vom Unfug des Hexen-Processes: Gegner der Hexenverfolgung von Johann Weyer bis Friedrich Spee*. Hg. v. Hartmut Lehmann, Otto Ulbricht. Wiesbaden, Harrassowitz: 1992; S. 15-33.
 - Inversion, Misrule and the Meaning of Witchcraft. In: *Past & Present* 86 (1980); S. 98-127.
- Clucas, Stephen. 'Wondrous force and operation': magic, science and religion in the Renaissance. In: *Textures of Renaissance Knowledge*. Hg. v. Philippa Berry, Margaret Tudeau-Clayton. Manchester/ New York: Manchester University Press: 2003; S. 35-57.
- Coenen, Hans Georg. Lexikonartikel „Locus communis“ in: HWR, Bd. 5, Sp. 398-411.
- Cook, Harold J. *Das Wissen von den Sachen*. In: *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Hans Ulrich Schneider. Darmstadt, WBG: 2006; S. 81-96.
- de Courcelles, Dominique. *Pensée lullienne et Colloquium heptaplomeres*. In: *Bodinus Polymeres. Neue Studien zu Jean Bodins Spätwerk*. Hg. v. Ralph Häfner. Wiesbaden, Harrassowitz: 1999; S. 99-117.
- Couzinet, Marie-Dominique. *Jean Bodin*. Paris, Memini: 2001 (= *Bibliographie des Ecrivains Français*, Bd. 23).
- Curtius, Ernst Robert. *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Basel/ Tübingen, Francke: 1993.
- Begriff einer historischen Topik. In: *Toposforschung*. Hg. v. Max Baeumer. Darmstadt, WBG: 1973; S. 1-18 [Erstdruck: 1938].
- Dannat, Sabine, Martin Gottschalk. *Die Abschaffung der Folter im Aufklärungsdiskurs*. In: „Auss liebe der gerechtigkeit vnd ummb gemeines nutz willenn“. *Historische Beiträge zur Strafverfolgung*. Hg. v. Günter Jerouschek und Hinrich Rüping. Tübingen, diskord: 2000; S. 135-163.
- Daston, Lorraine. *Die Lust an der Neugier in der frühneuzeitlichen Wissenschaft*. In: *Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit*. Hg. v. Klaus Krüger. Göttingen, Wallstein: 2002; S. 147-175.
- Objectivity vs. Truth. In: *Wissenschaft als kulturelle Praxis, 1750-1900*. Hg. v. Hans Erich Bödeker, Petr Hanns Reill, Jürgen Schlumbohm. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 1999; S. 17-32.
- Daston, Lorraine, Katharine Park. *Wonders and the Order of Nature 1150-1750*. New York, Zone Books: 1998.
- Daxelmüller, Christoph. *Narratio, Illustratio, Argumentatio. Exemplum und Bildungstechnik in der Frühen Neuzeit*. In: *Exempel und Exempelsammlungen*. Hg. v. Walter Haug, Burghart Wachinger. Tübingen, Niemeyer: 1991; S. 77-94.
- Deleuze, Gilles, Felix Guattari. *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1974.
- Delumeau, Jean. *Die Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jhs*. Reinbek bei Hamburg, Rowolth: 1985.
- Desroches, Dennis. *Francis Bacon and the Limits of Scientific Knowledge*. London/ New

- York, continuum: 2006.
- Dillinger, Johannes. Hexen und Magie. Eine historische Einführung. Frankfurt am Main 2007 (= Historische Einführungen 3).
- Dilthey, Wilhelm. Die Entstehung der Hermeneutik. In: Dilthey, Wilhelm. Gesammelte Schriften. Bd. V, 1: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Stuttgart, Teubner: 1974; S. 317-331.
- Duhr, Bernhard. Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexeprozessen. Köln, J. P. Bachem: 1900.
- von Dülmen, Richard. Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. III: Religion, Magie, Aufklärung. München, Beck: 1994.
- Dünnhaupt, Gerhard. Chronogramme und Kryptonyme. Geheime Schlüssel zu Datierung und Autorschaft der Werke des Polyhistor Johannes Praetorius. In: Philobiblon 21, 2 (1977); S. 130-135.
- Eco, Umberto. Auf der Suche nach der vollkommenen Sprache. München, dtv: 2002.
- Eibach, Joachim. *Böse Weiber* und *grobe Kerle*. Delinquenz, Geschlecht und soziokulturelle Räume in der frühneuzeitlichen Stadt. In: Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne. Hg. v. Andreas Blauert, Gerd Schwerhoff. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz: 2000; S. 669-688.
- Elsky, Martin. Authorizing Words. Speech, Writing, and Print in the English Renaissance. Ithaca/ London, Cornell University Press: 1989.
- Engels, Johannes. Lexikonartikel „Ingenium“ in: HWR, Bd. 4; Sp. 382 – 417.
- Enenkel, Karl A. E. *Ars antiquatis*: Erkenntnissteuerung und Wissensverwaltung in Werken zur römischen Kulturgeschichte (ca. 1500 – 1750). In: Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period. Hg. v. Karl A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber. Leiden/ Boston, Brill: 2005; S. 51 – 123.
- Erl, Astrid. Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegungen und Anwendungsperspektiven. Hg. v. Astrid Erl, Ansgar Nünning. Berlin/ New York, de Gruyter: 2005; S. 249-276.
- Eybl, Franz M. Bibelenzyklopädien im Spannungsfeld von Konfession, Topik und Buchwesen. In: Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hg. v. Franz M. Eybl, Wolfgang Harms, Hans-Henrik Krummacher, Werner Welzig. Tübingen, Niemeyer: 1995; S. 120-140.
- Farmer, Stephen Allan. Syncretism in the West: Pico's 900 Theses (1486). The Evolution of Traditional Religious and Philosophical Systems. Tempe, Medieval & Renaissance Texts & Studies: 1998.
- Finance, J. Les degrés de l'être chez Saint Thomas D'Aquin. In: Ales Bello, Angela (Hg.) The Great Chain of Being and Italian Phenomenology. Dordrecht, Reidel: 1981 (= Analecta Husserliana XI); S. 51-58.
- Fischer, Hermann. Schwäbisches Wörterbuch. Tübingen, Laupp: 1914.
- Fliedl, Konstanze. Weltbilder der Literatur – Konstrukte der Literaturwissenschaften. In: Weltbilder in den Wissenschaften. Hg. von Emil Brix, Gottfried Magerl. Wien/ Köln/ Weimar, Böhlau: 2005; S: 129-146.
- Foucault, Michel. Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main, 1994.
- Franklin, Julian H. Jean Bodin and the sixteenth-century revolution in the methodology of law and history. New York/ London, Columbia University Press: 1963.
- Frede, Michael. Lexikonartikel „Skeptizismus“ in: Pauly, Bd. 12/2; Sp. 1107-1111.
- Lexikonartikel „Pyrrhon“ in: Pauly, Bd. 10, Sp. 644f.
- Frenzel, Elisabeth. Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längs-

- schnitte. Stuttgart, Kröner: 2005.
- Friedrich, Markus. Das Buch als Theater. Überlegungen zu Signifikanz und Dimensionen der *Theatrum*-Metapher als frühneuzeitlicher Buchtitel. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 205-232.
- Friedrich, Udo. Grenzen des Ordo im enzyklopädischen Schrifttum des 16. Jahrhunderts. In: Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Hg. v. Christel Meier. München, Wilhelm Fink Verlag: 2002; S. 391-408.
- Funkenstein, Amos. *Theology and the scientific imagination from the middle ages to the seventeenth century*. Princeton, Princeton University Press: 1986.
- Gadamer, Hans Georg. Rhetorik und Hermeneutik. In: Gadamer, Hans Georg. *Wahrheit und Methode*, Bd. 2: Ergänzungen und Register. Tübingen, Mohr: 1993 [Erstdruck: 1976]; S. 276-291.
- Ganghofer, Ludwig. *Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais*. München, Ackermann: 1881.
- Gaukroger, Stephen. *Francis Bacon and the Transformation of Early Modern Philosophy*. Cambridge, Cambridge University Press: 2001.
- van Gemert, Guillaume. Balthasar Bekker und Friedrich Spee. Hexenglaube und Konfessionalität in den Niederlanden und im deutschen Sprachraum im 17. Jahrhundert. In: *Spee-Jahrbuch* 11 (2004); S. 15-54.
- Genette, Gérard. *Die Erzählung*. 2. Auflage, München, Fink: 1998.
- Geulen, Hans. Johann Fischarts „Geschichtklitterung“. Nachträge zu ihrer Bedeutung. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 39 (1989); S. 147-155.
- Gierl, Martin. Kompilation und Produktion von Wissen im 18. Jahrhundert. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 63-94.
- Giesecke, Michael. *Der Buchdruck der Frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1991.
- Ginzburg, Carlo. Deciphering the Sabbath. In: *Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries*. Hg. von Bengt Ankarloo und Gustav Henningsen. Oxford, Clarendon Press: 1990; S. 121-137.
- Glowa, Josef K. *Johann Fischart's *Geschichtklitterung*. A Study of the Narrator and Narrative Strategies*. Frankfurt am Main u. a., Lang: 2000.
- Goldammer, Kurt. *Der göttliche Magier und die Magierin Natur. Religion, Naturmagie und die Anfänge der Naturwissenschaft vom Spätmittelalter bis zur Renaissance. Mit Beiträgen zum Magie-Verständnis des Paracelsus*. Stuttgart, Franz Steiner Verlag: 1991.
- Goldmann, Stefan. Zur Herkunft des Topos-Begriffs von Ernst Robert Curtius. In: *Euphorion* 90 (1996); S. 134-150.
- Goodman, Nelson. *Ways of Worldmaking*. Hassocks, Harvester Press: 1978.
- Graf, Klaus. Erzählmotive in frühneuzeitlichen Kriminalquellen. In: *Folklore als Tatsachenbericht*. Hg. von Jürgen Beyer, Reet Hiimä. Tartu, Eesti Kirjandusmuuseum: 2001; S. 21-36.
- Greyerz, Kaspar von. Introduction. In: *Religion and Society in Early Modern Europe*. Hg. v. Kaspar von Greyerz. London, George Allen & Unwin: 1984; S. 1-14.
- Grün, S.: Lexikoneintrag „Affe“. In: *Reallexikon für Antike und Christentum*. Hg. v. Theodor Klauser. Bd. 1, Stuttgart, Hiersemann: 1950, Sp. 158-160.
- Guiot, Bettina. *Methode und Gedächtniskunst. Disposition und Vermittlung und Wissen im ausgehenden 16. Jahrhundert am Beispiel des *Organon Dialecticum et Rhetoricum* des Francisco Sánchez de las Brozas*. Diss. Universität Bielefeld: 2003. URL:

- http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/539/pdf/BG_DISS.pdf [01.02.2009].
- Gumbrecht, Hans Ulrich. Fill up Your Margins! About Commentary and *Copia*. In: *Commentaries* = Kommentare. Hg. v. Glenn W. Most. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht: 1999; S. 443-453.
- Habermann, Mechthild. Deutsche Fachtexte der frühen Neuzeit. Naturkundlich-medizinische Wissensvermittlung im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache. Berlin/ New York, de Gruyter: 2001.
- Hagen, Rune. Lexikonartikel „Bodin, Jean (1529/1530-1596)“. In: EW, Bd. I, S. 129-131.
- Hallacker, Anja, Wilhelm Schmidt-Biggemann. Topik: Tradition und Erneuerung. In: Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissensüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Hg. v. Thomas Frank, Ursula Kocher, Ulrike Tarnow. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 15-27.
- Hallpike, Christopher. Robert. Die Grundlagen primitiven Denkens. München, dtv: 1990.
- Hammerstein, Reinhold. Diabolus in Musica. Studien zur Ikonographie der Musik im Mittelalter. Bern/ München, Franke: 1974.
- Harmon, Roger. Lexikonartikel „Theophrastos“. In: Pauly, Bd. 12/1; Sp. 385-393.
- Hauffen, Adolf. Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Leipzig/ Berlin, de Gruyter: 2 Bd., 1921/22.
- Fischart-Studien III. Der Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie. In: Euphorion 4 (1897); S. 1-16 sowie 251-262.
- Haug, Walter. Exempelsammlungen im narrativen Rahmen. Von ‚Pañcatantra‘ zum ‚Dekameron‘. In: Exempel und Exempelsammlungen. Hg. v. Walter Haug, Burghart Wachinger. Tübingen, Niemeyer: 1991; S. 264-287.
- Hauser, Walter. Der Justizmord an Anna Göldi. Neue Recherchen zum letzten Hexenprozess in Europa. Zürich, Limmat: 2007.
- Hess, Peter. Neoplatonismus und Bacon-Rezeption: Naturphilosophie bei Harsdörffer. In: Morgen-Glantz 13 (2003); S. 321-349.
- Hintikka, Jaakko. Gaps in the Great Chain of Being: an Exercise in the Methodology of the History of Ideas. In: Reforging the Great Chain of Being. Studies in the History of Modal Theories. Hg. v. Simo Knuuttila. Dordrecht, Reidel: 1981; S. 1-17.
- Hirte, Markus. Die Genese des Hexereidelikts. In „Auss liebe der gerechtigkeit vnd umb gemeines nutz willenn“. Historische Beiträge zur Strafverfolgung. Hg. v. Günter Jerouschek, Hinrich Rüping. Tübingen, diskord: 2000; S. 59-82.
- Hodgin, Katharine. Reasoning with Unreason: Visions, Witchcraft and Madness in Early Modern England. In: Languages of Witchcraft. Narrative, Ideology and Meaning in Early Modern Culture. Hg. v. Stuart Clark. London, Macmillan: 2001; S. 217-236.
- Hoffmann, Christian. Bücher und Autographen von Johann Fischart. In: Daphnis 25 (1996), S. 489-579.
- Hoffmann, Ludger. Thema, Themenentfaltung, Makrostruktur. In: Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hg. v. Klaus Brinker, Gerd Antos. Bd. 1. Berlin, de Gruyter: 2000; S. 344-356.
- Hohmann, Hanns. Lexikonartikel „Juristische Rhetorik“. In: HWR, Bd. 4, Sp. 779-832.
- Holenstein, Pia. Der Ehediskurs der Renaissance Fischarts *Geschichtklitterung*. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1991.
- Hookway, Christopher. Lexikonartikel „Sextus Empiricus“ in: Encyclopedia of Empiricism. Hg. v. Don Garrett, Edward Barbanell. Chicago/ London, Fitzroy Dearborn: 1997; S. 390-394.
- Hossenfelder, Malte. Einleitung in: Sextus Empiricus. Grundriß der pyrrhonischen Skepsis. Eingeleitet und übersetzt von Malte Hossenfelder. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1968; S. 12-90.

- Hotson, Howard. *Commonplace Learning. Ramism and its German Ramifications, 1543-1630*. Oxford, Oxford University Press: 2007.
- Hünemörder, Christian. Lexikoneintrag „Affen“ in: *Lexikon des Mittelalters*. Bd 1, München/Zürich, Artemis: 1980. Sp. 194f.
- Iser, Wolfgang. *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München, Fink: 1994.
- *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1991.
- Jackson, Heather J. *Marginalia. Readers writing in books*. New Haven/ London, Yale University Press: 2001.
- Jäger, Hasso H. E. Studien zur Frühgeschichte der Hermeneutik. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 18 (1974); S. 35-84.
- Janson, Stefan. *Jean Bodin – Johann Fischart. De la Démonomanie des sorciers (1580) – Vom ausgelassenen wüthigen Teuffelsheer (1581) und ihre Fallberichte*. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1980.
- Janssen, Frans A. *The rise of the typographical paragraph. Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period*. Hg. v. Karl A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber. Leiden/ Boston: Brill; 2005: S. 9-32.
- Jardine, Lisa. *Distinctive discipline. Rudolph Agricola's influence on methodical thinking in the humanities*. In: *Rodolphus Agricola Phrisius, 1444 – 1485. Proceedings of the International Conference at the University of Groningen, 28 – 30 October 1985*. Hg. v. F. Akkerman, A. J. Vanderjagt. Leiden, Brill: 1988; S. 38 – 57.
- *Lorenzo Valla and the Intellectual Origins of Humanist Dialectic*. In: *Journal of the history of philosophy* 15 (1977); S. 143-164.
 - *Francis Bacon. Discovery and the Art of Discourse*. Cambridge, Cambridge University Press: 1974.
- Jehn, Peter. *Ernst Robert Curtius: Toposforschung als Restauration*. In: *Toposforschung. Eine Dokumentation*. Hg. v. Peter Jehn. Frankfurt am Main, Athenäum: 1972; S. VII-LXIV.
- Jehn, Peter (Hg.) *Toposforschung. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Athenäum: 1972.
- Jerouschek, Günter, Hinrich Rüping. *Grundriss der Strafrechtsgeschichte*. Beck, München: 2007.
- Jerouschek, Günter. *Heinrich Kramer – Zur Psychologie des Hexenjähgers. Überlegungen zur Herkunft des Messers, mit dem der Mord begangen wurde*. In: *Gewalt und ihre Legitimation im Mittelalter. Symposium des Philosophischen Seminars der Universität Hannover vom 26.-28. Februar 2002*. Hg. v. Günther Mensching. Würzburg, Königshausen & Neumann: 2003; S. 113-125.
- Johnston, Sarah Iles. Lexikoneintrag „Mormo“ in: *Pauly*, Bd. 8; Sp. 399f.
- Kabus, Ina. *Der Inquisitionsprozeß im Mittelalter und der frühen Neuzeit*. In: „Auss liebe der gerechtigkeit vnd umb gemeines nutz willenn“. *Historische Beiträge zur Strafverfolgung*. Hg. v. Günter Jerouschek, Hinrich Rüping. Tübingen, diskord: 2000; S. 29-57.
- Kambartel, F. Lexikoneintrag „Erfahrung“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter. Bd. 2, Darmstadt, WBG: 1971; Sp. 609-616.
- Karlsson, Mikael K. Lexikonartikel „Skepticism“. In: *Encyclopedia of Empiricism*. Hg. v. Don Garrett, Edward Barbanell. Chicago/ London, Fitzroy Dearborn: 1997; S. 396-403.
- Kartschoke, Dieter. *Altdeutsche Bibeldichtung*. Stuttgart, Metzler: 1975.
- Kartschoke, Erika. *Einübung in bürgerliche Alltagspraxis*. In: *Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*. Hg. v. Werner Röcke, Marina Münkler. München / Wien, Hanser: 2004 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert

- bis zur Gegenwart, Bd. 1); S. 446- 459.
- Kartschoke, Erika (Hg.) Repertorium deutschsprachiger Ehelehren der Frühen Neuzeit. Bd I, 1: Handschriften und Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin/ Preußischer Kulturbesitz (Haus 2). Berlin, Akademie: 1996.
- Keller, Andreas. Frühe Neuzeit. Das rhetorische Zeitalter. Berlin, Akademie Verlag: 2009.
- Kellner, Beate. Fischarts *Geschichtsklitterung* und Rabelais' *Gargantua*. Komparatistische Perspektiven. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 59.1 (2009); S. 149-167.
- Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ‚Geschichtsklitterung‘ und Rabelais' ‚Gargantua‘. In: Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik. Hg. v. Jan-Dirk Müller. München, R. Oldenbourg: 2007; S. 219-243.
- Kiesow, Rainer Maria. Die Ordnung des juristischen Wissens. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen und Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 59-70.
- Kilcher, Andreas B. *Ars memorativa und ars cabalistica*. Die Kabbala in der Mnemotechnik der Frühen Neuzeit. In: Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Mnemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne. Hg. von Jörg-Jochen Berns und Wolfgang Neuber. Wien/ Köln/ Weimar, Böhlau: 2000; S. 199- 248.
- Klawitter, Arne. Die „fiebrnde Bibliothek“. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur. Heidelberg, Synchron: 2003.
- Klein, Josef. Lexikoneintrag „Exemplum“. In: HWR, Bd. 3; Sp. 60-70.
- Klein, Wolf Peter. Was wurde aus den Wörtern der hebräischen Ursprache? Zur Entstehung der komparativen Linguistik aus dem Geist etymologischer Spekulation. In: Gottes Sprache in der philologischen Werkstatt. Hebraistik vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Hg. v. Veltri, Guiseppa, Gerold Necker. Leiden/ Boston, Brill: 2004; S. 3-23.
- Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins. Berlin, Akademie: 1992.
- Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24. Auflage, Berlin/ New York, de Gruyter: 2002.
- Knape, Joachim, Dietmar Till. Kapitel „Deutschland“ in: Renaissance. Hg. v. Albrecht Noe. Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt: 2008 (=Geschichte der Buchkultur, 6); S. 231-304.
- Knape, Joachim. Lexikonartikel „Historia“. In: HWR, Bd. 3; Sp. 1406-1410.
- Lexikonartikel „Narratio“. In: HWR, Bd 6; Sp. 98-106.
- Kocher, Ursula. *Imagines und picturae*. Wissensorganisation durch Emblemantik und Mnemonik. In: Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissenüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Hg. v. Thomas Frank, Ursula Kocher, Ulrike Tarnow. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 31-45.
- Kögler, Hans Herbert. Michel Foucault. Stuttgart/ Weimar, Metzler: 1994.
- Kopperschmidt, Josef. Argumentationstheorie zur Einführung. Hamburg, Junius: 2000.
- Neue Rhetorik als Argumentationstheorie. In: Die Wiederkehr der Rhetorik. Hg. v. Helmut Vetter, Richard Heinrich. Wien, Oldenbourg; Berlin, Akademie: 1999; S. 93-117.
 - Formale Topik. Anmerkungen zu ihrer heuristischen Funktionalisierung innerhalb einer Argumentationsanalytik. In: Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik“. Hg. v. Gerd Ueding. Tübingen, Niemeyer: 1991; S. 53-62.
- Kristeller, Paul Oskar. Eight Philosophers of the Renaissance. Stanford, Stanford University Press: 1964.

- Kühlmann, Wilhelm, Walter E. Schäfer. Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch. Gesammelte Studien. Tübingen, Niemeyer: 2001.
- Kühlmann, Wilhelm. Poetische Hexenangst. Zu zwei Gedichten des pfälzischen Humanisten Paul Melissus (1539-1602) und ihrem literarischen Kontext. In: Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. Beiträge zur Tagung Kloster Zinna 29.9.-01.10.1997. Herausgegeben und eingeleitet von Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Jörg Jungmayr, Knut Kiesant. Amsterdam/ Atlana, Rodopi: 2000 (= Chloe Beihefte zum Daphnis, Bd. 33); S. 153-174.
- Kombinatorisches Schreiben – „Intertextualität“ als Konzept frühneuzeitlicher Erfolgsautoren (Rollenhagen, Moscherosch). In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u a., Lang: 1994; S. 111-139.
- Kuhn, Thomas F. Mathematical versus Experimental Traditions in the Development of Physical Science. In: Kuhn, Thomas F. The Essential Tension. Selected Studies in Scientific Tradition and Change. Chicago/ London, University of Chicago Press: 1977; S. 31-65.
- Kummer, Christian. „Beschreibung der Unbeständigkeit der bösen Engel und Dämonen“. Pierre de Lancre's Hauptwerk „*Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons*“ von 1612 im Spiegel der modernen Geschichtsforschung. Diss. Wien: 2009. URL: <http://othes.univie.ac.at/5009/> [10.10.2009]
- Kunze, Horst. Über das Registermachen. München u. a., K. G. Saur: 1992.
- Kunze, Michael. Der Prozeß Pappenheimer. Ebelsbach, Rolf Gremer: 1981.
- Labouvie, Eva. Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.-19. Jh.). St. Ingbert, Röhrig: 1992.
- Lakoff, George. Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind. Chicago/ London, University of Chicago Press: 1987.
- Lange, Ursula. Untersuchungen zu Bodins Demonomanie. Frankfurt am Main, Klostermann: 1970.
- Lausberg, Heinrich. Handbuch der literarischen Rhetorik. München, Hueber: 1973.
- Leiner, Martin. Die Anfänge der protestantischen Hermeneutik bei Philipp Melancthon. Ein Kapitel zum Verhältnis von Rhetorik und Hermeneutik. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 94 (1997); S. 468-487.
- Leinkauf, Thomas. Absolute Einheit und unendliche Vermittlung im Denken Bodins. Philosophische Grundzüge seines Denkens. In: Bodinus Polymeres. Neue Studien zu Jean Bodins Spätwerk. Hg. v. Ralph Häfner. Wiesbaden, Harrassowitz: 1999; S. 23-55.
- Mundus combinatus. Studien zur Struktur der barocken Universalwissenschaften am Beispiel Athanasius Kirchers SJ (1602-1680). Berlin, Akademie: 1993.
- Lestringant, Frank. André Thevet. Cosmographe des derniers Valois. Genf, Libraire Droz: 1991.
- Leu, Urs B. Die Loci-Methode als enzyklopädisches Ordnungssystem. In: Allgemeinwissen und Gesellschaft. Akten des internationalen Kongresses über Wissenstransfer und enzyklopädische Ordnungssysteme, vom 18. bis 21. September 2003 in Prangins. Hg. v. Paul Michel, Madeleine Herren, Martin Rüesch. www.enzyklopaedie.ch: 2007; S. 337-358.
- Levack, Brian P. The Decline and End of Witchcraft Prosecutions. In: Witchcraft and Magic in Europe. The Eighteenth and Nineteenth Centuries. Hg. v. Marijke Gijswijt-Hofstra, Brian P. Levack, Roy Porter. London, Athlone 1999 (= The Athlone History of Witchcraft and Magic in Europe, Bd. 5); S. 1-94.
- Locher, Elmar. Topos und Argument. Anmerkungen zur Verknüpfung des Monströsen von Schedels *Weltchronik* zu Gaspar Schotts *Physica Curiosa*. In: Intertextualität in der

- Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 194-223.
- Lobsien, Verena Olejniczak. Skeptische Phantasie. Eine andere Geschichte der frühneuzeitlichen Literatur. München, Fink: 1999.
- Lobsien, Verena Olejniczak, Eckhard Lobsien. Die unsichtbare Imagination. Literarisches Denken im 16. Jahrhundert. München, Fink: 2003.
- Lorenz, Sönke. Der Hexenprozeß. In: Wider alle Hexerei und Teufelswerk. Die europäische Hexenverfolgung und ihre Auswirkungen Südwestdeutschland. Hg. v. Sönke Lorenz, Michael Schmidt. Ostfildern, Thorbecke: 2004; S. 131-154.
- Aktenversendung und Hexenprozeß. Dargestellt am Beispiel der Juristenfakultäten Rostock und Greifswald (1570/82-1630). Frankfurt am Main u. a., Lang: 1982.
- Lorenz, Sönke, Dieter R. Bauer (Hg.). Das Ende der Hexenverfolgungen. Stuttgart, Steiner: 1995
- Lovejoy, Arthur. The Great Chain of Being. Cambridge/ London, Harvard University Press: 1976 [erstmals 1933].
- Lugowski, Clemens. Die Form der Individualität im Roman. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1994 [erstmals 1932].
- Luhmann, Niklas. Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 1987.
- Lux, Anne-Christin. Die Drecksapotheke des Christian Franz Paullini. Magisterarbeit, Münster: 2005. URL: http://www.volkskunde-rheinland-pfalz.de/dreckapotheke/pdf/paullini_magisterarbeit_vollst_ohne_abbildungen.pdf [16. 08. 2009].
- Lyons, John. Exemplum. The Rhetoric of Example in Early Modern France and Italy. Princeton, Princeton University Press: 1989.
- Mack, Peter. Renaissance Argument. Valla and Agricola in the Traditions of Rhetoric and Dialectic. Leiden, Brill: 1993.
- Rudolph Agricola's Topics. In: Rodolphus Agricola Phrisius. 1444-1485. Proceedings of the International Conference at the University of Groningen. Hg. v. Akkerman, F. und A. J. Vanderjagt. Leiden, Brill: 1988; S. 257-269.
- Mainberger, Sabine. Die Kunst des Aufzählens. Elemente zu einer Poetik des Enumerativen. Berlin/ New York, de Gruyter: 2003.
- Manns, Stefan. Nucleus emblematum. Überlegungen zu einer Semiotik des Emblems. In: Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissensüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Hg. v. Thomas Frank, Ursula Kocher, Ulrike Tarnow. Göttingen, V&R unipress: 2007; S. 47-65.
- Martinez, Matias, Michael Scheffel. Einführung in die Erzähltheorie. 7. Auflage, München, Beck: 2007.
- Marzell, Heinrich. Lexikoneintrag „Alraune“ in: HWdA, Bd. 1; Sp. 312-324.
- Mayer-Tasch, Peter Cornelius. Jean Bodin. Eine Einführung in sein Leben, sein Werk und seine Wirkung. Mit einer Bibliographie zum geistes- und sozialwissenschaftlichen Schrifttum über Bodin zwischen dem Jahr 1800 und dem Jahr 2000. Düsseldorf/ Bonn: Parerga: 2000.
- McKitterick, Paul. Print, Manuscript and the Search for Order, 1450-1830. Cambridge, Cambridge University Press: 2003.
- McRae, Kenneth. A Postscript in Bodin's Connection with Ramism. In: Journal of the History of Ideas 24 (1963), S. 569-571.
- Ramist Tendencies in the Thought of Jean Bodin. Journal of the History of Ideas 16 (1955), S. 306-323.

- Mebane, John S. Renaissance Magic and the Return of the Golden Age. The Occult Tradition and Marlowe, Jonson, and Shakespeare. Lincoln/ London, University of Nebraska Press: 1989.
- Meier, Jörg (Hg.) Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. Berlin, de Gruyter: 2005.
- Meier, Jörg, Arne Ziegler. Textsorten und Textallianzen in städtischen Kanzleien. In: Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin, 21. bis 25. Mai 2003. Hg. v. Franz Simmler, Claudia Wich-Reiff. Berlin, Weidler: 2004; S. 129-166.
- Meinel, Christoph. Enzyklopädie der Welt und Verzettelung des Wissens: Aporien der Empirie bei Joachim Jungius. In: Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hg. v. Franz M. Eybl, Wolfgang Harms, Hans-Henrik Krummacher, Werner Welzig. Tübingen, Niemeyer: 1995; S. 162-187.
- Miletto, Gianfranco. Die Bibel zwischen Tradition und Innovation. In: Gottes Sprache in der philologischen Werkstatt. Hebraistik vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Hg. v. Giuseppe Veltri, Gerold Necker. Leiden / Boston, Brill: 2004; S. 97-110.
- Monfasani, John. Lorenzo Valla and Rudolph Agricola. In: Journal of the History of Philosophy 28, 2 (1990); S. 181-200.
- Monter, William. Lexikonartikel „Fischart, Johann (1546-1590)“. In: EW, Bd. II, S. 377.
- Moss, Ann. Locating Knowledge. In: Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period. Hg. v. Karl A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber. Leiden / Boston: Brill; 2005; S. 35 – 49.
- Printed Commonplace-Books and the Structuring of Renaissance Thought. Oxford, Clarendon Press: 1996.
- Muchembled, Robert. Satanic Myth and Cultural Reality. In: Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries. Hg. v. Bengt Ankarloo und Gustav Henningsen. Oxford, Clarendon Press: 1990; S. 139-160.
- Lay Judges and the Acculturation of the Masses (France and the Southern Low Countries, Sixteenth to Eighteenth Centuries). In: Religion and Society in Early Modern Europe. Hg. v. Kaspar von Greyerz. London, George Allen & Unwin: 1984; S. 56-65.
 - Sorcières du Cambrésis. L'acculturation du monde rural aux XVI^e et XVII^e siècles. In: Dupont-Bouchat, Marie-Sylvie, Willem Frijhoff, Robert Muchembled. Prophètes et sorciers dans les Pays-Bas XVI^e-XVII^e siècle. Hachette: 1978; S. 155-261.
- Muckelbauer, John. The Future of Invention. Rhetoric, Postmodernism, and the Problem of Change. Albany, State University of New York Press: 2008.
- Müller, Achatz von. Reuchlin: Die Welt im Auge und in den Augen der Welt. Wissenschaft und Wahrheit im frühen 16. Jahrhundert. In: Die Welt im Augenspiegel. Johannes Reuchlin und seine Zeit. Hg. v. Daniela Hacke, Bernd Roeck. Stuttgart, Thorbecke: 2002; S. 9-16.
- Müller, Jan Dirk. Universalbibliothek und Gedächtnis. Aporien frühneuzeitlicher Wissenskodifikation bei Conrad Gesner (Mit einem Ausblick auf Antonio Possevino, Theodor Zwinger und Johann Fischart). In: Erkennen und Erinnern in Kunst und Literatur. Kolloquium Reisenburg, 4.-7. Januar 1996. In Verbindung mit Wolfgang Frühwald hg. v. Dietmar Peil, Michael Schilling, Peter Strohschneider. Tübingen, Niemeyer: 1998; S. 285-309.
- Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts *Ehezuchtbüchlein* und *Geschichtklitterung*. In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 63-109.
- Müller, Maria E. Der Poet der Moralität. Untersuchungen zu Hans Sachs. Bern/ Frankfurt am

- Main u. a., Lang: 1985.
- Müller, Ursula. Die Gestalt Lucifers in der Dichtung von Barock bis zur Romantik. Berlin, Ebering: 1935.
- Mundt Lothar. Rudolf Agricolas *De inventione dialectica* – Konzeption, historische Bedeutung und Wirkung. In: Rudolf Agricola 1444-1485. Protagonist des nordeuropäischen Humanismus zum 550. Geburtstag. Hg. v. Wilhelm Kühlmann. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 83-146.
- Einleitung. In: Agricola, Rudolf. *De inventione dialectica in libri tres*. Drei Bücher über die *Inventio dialectica*. Auf der Grundlage der Edition von Alardus von Amsterdam (1539) kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Lothar Mundt. Tübingen, Niemeyer: 1992; S. XIII-XXVII.
- Naucke, Wolfgang. Die Stilisierung von Sachverhaltsschilderungen durch materielles Strafrecht und Strafprozeßrecht. In: *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur*. Vorträge zu einem interdisziplinärem Kolloquium, Hamburg, 10.-12. April 1985. Hg. v. Jörg Schönert, Konstantin Imm, Joachim Linder. Niemeyer, Tübingen: 1991; S. 59- 86.
- Nauta, Lodi. *In Defense of Common Sense. Lorenzo Valla's Humanist Critique of Scholastic Philosophy*. Cambridge/ London, Harvard University Press: 2009.
- Neuber, Wolfgang. *Similitudo* und kulturelles Gedächtnis. Zur Rhetorik der Alterität in der frühen Neuzeit. In: „Und es trieb die Rede mich an...“ Festschrift zum 65. Geburtstag von Gert Ueding. Hg. v. Joachim Knappe, Olaf Kramer u. a. Tübingen, Niemeyer: 2008, S. 181-198.
- Der ‚verderbte‘ Text. Monogenese und Pluralisierung als Theologie des Sündenfalls. In: *Ästhetische Erfahrung und Edition*. Hg. von Rainer Falk und Gert Mattenklott. Tübingen, Niemeyer: 2007; S. 47-58.
 - Lexikoneintrag „Memoria“ in: HWR, Bd. 5; Sp. 1037-1078.
 - Ökonomie des Verstehens. Markt, Buch und Erkenntnis im technischen Medienwandel der Frühen Neuzeit. In: *Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text und Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Horst Wenzel, Wilfried Seipel, Gotthard Wunberg. Wien, Schriften des Kunsthistorischen Museums: 2000; S. 181-211.
 - Topik als Lektüremodell. Zur frühneuzeitlichen Praxis der Texterschließung durch Marginalien – am Beispiel von Hans Stadens *Wahrhaftiger Historia*. In: *Topik und Rhetorik: ein interdisziplinäres Symposium*. Hg. v. Thomas Schirren, Gert Ueding. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 177-197.
 - Topik und Intertextualität. Begriffshierarchie und raministische Wissenschaft in Theodor Zwingers *METHODUS APODEMICA*. In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Hg. v. Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1994; S. 253-278.
 - Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der Frühen Neuzeit. Berlin, Erich Schmidt: 1992.
- Neugebauer-Wölk, Monika. Wege aus dem Dschungel. Betrachtungen zur Hexenforschung. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29, 2 (2003); S. 316-347.
- Neumann, Almut. Verträge und Pakte mit dem Teufel. Antike und mittelalterliche Vorstellungen im „*Malleus Malefactorum*“. St. Ingbert, Röhrig: 1997.
- Neumann, Florian. Lexikoneintrag „Sensus communis“ in: HWR, Bd. 8, Sp. 841-847.
- Jeremias Drexels *Aurifodina* und die *Ars excerpenti* bei den Jesuiten. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 51-61.
- Noe, Alfred. Das Buch in der Gesellschaft der Renaissance. In: *Renaissance*. Hg. v. Alfred Noe. Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt: 2008 (=Geschichte der Buchkultur,

- 6); S. 11-91.
- Nünning, Ansgar. Welten – Weltbilder – Weisen der Welterzeugung: Zum Wissen der Literatur und der Aufgabe der Literaturwissenschaft. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 59, 1 (2009); S. 65-80.
- Oehler, Klaus. Einleitung. In: Aristoteles. Kategorien. Übersetzt und erläutert von Klaus Oehler. Darmstadt, WBG: 1984; S: 37-119.
- Oestmann, Peter. Lexikonartikel „Reichshofrat (Imperial Aulic Chamber)“. In: EW, Bd. 4, S. 953f.
- Ong, Walter. Ramus. Method and the Decay of Dialogue. Cambridge, Mass / London: 1983 [Erstdruck 1958].
- Ramus and Talon Inventory. A short-titled inventory of the published works of Peter Ramus original and in their variously altered forms. Cambridge, Harvard University Press: 1958.
- Oort, Johannes van. Lexikoneintrag „Manichäismus“ in: RGG, Band 5, Sp. 732-741.
- Ottmers, Clemens. Rhetorik. 2. Auflage, Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2007.
- Pätzold, Jörg. Lexikoneintrag „Makrostruktur“. In: Glück, Helmut (Hg.). Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart, Metzler: 2005; S. 393.
- Parkes, M. B. The Influence of the Concepts of *Ordinatio* and *Compilatio* on the Development of the Book. In: Medieval Learning and Literature. Essays presented to Richard William Hunt. Hg. v. J. Alexander, M. T. Gibson. Oxford, Clarendon Press: 1976; S. 115-141.
- Paulys Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaften. Neue Bearbeitung begonnen von Georg Wissowa. Stuttgart, Druckemüller: 1894-1980.
- Perelman, Chaim, L. Olbrechts-Tyteca. The New Rhetoric. A Treatise on Argumentation. Notre Dame/ London: University of Notre Dame Press: 1969 [erstmalig 1958 als „La Nouvelle Rhétorique: Traité de l'Argumentation“].
- Perler, Dominik. René Descartes. München, Beck: 2006.
- Pfeifer, Wolfgang. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin, Akademie Verlag, 1993.
- Piaschweski, Gisela. Lexikonartikel „Wechselbalg“ in: HwdA, Bd. IX, Sp. 835-864.
- Popkin, Richard H. The History of Scepticism from Erasmus to Descartes (Revised Edition). Assen, van Gorcum: 1964.
- Pot, Johan Hendrik van der. Sinndeutung und Periodisierung der Geschichte. Eine systematische Übersicht der Theorien und Auffassungen. Leiden, Brill: 1999 [erstmalig 1951].
- Pott, Martin. Aufklärung und Hexenaberglaube. Philosophische Ansätze zur Überwindung der Teufelspakttheorie in der deutschen Frühaufklärung. In: Das Ende der Hexenverfolgung. Hg. v. Sönke Lorenz, Dieter R. Bauer. Stuttgart, Steiner: 1995; S. 183-202.
- Aufklärung und Aberglaube. Die deutsche Frühaufklärung im Spiegel ihrer Aberglaubenskritik. Tübingen, Niemeyer: 1992.
- Prelli, Lawrence. A Rhetoric of Science. Inventing Scientific Discourse. Columbia, University of South Carolina Press: 1989.
- Prescendi, Francesca. Lexikoneintrag „Incubus oder Incubo“ in: Pauly, Bd. 5, Sp. 964f.
- Rabin, Sheila J. Pico on Magic and Astrology. In: Dougherty, M. V. (Hg.). Pico della Mirandola. New Essays. Cambridge, Cambridge University Press: 2008; S. 152-178.
- Rainer, Wolfgang. Sprachliche Kampfmittel in der Publizistik Johann Fischarts. Diss. Berlin: 1960.
- Ranke, F. Lexikonartikel „Alp“ in: HWdA, Bd. 1, Sp. 281-305.
- Lexikoneintrag „Aufhocker“ in: HWdA, Bd 1, Sp. 675-677.
- Rapp, Christof, Tim Wagner. Einleitung. In: Aristoteles. Topik. Übersetzt und kommentiert von Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart, Reclam: 2004; S. 7-42.

- Rathofer, Johannes. *Der Heliand. Theologischer Sinn als tektonische Form.* Köln/ Graz, Böhlau: 1962.
- Rautenberg, Ursula. *Die Ökonomie des Buches und der Leser: Flächengliederung, Index und Titelblatt.* In: *Literatur – Geschichte – Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft.* FS für Volker Honemann. Hg. v. Nine Miedema, Rudolf Suntrup. Frankfurt am Main u. a., Lang: 2003; S. 503-512.
- Reisenhofer, Elisabeth. *Besessenheit und Exorzismus in der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Strukturen finalistischer Argumentation.* Diss. Wien: 1996.
- Risse, Wilhelm. Vorwort. In: *Agricola, Rudolph. De inventione dialectica libri tres.* Mit einem Vorwort von Wilhelm Risse. Hildesheim/ New York, Olms, 1976. [=Nachdruck der Ausgabe von 1528]; S. 1*-21*.
- *Die Logik der Neuzeit. Bd. 1: 1500-1640.* Bad Canstatt, fromann-holzboog: 1964.
- Röhrich, Lutz. Lexikoneintrag „Kind dem Teufel verkauft oder versprochen“. In: *EdM, Sp. 1247-1253.*
- Roellenbleck, Georg. *Offenbarung, Natur und jüdische Überlieferung bei Jean Bodin.* Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn: 1964.
- Roloff, Hans-Gert. *Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur.* In: *Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. Beiträge zur Tagung Kloster Zinna 29.9.-01.10.1997.* Herausgegeben und eingeleitet von Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Jörg Jungmayr, Knut Kiesant. Amsterdam/ Atlana, Rodopi: 2000 (= Chloe Beihefte zum *Daphnis*, Bd. 33); S. 469-494.
- Roloff, Hans-Gert, Ulrich Seelbach, W. Eckehart Spengler. Nachwort zu: *Johann Fischart. Sämtliche Werke. Bd. 1.* Frankfurt am Main u. a., Lang: 1993; hier S. 451-458.
- Roper, Lyndal. *Witch Craze. Terror and Fantasy in Baroque Germany.* New Haven/ London, Yale University Press: 2004.
- Rummel, Walter, Rita Voltmer. *Hexen und Hexenverfolgungen in der Frühen Neuzeit.* Darmstadt, WBG: 2008.
- Rüping, Hinrich. *Grundriß der Strafrechtsgeschichte. 2. Auflage,* Beck, München: 1991.
- Rupprich, Hans. *Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter zum Barock. Bd. 2: Das Zeitalter der Reformation: 1520-1570.* München, Beck: 1973 (=Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 4,2).
- La Sala, Rosario. *Die Züge des Skeptikers. Der dialektische Charakter von Sextus Empiricus' Werk.* Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2003.
- Sarasin, Philipp. *Michel Foucault zur Einführung.* Hamburg, Junius: 2005.
- Schank, Gerard. *Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts „Geschichtsklitterung“.* Diss. Freiburg: 1974.
- Schanze, Helmut. *Gedruckte Renaissance. Mediengeschichtliche Überlegungen zur Transformation der Rhetorik 1500-1700.* In: Plett, Heinrich F. (Hg.) *Renaissance-Rhetorik. Renaissance-Rhetoric.* Berlin, de Gruyter: 1993; S. 213-222.
- Schlüter, Sabine. *Drucktechnisch-typographisch unmarkierte Makrostrukturen und ihre Ermittlungsverfahren – Exemplifiziert anhand von monologischen und dialogischen Textteilen der Kurzepik.* In: Simmler, Franz (Hg.) *Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 20. bis 22. September 1999.* Frankfurt am Main u. a., Lang: 2002; S. 159-170.
- *Textsorte vs. Gattung. Textsorten literarischer Kurzprosa in der Zeit der Romantik (1795-1835).* Berlin, Weidler: 2001.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm. *Was macht Wissen zuverlässig? Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschafts- und Wissensgeschichte.* In: *Muster im Wandel. Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.* Hg. v. Wolfgang Dickhut, Stefan Manns, Norbert Winkler. Göttingen: V&R unipress: 2008; S. 13 – 29.

- Apokalypse und Philologie. Wissensgeschichten und Weltentwürfe der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Anja Hallacker und Boris Bayer. Göttingen, V&R unipress: 2007 (=Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 2).
 - Enzyklopädie und Philosophia perennis. In: Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hg. v. Franz M. Eybl, Wolfgang Harms, Hans-Henrik Krummacher, Werner Welzig. Tübingen, Niemeyer: 1995; S. 1-18.
 - Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft. Felix Meiner, Hamburg: 1983.
- Schneider, Ulrich Johannes. Bücher als Wissensmaschinen. In: Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit. Hg. v. Ulrich Johannes Schneider. Darmstadt, WBG: 2006; S. 9-20.
- Schnoebelen, Jill. Witchcraft allegations, refugee protection and human rights: a review of the evidence. URL: <http://www.unhcr.org/cgi-bin/txis/vtx/search?page=search&docid=4981ca712&query=witchcraft> [1. 11. 2009].
- Schnyder, André. Malleus Maleficarum von Heinrich Institoris (alias Kramer) unter Mithilfe Jakob Sprengers aufgrund der dämonologischen Tradition zusammengestellt. Kommentar zur Wiedergabe des Erstdrucks von 1487. Göppingen, Kümmerle: 1993.
- Der ‚Malleus Maleficarum‘. Fragen und Beobachtungen zu seiner Druckgeschichte sowie zur Rezeption bei Bodin, Binsfeld und Delrio. In: Archiv für Kulturgeschichte 74, 2 (1992); S. 323-364.
- Scholz-Williams, Gerhild. Ways of Knowing in Early Modern Germany. Johannes Praetorius as a Witness to his Time. Aldershot/ Burlington, Ashgate: 2006.
- Invoking the Powers That Be: Types of Authority and the Production of the *Theatrum de veneficis* (1586). In: The construction of textual authority in German literature of the medieval and early modern periods. Hg. v. James Poang, Claire Baldwin. Chapel Hill/ London: University of North Carolina Press: 2001; S. 191-210.
 - Lexikoneintrag „Hexenliteratur“. In: RL, Bd. 2, S. 44-46.
 - Die Wissenschaft von den Hexen. Jean Bodin und sein Übersetzer Johann Fischart als Demonologen. In: Knowledge, Science and Literatur in Early Modern Germany. Hg. v. Gerhild Scholz-Williams, Stephen K. Schindler. Chapel Hill/ London, University of North Carolina Press: 1996; S. 191-218.
 - Defining Dominion. The Discourses of Magic and Witchcraft in Early Modern France and Germany. Ann Arbor, University of Michigan Press: 1995.
- Schönert, Jörg. Zur Einführung in den Gegenstandsbereich und zum interdisziplinären Vorgehen. In: Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur. Vorträge zu einem interdisziplinärem Kolloquium, Hamburg, 10.-12. April 1985. Hg. von Jörg Schönert, Konstantin Imm, Joachim Linder. Niemeyer, Tübingen: 1991; S. 11 – 51.
- Schröder, Jan. Topik und Jurisprudenz in der Frühen Neuzeit. In: Muster im Wandel. Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.. Hg. v. Wolfgang Dickhut, Stefan Manns, Norbert Winkler. Göttingen, V&R Unipress: 2008; S. 33-48.
- Schröder, Peter. Christian Thomasius zur Einführung. Hamburg, Junius: 1999.
- Schüz, Jonathan. Die Dialektik der Hexen: Fremdes im stereotypen Gewand. In: Czarnecka, Mirosława, Thomas Borgstedt, Thomasz Jabłocki (Hg.). Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster. Frankfurt am Main, Peter Lang: 2010 (= Jahrbuch für internationale Germanistik, Reihe A, Band 99); S. 273-290.
- Topik und textuelle Kommunikation. In: Aussiger Beiträge 1 (2007); S. 141-155.
- Schwerhoff, Gerd. Esoterik statt Ethnologie? Mit Monika Neugebauer-Wölk unterwegs im

- Dschungel der Hexenforschung [April 2007]. URL: http://www.historicum.net/themen/hexenforschung/thementexte/forschungsdebatten/art/Esoterik_statt-1/html/ca/04a0282420/ [21. 10. 2009].
- Straffjustiz und Gerechtigkeit in historischer Perspektive – das Beispiel der Hexenprozesse. In: Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16. - 19- Jahrhundert). Hg. v. Andrea Griesebner Martin Scheuz. Innsbruck, Studien-Verlag: 2002; S. 33-40.
 - Aufgeklärter Traditionalismus – Christian Thomasius zu Hexenprozeß und Folter. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 104 (1987); S. 247-260.
 - Rationalität im Wahn. Zum gelehrten Diskurs über die Hexen in der frühen Neuzeit. In: Saeculum 37, 1 (1986); S. 45-82.
- Seelbach, Ulrich. Ludus Lectoris. Studien zum idealen Leser Johann Fischarts. Heidelberg, Winter: 2000.
- Seifert, Arno. Cognitio historica. Die Geschichte als Namensgeberin der frühneuzeitlichen Empirie. Berlin, Duncker & Humblot: 1976.
- Seitz, Dieter. Johann Fischarts Geschichtsklitterung. Zur Prosastruktur und zum grobanischen Motivkomplex. Frankfurt am Main, Athenäum: 1974.
- Signori, Gabriela. Ein „ungleiches Paar“: Reflexionen zu den schwankhaften Zügen der spätmittelalterlichen „Gerichtsrealität“. In: Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne. Hg. v. Andreas Blauert, Gerd Schwerhoff. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz: 2000; S. 289-314.
- Simmler, Franz. Grundlagen einer Typologie religiöser Textsorten vom 2. Viertel des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts: Die Textsorten „(Geoffenbarte) Erzählung“, „(Geoffenbarter) Bericht“, „Historienbibel“ und „Biblia pauperum“. In: Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 21. bis 25. Mai 2003. Hg. v. Franz Simmler, Claudia Wich-Reiff. Berlin, Weidler: 2004; S. 343-427.
- Teil und Ganzes in Texten. Zum Verhältnis von Textexemplar, Textteilen, Teiltexen, Textauszügen und Makrostrukturen. In: Daphnis 25 (1996): S. 597-625.
 - Makrostrukturen in lateinischen und deutschen Textüberlieferungen der Regula Benedicti. In: Regula Benedicti Studia. Annuario Internationale 14/15 (1985/1986). Fünfter internationaler Regula-Benedicti-Kongress 1984. St. Ottilien, EOS-Verlag: 1988; S. 213-305.
- Simon-Muscheid, Katharina. Täter, Opfer und Komplizinnen – geschlechtsspezifische Strategien und Loyalitäten im Basler *Mortthandel* von 1502. In: Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne. Hg. v. Andreas Blauert, Gerd Schwerhoff. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz: 2000; S.649-667.
- Slights, William W. E. The Edifying Margins of Renaissance English Books. In: Renaissance Quarterly 42, 1 (1989), S. 682-716.
- Sommerhalder, Hugo. Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin, de Gruyter: 1960.
- Stambaugh, Ria. Teufelbücher in Auswahl. Erster Band: Ludwig Milichius: Zauberteufel, Schrapteufel. Berlin, de Gruyter: 1970.
- Stephens, Walter. Demon Lovers: Witchcraft, Sex, and the Crisis of Disbelief. Chicago, Chicago University Press: 2000.
- Lexikoneintrag „Witch and Witchcraft, Definitions of“. In: EW, Bd 4, S. 1200-1205.
- Steller, Walter. Lexikoneintrag „Hippomanes“ in: HwdA, Bd. 4; Sp. 73f.
- Stork, Yvonne. Lexikoneintrag „Langue und parole“ in: Nünning, Ansgar (Hg.) Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. 4. Auflage, Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2008; S. 411 – 412.
- Thesaurus Proverbiorum Medii Aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen

- Mittelalters. Begründet v. Samuel Singer. Berlin, de Gruyter: 1995-2005.
- Thimme, Eva Maria. *Maritare Mundum. Cabala im Werk von Giovanni Pico della Mirandola, Johannes Reuchlin und Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim*. Diss. Berlin: 2006. URL: http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000002503 [30. 03. 2009].
- Thompson, Stith. *Motif-Index of Folk-Literature. A Classification of Narrative Elements in Folktales, Ballads, Myths, Fables, Medieval Romances, Exempla, Fabliaux, Jest-Books, and Local Legends*. Bloomington/ London: Indiana University Press: 1966; Bd. 3; S. 62f.
- Thomsen, Villem. *Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Kurzgefasste Darstellung der Hauptpunkte*. Halle, Niemeyer: 1927.
- Thorndike, Lynn. *A History of Magic and Experimental Science*. 8 Bd. New York, Columbia University Press: 1923-1958.
- Topalovic, Elvira. „*Ich kike in die Stern undt versake Gott den herrn*“. Versprachlichung des Teufelpaktes in westfälischen Verhörprotokollen des 16./ 17. Jahrhunderts. In: *Jahrbuch der August-Wibbelt-Gesellschaft* 20 (2004); S. 69-86.
- Toulmin, Stephen. *Die Verleumdung der Rhetorik*. In: *Argumentieren in der Philosophie*. Hg. v. Rüdiger Bubner, Konrad Cramer, Reiner Wiehl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 1986 [=Neue Hefte für Philosophie 26]; S. 55 – 68.
- Toulmin, Stephen, Richard Rieke, Allan Janik. *An introduction to reasoning*. New York, Macmillan: 1979.
- Traninger, Anita. *Müheleose Wissenschaft. Lullismus und Rhetorik in den deutschsprachigen Ländern der Frühen Neuzeit*. München, Fink: 2001.
- Lexikonartikel „Kombinatorik“ in: HWR, Bd. 4, Sp. 1154-1163.
- Tribble, Evelyn B. *Margins and Marginality. The Printed Page in Early Modern England*. Charlottesville/ London, University Press of Virginia: 1993.
- Tschacher, Werner. Lexikonartikel „Canon Episcopi.“ *Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung*. Hg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller, Jürgen-Michael Schmidt. URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5851/ [15.08.2008].
- Lexikonartikel „Nider, Johannes.“ In: *Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung*. Hg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller, Jürgen-Michael Schmidt. URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1654/ [20. 08. 2009].
- Tschopp, Silvia Serena. *Nationale Stereotype in literarischem Gewand: Das Bild des Spaniers in den Werken deutschsprachiger protestantischer Autoren während des dreißigjährigen Krieges*. In: Czarna, Mirosława, Thomas Borgstedt, Thomasz Jabłocki (Hg.). *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster*. Frankfurt am Main, Peter Lang: 2010 (= *Jahrbuch für internationale Germanistik, Reihe A, Band 99*); S. 67-92.
- Ueding, Gert, Bernd Steinbrink. *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*. 4. Auflage, Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2005.
- Veit, Walter F. Lexikonartikel „Induktion/Deduktion“ . In: HWR, Bd. 4; Sp. 351 – 373.
- *Topics and the Discovery of the New*. In: *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Hg. v. Jürgen Fohrmann. Stuttgart/ Weimar, Metzler: 2004; S. 59-80.
- Vickers, Brian, unter Mitarbeit von Sabine Köllmann. *Mächtige Worte – Antike Rhetorik und europäische Literatur*. Berlin, LIT: 2008.
- Voltmer, Rita. *Hexen. Wissen was stimmt*. Freiburg, Herder: 2008.
- Vormbaum, Reinhold (Hg.). *Evangelische Schulordnungen*. Bd. 1: *Die evangelische Schulordnungen des sechzehnten Jahrhunderts*. Gütersloh, Bertelsmann: 1860.
- Wagner, R. Léon. *Le vocabulaire magique de Jean Bodin dans la Démonomanie des Sorciers*. In: *Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance* 10 (1948); S. 95-123.

- Waibler, Helmut. M. Johannes Praetorius, P. L. C. Bio-bibliographische Studien zu einem Kompilator curieuser Materien im 17. Jahrhundert. Frankfurt am Main u. a., Lang: 1979.
- Wallmann, Johannes. Lexikonartikel „Konkordienbuch“ in: RGG, Bd. 4; Sp. 1603 – 1604.
- Lexikonartikel „Konkordienformel“ in: RGG, Bd. 4; Sp. 1604-1606.
- Warning, Rainer. Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition. In: Romanistisches Jahrbuch 52 (2002); S. 176-209.
- Weidmann, Karl. Der Einfluss des Französischen auf Fischarts Wortschatz im Gargantua. Giessen, Hof- und Universitätsdruckerei Otto Kindt: 1913.
- Weijers, Olga. Funktionen des Alphabets im Mittelalter. In: Seine Welt wissen. Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Hg. v. Ulrich Johannes Schneider. Darmstadt, WBG: 2006; S. 22-32.
- Wels, Volkhard. Humanistische ars und deutsche Sprache in Ortolph Fuchpergers *Dialectica deutsch* (1533). URL:<http://www.phil-hum-ren.uni-muenchen.de/GermLat/Acta/Wels.htm>; [4.09.2008].
- Triviale Künste. Die humanistische Reform der grammatischen, dialektischen und rhetorischen Ausbildung an der Wende zum 16. Jahrhundert. Berlin, Weidler: 2000.
- Werheim-Peuker, Monika. Die gescheiterte Eroberung. Eine diskursanalytische Betrachtung früher französischer Amerikatexte. Tübingen, Narr: 1998.
- Wikipedia: Lexikoneintrag „Alraune“. URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Alraune> [24.02.2009].
- Wilke, Anja. Redewiedergabe in frühneuzeitlichen Hexenprozessen. Ein Beitrag zur Geschichte der Modusverwendung im Deutschen. Berlin/ New York, de Gruyter: 2006.
- Wilkin, Rebecca. Women, Imagination and the Search for Truth in Early Modern France. Aldershot/ Burlington, Ashgate: 2008.
- Wirth, Jean. Against the Acculturation Thesis. In: Religion and Society in Early Modern Europe. Hg. v. Kaspar von Greyerz. London, George Allen & Unwin: 1984; S. 66-78.
- Yao, Shao-Ji. Der Exempelgebrauch in der Sangspruchdichtung vom späten 12. Jahrhundert bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Würzburg, Königshausen & Neumann: 2006.
- Zagorin, Perez. Francis Bacon. Princeton, Princeton University Press: 1998.
- Zarncke, Friedrich. Lexikoneintrag „Praetorius: Johannes P.“ in: AdB, Bd. 26; S. 520-529.
- Zedelmaier, Helmut. *Facilitas inveniendi*. Zur Pragmatik alphabetischer Buchregister. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 191-203.
- *Von den Wundermännern des Gedächtnisses*. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu ‚Polyhistor‘ und ‚Polyhistorie‘. In: Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Hg. v. Christel Meier. München, Fink: 2002; S. 421-450.
- Lesetechniken. Die Praktiken der Lektüre in der Neuzeit. In: Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit. Hg. v. Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow. Tübingen, Niemeyer: 2000; S. 11-30.
- Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit. Köln, Böhlau: 1992.
- Zemon-Davis, Natalie. Fiction in the archives. Pardon tales and their tellers in sixteenth-century France. Cambridge, Polity Press: 1987.
- Zimmermann, Julia. Teufelsreigen – Engelstänze. Kontinuität und Wandel in mittelalterlichen Tanzdarstellungen. Frankfurt am Main u. a., Lang: 2007.
- Zotter, Hans. Parallele Modelle von Wissenssicherung und Ordnung. In: Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Hg. v. Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber. Berlin, Akademie: 2004; S. 25-37.

